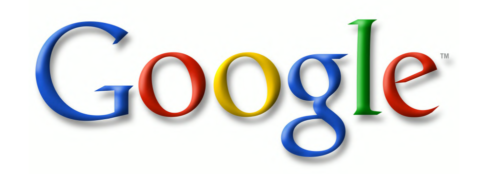
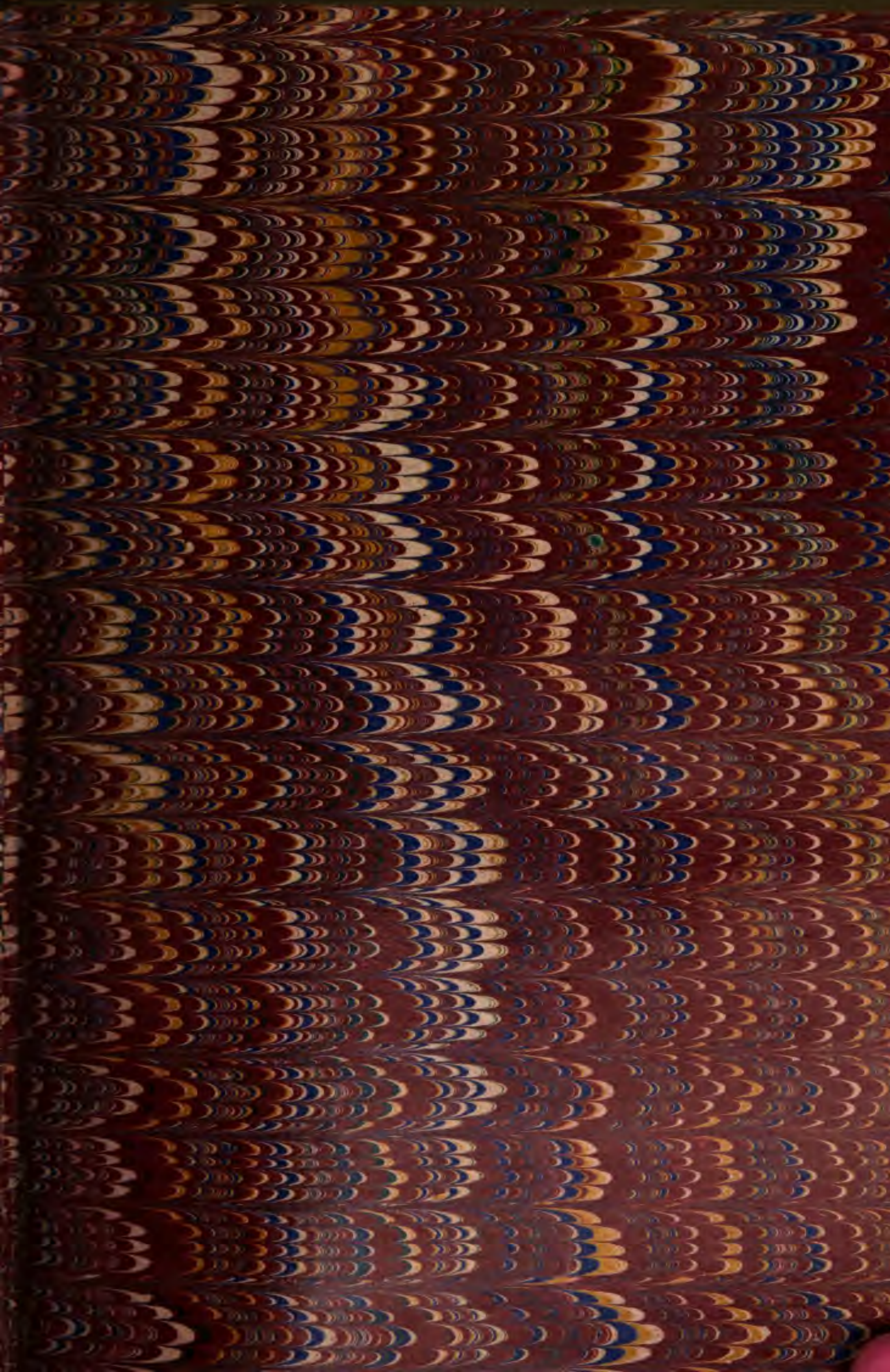
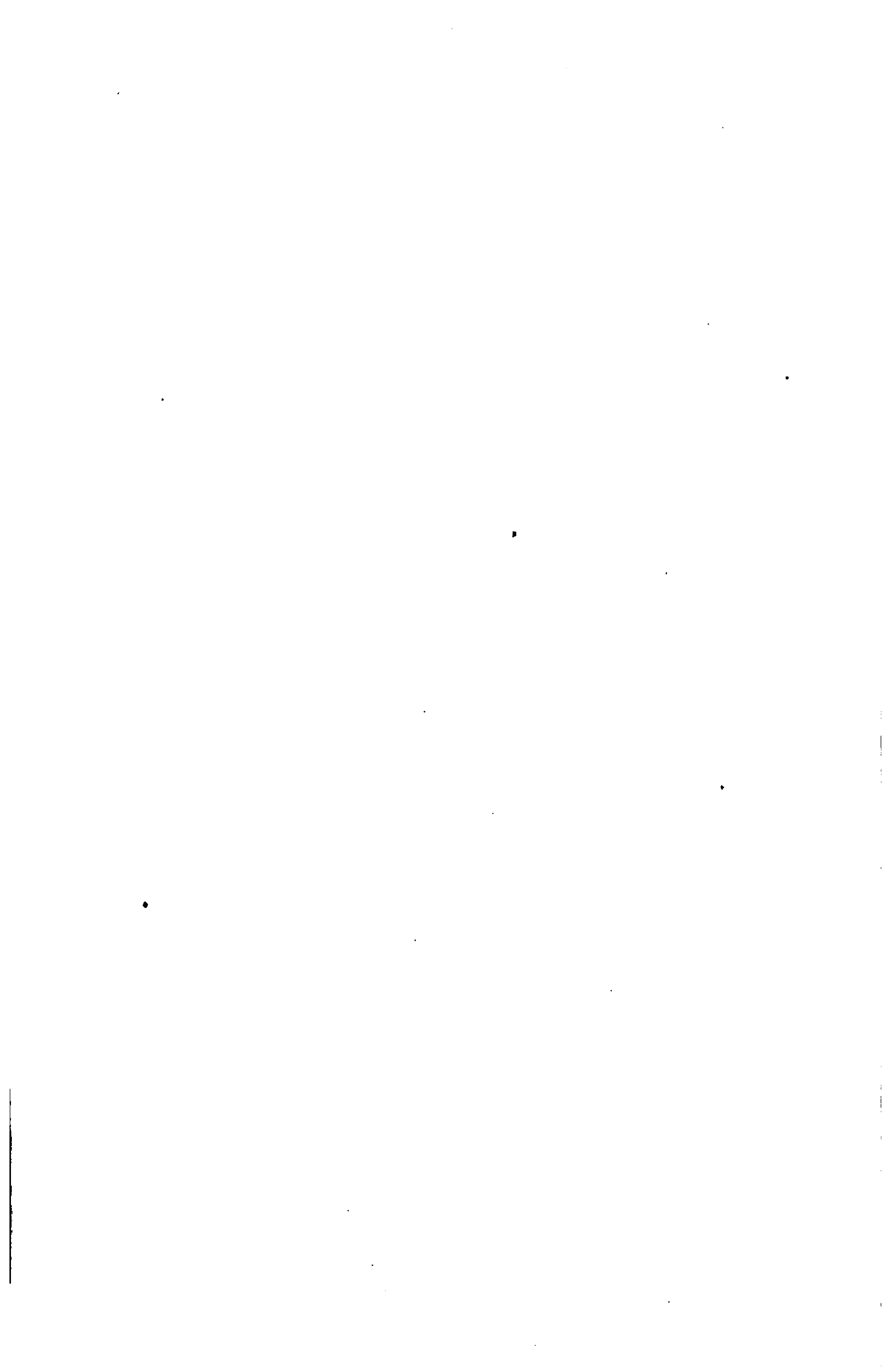





47.b.24
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Um Szepter und Kronen.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Zweite Abtheilung.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1874.

Europäische
Minen und Gegenminen.

Folge von „Um Szepter und Kronen".

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Zweite Auflage.

Vierter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1874.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Paris war auf dem Höhepunkt des Rausches, in welchen die Weltausstellung diese so feinfühlige und so leicht entzündliche Stadt versetzte. Im Palais Elysée entfaltete der Kaiser von Rußland den eigenen glänzenden Hofstaat, umgeben von dem noch schimmernderen Glanz der kaiserlichen Gastfreundschaft, und das Palais war fortwährend von einer dichten Volksmenge umgeben, welche dort unermüdlich aushielt, die an- und abfahrenden Equipagen musternd und kritisirend und das Erscheinen des Zaren erwartend, theils aus Neugier, theils um dem russischen Souverän ihre Sympathieen zu bezeigen. Hatte schon die persönliche Erscheinung Alexander's II., sowie sein freies und ungezwungenes Bewegen unter dem Publikum ihm die Sympathieen der pariser Bevölkerung erworben, so trat dazu noch die fast allgemeine Entrüstung über die taktlosen Demonstrationen, welche einige oppositionelle Advokaten, wie Floquet und Arago, gegen den

Gast Frankreichs an verschiedenen Stellen durch die bei seinem Erscheinen ausgestoßenen Rufe: „Es lebe Polen!“ gemacht hatten. Wo der Kaiser öffentlich erschien, wurde er von dem großen Publikum, welches zeigen wollte, daß es an jenen sinn- und zwecklosen Ungezogenheiten keinen Theil habe, mit allen Zeichen einer wirklichen wohlwollenden Ehrerbietung empfangen.

Fast eben so dicht war die Menschenmenge, welche die Tuilerieen umgab und durch die innern Höfe von der Rue de Rivoli nach den Kais hinwogte. Denn hier hoffte man den König von Preußen, den Sieger von Sadowa zu sehen, und seinen so vielgenannten und so merkwürdigen Minister, den Grafen von Bismarck. War auch hier die Sympathie geringer als in den Umgebungen des Elysée, so war die Neugier größer, mit welcher die Augen dieser Tausende von Menschen durch die Gitter hin nach dem Pavillon Marsan blickten, vor welchem man die Equipagen der Diplomatie und der Großwürdenträger des Kaiserreichs an- und abfahren sah.

Nicht minder zahlreich drängte sich das Publikum auf dem Ausstellungsfelde, — man hatte gehört, daß der König Wilhelm und Graf Bismarck am Morgen dorthin gefahren seien, und die Menge wogte um den kaiserlichen Pavillon her, neugierig durch die großen Fenster in das prachtvolle Interieur mit den farben-

schimmernden Vorhängen blickend und nur mühsam durch die Sergents de Ville von dem Besteigen der den Pavillon umgebenden Treppenstufen zurückgehalten, deren Ecken von kolossalen Adlern, auf goldenen Weltkugeln sitzend, überragt wurden. Aber nicht hier entdeckte man den vielgesuchten Monarchen, denn dieser ging mit dem Grafen Bismarck und den Herren seiner Umgebung im vollsten Inkognito durch die Räume der Ausstellung, und Diejenigen, welche ihn am wenigsten suchten, hatten den Vorzug, ihn aus nächster Nähe sehen zu können.

Fast eine Völkerwanderung aber bildeten die Massen, welche schon seit den frühen Vormittagsstunden des 7. Juni nach der Ebene von Longchamps hinauszogen, denn dort sollte die große Revue stattfinden, bei welcher man die drei Monarchen, umgeben von allem militärischen Pomp des Kaiserreichs, erblicken würde.

Während so ganz Paris einem ungeheuren Bienenschwarm gleich hin und her wogte und sich zum Theil entvölkerte, um das Bois de Boulogne und die Umgebungen von Longchamps zu erfüllen, lag das alte, langgestreckte Tuilerieenschloß in seinem innern Hofe, vor welchem die beiden Reiterposten von den Kürassieren der Garde unbeweglich wie Erzbilder hielten, in majestätischer, schweigender Ruhe da und nur von fern her klangen die

brausenden Stimmen der durcheinander drängenden Volksmassen herüber.

Napoleon saß allein in seinem Kabinet, geöffnete Briefschaften vor sich, und während die Macht und der Glanz von ganz Europa seinen Thron umgab, während seine Hauptstadt sich berauschte an dem Schimmer dieses alle Erinnerungen überbietenden Schauspiels, während seine stolzen, waffenfunkelnden Garden ausrückten, um die Kriegsmacht Frankreichs vor den Beherrschern zu repräsentiren — saß der Kaiser finster in sich zusammengesunken in seinem Lehnstuhl. Die glanzlos müden Augen blickten abgespannt vor sich hin, die schlaffen Züge drückten Leiden und Abspannung aus, und die Fingerspitzen der in dem Schooß ruhenden Hände bewegten sich in leisem, unwillkürlichem Zittern.

„Sie hat Recht," sagte er mit dumpfem Tone, — „die Sibylle im Hause der Lenormand, — strahlender Glanz umgibt meinen Thron und Paris ist in diesem Augenblick fast der Mittelpunkt der Welt, — kaum konnte mein Oheim, als sein Stern im Zenith stand, stolzer herabblicken von der Höhe seiner Macht — und dennoch — dennoch ist mein Herz voll tiefer, banger Unruhe," flüsterte er noch mehr in sich zusammensinkend, — „denn dieß prächtige Gebäude kaiserlicher Herrlichkeit ruht auf Sand — und es will mir nicht gelingen,

den zerbröckelnden Fundamenten wieder Festigkeit zu geben. — Was ist die menschliche Größe," fuhr er nach einigen Augenblicken mit tief schmerzlichem Seufzer fort, — „wovon hängt sie ab? — Mit unerschütterlicher Zähigkeit, mit unbeugsamer Willenskraft, mit unermüdlicher Arbeit der Tage und Nächte habe ich diesen Thron wieder emporgerichtet aus dem chaotischen Abgrunde der Revolution, mit dem Blute von Tausenden, unter den Donnern der Schlachten in der Krim und in Italien habe ich die Macht Frankreichs hoch gehoben in Europa — und nun hängt das Alles an den alternd erstarrenden Muskelfasern, an den erlahmenden Nervenfäden eines kranken Körpers!"

Mit glühendem Blick richtete sich sein Auge nach oben und leise sprachen die schmerzlich zuckenden Lippen:

„Noch zehn Jahre der Kraft gib mir, du unerforschliche Macht, die in geheimnißvollem Dunkel über diesem rollenden Erdball und den auf ihm wachsenden und vergehenden Völkergeschlechtern waltet, — noch zehn Jahre freien Denkens und Wollens — und mein Werk wäre vollendet und befestigt, — ich könnte es den Händen meines Sohnes überlassen und ruhig hinübergehen in jenes unerschlossene Gebiet, das unser Leben mit finsterem Horizont umschließt!"

Er schwieg und ein leises Zittern flog durch seine

Gestalt wie ein körperlicher Schmerz, fest preßten sich seine Lippen auf einander und eine tiefe Blässe zog über sein Gesicht.

„Ich werde sie nicht haben,“ flüsterte er, „die Zeit, die ich bedarf, — ich werde abtreten müssen, während mein Werk zerfällt, — ich fühle es — ich bin krank und weiter und weiter greift die zerstörende Hand dieser Krankheit in das Gefüge meines Körpers, — kaum kann ich die Anstrengung dieser fürstlichen Besuche ertragen, — kaum vermag ich den spähenden Augen der Welt zu verbergen, was ich leide! Und von dem Kranken weicht das Glück, — dieser räthselhafte Faden im menschlichen Leben! Es ist, als ob die kalte Hand des Todes überall eingriffe in die Fäden meiner Kombinationen, meine Pläne vereitelnd, als ob ich gebannt bleiben sollte in dieses ewige Schwanken der Unsicherheit und Unklarheit, aus dem sich herauszureißen dem leidenden Organismus doppelt schwer fällt. Ich habe die Koalition herstellen wollen zwischen mir, Oesterreich und Italien, um einen Rückhalt zu haben, wenn wirklich der Kampf gegen diese deutsche auf Rußland gestützte Macht nothwendig werden sollte, — und da erfaßt ein unerwartetes und unerhörtes tragisches Verhängniß das Leben dieser jungen Erzherzogin, welche das Band der Versöhnung knüpfen sollte zwischen den bisher so feindlichen Mächten.

— Ich fürchte nach dem letzten Bericht, daß das Leben des armen Kindes nicht wird erhalten werden können, — und mit dieser jungfräulichen Leiche wird vielleicht eine große politische Kombination in die Kaisergruft hinabgesenkt! — Schlimmer aber noch ist das Trauerspiel, das sich jenseits des Ozeans vollzieht!" sagte er nach einigen Augenblicken schweigenden Sinnens, indem er einen der vor ihm liegenden Briefe ergriff und den Blick über seinen Inhalt gleiten ließ. „Die heroische Thorheit dieses Maximilian, die mein Gefühl begreift und mein Verstand verurtheilt, — muß ein böses Ende nehmen. Die Intervention der Vereinigten Staaten ist kühl — eine Form der Höflichkeit, — die alten Sympathieen Nordamerikas für Frankreich sind verloren, — man fühlt es wohl in Washington, daß die eigentliche Spitze jener unglücklichen Expedition gegen die amerikanische Republik gerichtet war! Ich glaube kaum an die Erhaltung des Lebens dieses armen Opfers seiner ritterlichen Gefühle. Juarez ist kalt — ein grausamer Rechner, — er wird ein furchtbar abschreckendes Beispiel geben wollen, — von seinem Standpunkt hat er vielleicht Recht, — es ist das republikanische Amerika, welches dem monarchischen Europa seine Antwort schreibt mit dem Blute des Enkels Karl's V."

Er versank wieder in tiefes, düsteres Sinnen.

„Noch klingt er schaurig in mir wieder," sagte er dann, indem ein Zittern durch seine Glieder zog, — „jener Fluch, welchen die arme, kranke Charlotte im Ausbruch ihres Wahnsinns mir entgegenschleuderte, — sollten die Dämonen der Rache ihn gehört haben und seine Erfüllung beginnen? — Es wäre furchtbar," rief er aufstehend und wie in innerer Angst hin und her schreitend, — „wenn jetzt in diesem Augenblick des Glanzes und des freudigen Rausches — jetzt, da die Mächtigsten aus dieser Familie der Könige Europas hier an meinem Hofe zusammentreffen, — wenn jetzt die Nachricht vom Tode Maximilian's einträfe — dieses Erzherzogs, den ich zum Kaiser machte und dessen Leben die Flotten und Armeen Frankreichs nicht schützen konnten. Welch' eine Kehrseite des glänzenden Bildes von Macht und Herrlichkeit, das sich hier aufrollt!"

Er ließ sich erschöpft wieder in seinen Stuhl sinken.

„Und meine Pläne mit Oesterreich," sagte er seufzend, — „meine Reserve, meine ultima ratio! Der Tod bedroht die junge Erzherzogin, die ein lebendig wirksames Element in meinen Kombinationen bilden sollte, — wenn jetzt noch der blutige Schatten Maximilian's sich zwischen mir und dem Hause Habsburg aufrichten sollte, — o ich muß Alles anwenden, um Frieden zu haben mit Deutsch=

land, — denn dort ist die Kraft, — dort ist die Gefahr —"

Ein Schlag ertönte an der Thüre. Der General Favé trat ein.

„Der Graf von Bismarck, Sire!"

„Ich erwarte ihn," sagte der Kaiser aufstehend, — „vielleicht gelingt es mir, endlich Klarheit und Festigkeit für die Zukunft zu gewinnen," flüsterte er, während der General in das Vorzimmer zurückkehrte.

Graf Bismarck trat ein. Er war bereits in voller militärischer Tenue für die große Truppenmusterung, im weißen Waffenrock, den Helm in der Hand. Der Kaiser ging dem preußischen Ministerpräsidenten mit verbindlicher Artigkeit entgegen und reichte ihm die Hand, welche Graf Bismarck mit tiefer Verneigung ergriff.

Merkwürdig genug war der Kontrast in der Erscheinung dieser beiden Persönlichkeiten, welche so maßgebend in die Schicksale Europas einzugreifen von der Vorsehung bestimmt waren. Fest und markig stand die hohe Gestalt des Grafen Bismarck da, — auch abgesehen von der militärischen Uniform soldatisch kräftig, sein klares Auge blickte lichtvoll und frei herab auf diesen so viel kleiner gewachsenen und noch leicht gebückt sich haltenden Imperator, dessen verschleiertes Auge in diesem Moment fast völlig ausdruckslos war, wäh-

rend seine Lippen ein Lächeln voll anmuthiger Freundlichkeit umspielte.

Es war als ob Napoleon etwas von dieser äußern Ueberlegenheit der Erscheinung des Grafen Bismarck fühlte, denn obwohl Niemand zugegen war, wendete er sich mit einer gewissen Eilfertigkeit zu seinem Sessel zurück und setzte sich nieder, während der preußische Minister auf seine Einladung ihm gegenüber Platz nahm.

„Ich freue mich, mein lieber Graf — mein General,“ sagte er sich verbessernd mit einem lächelnden Blick auf die Uniform des Grafen, — „daß ich in dieser viel bewegten Zeit die Muße finde, eine Stunde vertraulich mit Ihnen zu verplaudern, — es sind so viele Dinge vorhanden, über welche ein persönlicher Meinungsaustausch in der That Bedürfniß ist.“

„Eure Majestät wissen,“ erwiederte Graf Bismarck mit höflichem Tone, durch welchen eine gewisse aufrichtige Herzlichkeit hindurchklang, — „welche Freude es für mich stets war, als ich noch die Ehre hatte, Ihnen näher zu stehen, aus Ihrer Unterhaltung diese Fülle von großen und genialen Ideen zu schöpfen, welche der Geist Eurer Majestät unablässig in so reichem Maße erzeugt.“

„Die Gedanken,“ sagte der Kaiser mit einer leichten

Neigung des Hauptes, „welche Sie mir früher — und zuletzt in Biarritz so lebendig und überzeugungsvoll in Betreff der Nothwendigkeit einer neuen Gestaltung Deutschlands entwickelten — sind nun zur Wahrheit geworden, — ich habe Ihnen noch persönlich zu den großen Erfolgen Glück zu wünschen, die selbst Dasjenige weit überschritten haben, was Sie damals erstrebten und hofften."

„Sire," sagte Graf Bismarck, — „ich habe bei meinen Bestrebungen und Hoffnungen den Faktor der Schlagfertigkeit der preußischen Armee in Berechnung gezogen, aber ich konnte die Unfähigkeit der Gegner in dem Maß, wie sie uns thatsächlich entgegengetreten ist, kaum in meine Berechnungen aufnehmen, — daher ist der Erfolg allerdings über die Erwartungen hinausgegangen."

Der Kaiser fuhr leicht mit der Hand über seinen Schnurrbart, sein Auge verschleierte sich noch undurchdringlicher als vorher.

Er schwieg einige Sekunden, während der Blick des Grafen Bismarck klar und ruhig auf ihn gerichtet war.

„Die großen nationalen Agglomerationen," sagte Napoleon dann, „sind eine nothwendige Entwickelung des Völkerlebens, — ich erblicke darin eine größere

Bürgschaft des wahren Gleichgewichts in Europa, als in jenen künstlichen und oft naturwidrigen staatlichen Theilungen, mit welchen die Diplomatie der Vergangenheit experimentirte. Zwei große, in ihren nationalen Verhältnissen innerlich befriedigte Völker werden weit sicherer in dauerndem Frieden neben einander leben können, als zahlreiche Staatsgruppen, welche von dem Ehrgeiz und oft von den Intriguen der Kabinette geleitet werden. So sehe ich auch in der nationalen Konsolidirung Deutschlands, — insbesondere Norddeutschlands," fügte er ohne besonders hervortretende Betonung erläuternd hinzu, — „ein neues Pfand dauernd guter Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, — ganz abgesehen von den Gesinnungen der Regierungen, — welche ja vergänglich sind wie die Personen."

„Eure Majestät," sagte Graf Bismarck, „kennen meine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit nicht nur des Friedens, sondern wirklicher Freundschaft zwischen dem französischen und dem deutschen Volke, zum Heile beider, welche dazu geschaffen sind, gemeinsam an den Werken der Kultur zu arbeiten, — ich glaube nicht, daß es auch in künftiger Zeit jemals einen Staatsmann in Deutschland geben könne, der ohne zwingende Gründe diesen Frieden gefährden möchte."

„Es ist indeß nicht zu leugnen," sagte der Kaiser

in völlig ruhigem, fast gleichgültigem Tone, „daß in der deutschen nationalen Bewegung eine gewisse Animosität gegen Frankreich liegt, — von früheren Zeiten her," fügte er hinzu, — „deren Bedingungen jetzt nicht mehr maßgebend sind." —

„Wenn Eure Majestät die französische Presse, — die Journale von Paris an der Spitze, beobachtet haben," erwiederte Graf Bismarck mit etwas kalter Höflichkeit, — „so werden Sie gewiß anerkennen, daß der öffentlichen Meinung in Deutschland keineswegs die Initiative auf dem Gebiet nationaler Animosität zuzuschreiben ist."

„Es sind das hoffentlich momentane Erregungen," sagte der Kaiser, — „die keine Dauer und keinen schädlichen Einfluß haben werden, — da ja die Regierungen von der Ueberzeugung der Nothwendigkeit guter Beziehungen — und von dem persönlichen Willen, dieselben zu erhalten — erfüllt sind, — jene Erregungen werden sofort verschwinden," fuhr er mit einem schnellen Blick auf den Grafen Bismarck fort, — „sobald die feste Basis gefunden sein wird, auf welcher unter den neuen Verhältnissen die internationalen Beziehungen für die Dauer festgestellt werden können."

Keine Muskel zuckte in dem Gesicht des preußi-

schen Ministerpräsidenten, — durchsichtig und hell begegnete sein Auge dem schnellen Blick des Kaisers.

„Ich sehe nicht, Sire," sagte er mit vollkommen ungezwungenem, natürlichem Tone, — „wie die von Eurer Majestät wie von meinem allergnädigsten Herrn so aufrichtig gewünschten Freundschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich getrübt werden könnten, — die Basis des Prager Friedens, auf welcher die neuen Verhältnisse ruhen —"

„Mein lieber Graf," sagte der Kaiser ihn unterbrechend, indem sein Gesicht einen Ausdruck freimüthiger Offenheit annahm und seine Augen sich entschleierten, — „der Prager Frieden — ist ein Provisorium."

Graf Bismarck blickte ihn mit einem gewissen Erstaunen an, das eine Erklärung zu erwarten schien.

„Der Prager Frieden, Sire," sagte er, „ist ein völkerrechtlicher Abschluß, der —"

„Ganz recht," warf der Kaiser ein, — „indeß es gibt in den nationalen Entwickelungen Etappen, durch welche die Ereignisse sich zu dem naturgemäßen und nothwendigen Endabschluß hinbewegen, — eine solche Etappe ist für mich, wie ich die Verhältnisse in Deutschland auffasse, der Prager Frieden."

Graf Bismarck schwieg.

„Sehen Sie," fuhr Napoleon nach einem augen=

blicklichen Zögern fort, — „die deutsche Nation hat seit langer Zeit in der Presse, von den Tribünen, in den Schriften der Gelehrten, in den Werken der Dichter nach der Einigung verlangt, — es ist zum Theil der Drang nach dieser Einigung, welcher die großen Erfolge des Jahres 1866 möglich gemacht hat, — aber dieser Erfolg hat eben das volle erstrebte Ziel nicht gebracht, denn noch steht Deutschland in zwei Theile getheilt da — und soweit ich die öffentliche Meinung in Ihrem Lande verfolgt habe und verstehe, beginnt sie schon, die volle Einigung aller Theile zu verlangen.“

„Ich kann Eurer Majestät darin gewiß nicht Unrecht geben,“ sagte Graf Bismarck, „daß der nationale Geist in Deutschland die volle und ganze Einigung aller Theile und Stämme wünscht und erstrebt, — wer aber kann den Gang solcher großen historischen Entwickelungen vorherbestimmen, messen oder gar lenken — diese Entwickelungen vollziehen sich nach den Gesetzen einer innern Nothwendigkeit, wie die großen Naturerscheinungen in der physischen Welt, die alle künstlichen Bauten von Menschenhand überfluten, — ich aber, Sire, kann mich als ein Mensch, der in die Beschränkung des Raumes und der Zeit gebannt ist, nicht auf die Höhen der Vorsehung stellen, vor deren Blick die Intervalle, welche große historische Epochen trennen, in nichts zerfließen.

Ich stehe als Staatsmann in der Zeit und auf dem Boden der Gegenwart — und was die Gegenwart geschaffen hat, das ist für mich, und muß es sein, der einzige Boden des Rechts und der Politik. So, Sire, sehe ich den Prager Frieden an, — er ist für mich Norm und Grenze und mag die große Entwickelung der zukünftigen Geschichte auch dereinst über ihn hinwegschreiten, wie sie ja über alle Verträge und Rechte schließlich einmal hinwegschreiten muß zu neuen Bildungen und Ordnungen — ich stehe einfach auf dem jetzt gegebenen Boden und überlasse die Zukunft Denen, die nach mir berufen sein werden, das politische Leben meines Landes zu lenken. Ich weiß," fuhr er fort, „daß auch in Süddeutschland eine nicht unbedeutende Strömung zum Anschluß, zum definitiven und festen Anschluß an den Norden drängt, — sollte aber diese Strömung auf die Entschließungen einzelner Regierungen Einfluß gewinnen und zu Schritten in jener Richtung führen, — so werde ich sie zurückweisen, — bestimmt zurückweisen, — so lange das jetzt geschaffene Recht nicht etwa unter übermächtig hereinbrechenden Ereignissen zusammenfällt."

Ein rasch wieder verschwindender Schatten von Unzufriedenheit, fast von Ungeduld zog über das Gesicht des Kaisers.

Leicht den Kopf schüttelnd sagte er:

„Gewiß ist der Prager Frieden europäisches und festes Völkerrecht geworden, — und," warf er wie eine flüchtige Nebenbemerkung dazwischen, „eine einseitige Ueberschreitung der durch ihn gezogenen Grenzen müßte bedenkliche Folgen haben, — doch bin ich der Meinung, daß eine weitblickende Staatskunst nicht in ruhiger Stille plötzliche und unberechenbare Ereignisse abwarten darf, — sondern vielmehr die Aufgabe hat, die Zukunft, welche sie früher oder später kommen sieht, vorbereitend herbeizuführen."

Abermals blickte Graf Bismarck in erwartungsvollem Schweigen den Kaiser an.

„Meine Ansichten," fuhr der Kaiser fort, „über nationale Staatsformationen stehen fest — ich betrachte dieselben nicht nur als nothwendig bevorstehend, sondern auch als heilsam und gut. Das getheilte Deutschland ist gewissermaßen eine Gefahr für die Ruhe Europas, — wenn die endlich einigende Bewegung sich in einem Augenblick vollzöge, in welchem eine weniger ruhige, vorsichtige Regierung Frankreich leitete, — so könnte ein Aufbrausen der französischen Empfindlichkeit zu gefährlichen und beklagenswerthen Konflikten führen."

Er schien eine Antwort, eine Bemerkung zu erwarten. Graf Bismarck hörte schweigend.

„Ich glaube,“ fuhr Napoleon fort, indem seine Fingerspitzen sich in leichtem Zittern bewegten, — „daß es für die Zukunft — für das ruhige Gleichgewicht Europas besser wäre, wenn das angefangene Werk möglichst bald vollendet würde, — und ich,“ sagte er nach einem fast unmerklichen Zögern, — „ich würde gewiß kein Hinderniß erblicken, — im Gegentheil, ich wünsche aufrichtig eine Verständigung über die Bedingungen zu finden, unter denen die vollständige Einigung Deutschlands in kordialem Einverständniß mit Frankreich stattfinden könnte.“

Bei dem Worte „Bedingungen“, auf welches der Kaiser einen ganz leisen, kaum hervortretenden Nachdruck legte, blitzte ein eigenthümlicher Ausdruck in dem Auge des Grafen Bismarck auf. Es war eine Mischung von Stolz — von kalter Ueberlegenheit, fast von Verachtung und Hohn, die eine Sekunde lang in dem klaren Licht dieses ruhigen Blickes erschien, um sofort wieder zu verschwinden und der gleichmäßig aufmerksamen Höflichkeit Platz zu machen.

„Und glauben Eure Majestät, daß es Voraussetzungen geben könnte,“ sagte er das Wort scharf betonend, „unter denen ein weiterer Fortschritt der deutschen Einheitsbewegung schon in naher Zeit als möglich gedacht werden könnte?“

„Sie wissen wie ich, lieber Graf," erwiederte der Kaiser, immer unter dem leicht wahrnehmbaren Eindruck einer gewissen peinlichen Erregung, — „daß das französische Gefühl sich ein wenig revoltirt über die Erhebung dieser militärisch konzentrirten Macht Deutschlands an unsern Grenzen, — und daß ich ein wenig Mühe habe, diese nationale Empfindlichkeit zurückzuhalten."

„Um so mehr hohe Anerkennung verdient die Festigkeit, mit welcher Eure Majestät die freundlichen Beziehungen erhalten haben, von denen diese Tage ein neues Zeugniß vor den Augen Europas ablegen," sagte Graf Bismarck sich verneigend.

„Wie ich bereits bemerkte," fuhr Napoleon fort, — „würde jene Erregtheit des französischen Gefühls sogleich verschwinden und man würde in Frankreich ohne Neid und Besorgniß eine wirklich nationale Konstituirung des Nachbarvolkes sehen, sobald auch für Frankreich gewisse — nationale Ergänzungen stattfänden — welche auch für die Zukunft das vollständige Gleichgewicht wieder herstellten."

Fragend und erwartungsvoll sah Graf Bismarck den Kaiser an, auf dessen Gesicht die peinliche Bewegung immer sichtbarer wurde.

„Es sind gewisse Gebiete," sprach der Kaiser weiter, — „von ergänzender Bedeutung für das ökonomische

System Frankreichs, — von einer gewissen ausgleichenden strategischen Wichtigkeit, — welche für Deutschland kaum von Werth sind — und welche durch Gesinnung der Bevölkerung und vor Allem durch die Sprache zur nationalen Arrondirung Frankreichs gehören, — würden diese Gebiete ihrer natürlichen Bestimmung zugeführt, so müßte — wie ich glaube — jede Besorgniß vor einer konzentrirten und vollständigen Einigung Deutschlands verschwinden. Hier ließe sich ja leicht die Basis finden, auf welcher die natürliche Entwickelung der Dinge beschleunigt und ohne gewaltsame Katastrophen mit ihren bedenklichen Konsequenzen zu Ende geführt werden könnte."

Er hielt wie erschöpft inne, seine Augenlider senkten sich noch tiefer herab und verdeckten fast ganz den Blick, welchen er aus der zurücktretenden Pupille auf den preußischen Ministerpräsidenten richtete.

Graf Bismarck schwieg einen Augenblick. Es flog wie ein Wetterleuchten über sein Gesicht. Fast schien es, als solle aus seinen Lippen ein Wort, schneidend und scharf wie eine Schwertspitze, hervordringen — schnell aber verschwand dieser Ausdruck wieder und mit dem Tone einer gewissen gleichgültigen Bonhomie sagte er:

„Eure Majestät deuten da eine Kombination an,

deren Folgen weit und groß sind und daher die ernsteste Erwägung erfordern. Ich selbst würde kaum im Stande sein, mir schnell über einen solchen Gang der Politik eine bestimmte Ansicht zu bilden, und außerdem hängen ja auch die Ansichten, welche ich demnächst als Staatsmann durchzuführen und zu vertreten habe, von vielen Faktoren ab, die außer mir liegen. Eure Majestät müßten mich für leichtsinnig halten, wenn ich ohne ernstes Vorbedenken bestimmte Meinungen ausspräche, die ich unter dem unmittelbar persönlichen Einfluß Ihrer Gegenwart noch schwerer zu der nothwendigen Objektivität erheben könnte," fügte er, sich mit ehrerbietiger Höflichkeit verneigend, hinzu. „Gewiß haben Sie, Sire, über die Kombination, welche Sie eben allgemein andeuteten, bestimmte Gedanken, — ich würde Eure Majestät nur zu bitten haben, demnächst Benedetti instruiren zu wollen, daß er diese Gedanken in konkreter Formulirung mir mittheile, — Sie können überzeugt sein, daß bei der Prüfung und Erörterung derselben für mich stets der Wunsch maßgebend sein wird, die freundlichen Beziehungen mit Eurer Majestät Regierung und mit Frankreich zu erhalten und für die Zukunft zu befestigen."

Der Kaiser richtete sich ein wenig empor. Es schien, daß er etwas antworten wollte, dann aber sank

er wieder in sich zusammen, — ein Seufzer drang aus seinem Munde, — er schwieg einen Augenblick.

„Ich freue mich," sagte er dann, „daß wir, wie es scheint, einen Ausgangspunkt finden werden, von welchem wir, wie ich überzeugt bin, zu einer richtigen und nützlichen Gestaltung der Zukunft gelangen werden. Ich werde weiter darüber nachdenken und meine Gedanken formuliren. — Doch nun," sagte er dann, den Kopf erhebend und den vollen Blick auf den Grafen richtend, „möchte ich Sie noch in einer — so zu sagen häuslichen Angelegenheit um Ihre Meinung und Ihren Rath — als erprobter Sachverständiger bitten."

Ein wenig erstaunt blickte Graf Bismarck empor.

„Man räth mir," fuhr der Kaiser fort, „von vielen Seiten — und der Rath kommt zum Theil von meinen ergebensten Freunden —, in Frankreich eine konstitutionelle Regierung einzuleiten. Man sagt mir, eine solche Regierung würde für die künftige Festigkeit der Dynastie von großer Bedeutung sein, — sie würde alle diejenigen Parteien versöhnen, welche nicht geradezu die Republik und die Anarchie erstreben, und sie würde den Thron mit Institutionen umgeben, die in sich selbst die Kraft des Bestehens trügen, wenn einmal — was ja früher oder später eintreten wird — meine Hand nicht mehr da ist, um die Zügel des persönlichen Regiments

zu führen. — Ich habe nun," sagte er lächelnd, „viel über alle Staats= und Regierungsformen nachgedacht, — aber was das konstitutionelle Regiment betrifft, bin ich ein Theoretiker, — Sie, mein lieber Graf, haben mit der konstitutionellen Maschine gearbeitet — und so glücklich gearbeitet," sprach er, verbindlich den Kopf neigend, „daß Sie trotz der festen Vertretung der Autorität nicht nur Ihre Zwecke erreicht, die Mittel zu Ihren Aktionen erhalten und geschaffen haben, — sondern jetzt auch trotz Ihrer Festigkeit und Entschiedenheit von der größten Popularität getragen sind — Sie kennen außerdem Frankreich und die Franzosen, da Sie ja lange unter uns gelebt haben — glauben Sie, daß eine konstitutionelle Regierung in Frankreich möglich sei, — daß sie wirklich Bestand haben und dem Thron auf die Dauer feste Unterlagen geben könne?"

Graf Bismarck hatte mit kaum verhehltem wachsenden Erstaunen zugehört, — in sinnendem Nachdenken saß er einen Augenblick da, dann richtete sich sein Blick tief mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck auf den Kaiser — es lag etwas wie mitleidige Theilnahme in demselben.

„Sire," sagte er dann, während Napoleon gespannt und erwartungsvoll den Kopf leicht auf die Seite geneigt zuhörte, — „Eure Majestät beweisen mir durch

diese Frage ein großes persönliches Vertrauen, für welches ich Ihnen in hohem Grade dankbar bin, — indeß muß ich offen gestehen, daß die Beantwortung Ihrer Frage mich ein wenig in Verlegenheit setzt — und daß meine praktische Erfahrung mich dabei ein wenig im Stiche läßt."

„Doch haben Sie in der Praxis Ihre Kenntniß des Gegenstandes bewiesen," sagte der Kaiser lächelnd, — „Sie müssen Erfahrungen gesammelt haben —"

„Sire," erwiederte Graf Bismarck, „die Anwendung meiner Erfahrungen auf Frankreich wird mir ein wenig schwer, weil die Verhältnisse nicht die gleichen sind. In Preußen, Sire, ist unter den verschiedenen Parteien, mit welchen man in den Kämpfen und Kompromissen des konstitutionellen Lebens zu thun hat, keine, welche den Bestand der staatlichen Ordnung, — welche die Berechtigung der Regierung — der Dynastie bestreitet," sagte er mit leiserer Stimme.

Der Kaiser senkte wie zustimmend den Kopf, ohne ihn indeß wieder empor zu richten.

„Darum," sprach der Graf weiter, „ist dort bei uns das konstitutionelle Kampfspiel weniger ernst, als es hier sein könnte, — indeß," fuhr er, wie seine Gedankenrichtung unterbrechend, fort, — „ich kann Den=

jenigen, welche Eurer Majestät den erwähnten Rath ertheilen, nicht Unrecht geben."

Der Kaiser richtete sich rasch empor. Gespannte Erwartung lag auf seinen Zügen.

„Die französische Nation, Sire," sagte Graf Bismarck, „empfindet heißer, denkt lebendiger als andere Völker, die politischen Gährungen arbeiten heftiger — und führen leichter als anderswo zu großen revolutionären Katastrophen. Wenn ich mir erlauben darf, ein Bild zu brauchen, so möchte ich das politische Leben in Frankreich mit einem Dampfkessel vergleichen, der endlich den Druck der durch immer neue Heizung auf das Höchste gespannten Dampfkraft nicht mehr erträgt und in gewaltigem Bruch zersprengt wird. Für diesen Kessel, Sire, ist nun das im Ganzen doch lenksame Spiel und Gegenspiel der Kräfte des konstitutionellen Regiments das Sicherheitsventil, — auf der Tribüne strömt die überflüssige Dampfkraft aus, — die Spannung wird auf das richtige Maß zurückgeführt und die Gefahr für die ganze Maschine beseitigt."

Napoleon lachte und nickte mehrmals mit dem Kopf. „Ich verstehe — ich verstehe," sagte er, — „und ich glaube, Sie haben Recht!"

„Für den Fall nun," fuhr Graf Bismarck fort, — „daß einmal — in später Zeit — eine jüngere, weni=

ger erfahrene und weniger kräftige Hand, als diejenige Eurer Majestät, diese Maschine zu lenken berufen wäre, wird es gewiß immer besser sein, daß die einzelnen Parteien sich in der konstitutionellen Arena untereinander bekämpfen, als daß sie sich alle vereinigen, um die Regierung zu schwächen, zu untergraben und endlich zu beseitigen. Eure Majestät erinnern sich des Steines, den Jason unter die aus der Saat der Drachenzähne erwachsenen geharnischten Männer warf —"

Der Kaiser nickte wieder zustimmend, aber er lachte nicht mehr; in tief sinnendem Nachdenken ruhte sein groß und frei heraustretendes Auge auf dem Gesicht des preußischen Ministerpräsidenten.

„Nun, Sire," sagte Graf Bismarck, „diesen Stein unter die geharnischt gegen die Regierung aufsteigenden Parteien zu werfen, — dazu gibt das konstitutionelle Regiment Frankreichs einer geschickten Regierung das Mittel — und dieß Mittel kann oft gefährliche Bewegungen theilen und ablenken."

„Sie haben Recht — Sie haben vollkommen Recht," sagte der Kaiser mit einem tiefen Athemzug, — „Ihre Gründe sind praktisch — und schlagend."

Wieder ruhte das Auge des Grafen Bismarck mit jenem eigenthümlichen Ausdruck theilnehmenden Mitleids

auf der vorgebeugten, müde zusammengesunkenen Gestalt des Imperators.

„Dennoch aber, Sire," sprach er dann, wie fortgerissen von der Bewegung eines Gefühls, das ihn beherrschte, — „glaube ich nicht, daß der Konstitutionalismus in Frankreich mit der dauernden Festigkeit der Regierung vereinbar ist, ohne ein nothwendiges Korrektiv, dessen Bedeutung die Geschichte aller Staatsumwälzungen lehrt."

Der Kaiser blickte erwartungsvoll auf.

„Dieß Korrektiv, Sire," sprach Graf Bismarck weiter, „ist eine sehr starke, von politischen Einflüssen möglichst losgelöste und der Person des Regenten anhängliche Militärmacht."

„Ah!" machte der Kaiser.

„Mit der Auflösung seiner maison militaire," fuhr Graf Bismarck fort, — „gab Ludwig XVI. das Mittel aus der Hand, die Bewegung zu beherrschen; als er sich mit Truppen umgab, welche von den zersetzenden Ideen der Zeitbewegung durchdrungen waren, wurde er zum willenlosen Spielball der flutenden Strömungen — und ging unter. Eure Majestät müssen mir zugeben, daß wenn Karl X. rechtzeitig und kräftig die Militärmacht gebraucht hätte, welche ihm noch zu Gebote stand, er vielleicht seine Krone nicht verloren

hätte, — was Louis Philipp betrifft," sagte er achselzuckend, „so hatte er weder diese Macht, noch hätte er sie zu gebrauchen den Willen und das Geschick gehabt."

„Wahr, wahr!" rief der Kaiser.

„Wenn also Eure Majestät," sagte Graf Bismarck, „die konstitutionelle Regierung aus den früher bezeichneten Gründen in Frankreich einzuführen für zweckmäßig halten und beschließen sollten, so müßten Sie nach meiner Ansicht zugleich jenes Korrektiv in kräftigster Weise der Autorität sichern. Die französische Armee im Allgemeinen ist nach meiner Meinung — Eure Majestät haben mir ja die Ehre erzeigt, mich nach meiner offenen und rückhaltslosen Meinung zu fragen — die französische Armee ist gewiß im Großen und Ganzen gut napoleonisch gesinnt, — aber ich glaube, sie folgt zu sehr den politischen Strömungen im Lande, als daß sie in bewegten Zeiten eine wirklich feste und sichere Stütze für die Regierung bieten könnte, — Eure Majestät haben aber Ihre Garde, — diese immer mehr an die Person des Herrschers zu knüpfen, sie in starker — in sehr starker Zahl in und um Paris zu konzentriren, das wird die Aufgabe sein, welche mit der Einführung des Konstitutionalismus mehr und mehr erfüllt werden muß, — damit, wenn jemals die konstitutionelle Bewegung eine bedenkliche Ausdehnung gewinnt, — wenn jemals

in den politischen Kämpfen einer oder der andern Partei es gelingen sollte, mit Erfolg die Massen aufzuregen und in das Spiel der Gegensätze hineinzuziehen, — damit dann Eure Majestät jederzeit das Mittel in Händen haben, den unbändigen Gewalten mit überlegener Macht zuzurufen: ‚Bis hieher und nicht weiter!‘“

Der Kaiser saß noch einige Augenblicke schweigend, nachdem Graf Bismarck geendet hatte.

Dann stand er auf und reichte dem ebenfalls sich erhebenden Minister die Hand.

„Ich danke Ihnen, lieber Graf,“ sagte er mit der ihm so sehr zu Gebote stehenden liebenswürdigen Höflichkeit, — „für die Klarheit, Sachkenntniß und Aufrichtigkeit, mit welcher Sie mir Ihre Ansichten entwickelt haben, — Ansichten,“ fügte er hinzu, — „die auf mich einen großen Eindruck gemacht haben.“

Graf Bismarck verbeugte sich.

„Ich freue mich zugleich,“ sagte der Kaiser ernster und ein wenig zögernd, — „daß ich Gelegenheit gehabt habe, Ihnen meine Meinung über die politische Lage und die Verhältnisse Deutschlands auszusprechen, ich werde demnächst meine im Allgemeinen Ihnen angedeuteten Gedanken spezieller formuliren und Benedetti wird weiter mit Ihnen darüber sprechen.“

„Ich werde alle Eröffnungen mit der größten Auf=

merksamkeit prüfen und stets von dem eifrigen Wunsche geleitet sein, die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich immer besser und freundlicher zu gestalten," erwiederte Graf Bismarck in ruhig höflichem Tone.

Der Kaiser blickte auf seine Uhr.

„Die Stunde der Revue rückt heran," sagte Napoleon, — „ich werde noch zu Seiner Majestät hinüber kommen, um ihn zu bitten, mit der Kaiserin hinauszufahren, während ich den Kaiser Alexander aus dem Elysée abhole. — Auf Wiedersehen, mein General," fuhr er mit freundlichem Lächeln fort, und dem Grafen nochmals die Hand drückend geleitete er ihn einige Schritte zur Thüre.

„Er hat Recht," sagte er, als der preußische Ministerpräsident sich entfernt hatte, — „er hat Recht und von Neuem bewundere ich die Schärfe seiner Auffassung. — Aber," fuhr er in dumpfem Tone fort, — „er bleibt verschlossen und unzugänglich für alle meine Versuche, — es ist mir unmöglich, auch nur Einen Blick auf den Grund seiner Gedanken zu thun! Sollte er wirklich auf halbem Wege — an der Grenze dieses Prager Friedens stehen bleiben wollen, — nur um mir den Preis für die Vollendung seines Werkes nicht zu geben? — Unmöglich," rief er, — „unmöglich! — Oder sollte er glauben, auch die zweite Hälfte seiner Aufgabe erfüllen

— Deutschland ganz einigen zu können, ohne Frankreich zufrieden zu stellen? — Nun," — er richtete sich mit einer augenblicklichen Energie empor, — „nun — dann wird er sich einer andern Situation als derjenigen von 1866 gegenüber befinden!"

Der Kaiser machte einige Schritte durch das Zimmer.

„Und doch — und doch," sagte er dann mit leisem Tone, — „bei ihm ist die Kraft, der Willen, der Entschluß — und lieber stände ich mit ihm allein verbunden in Europa da, — als daß ich gezwungen wäre, ihn anzugreifen, auch wenn die Koalition mit jenen schwachen und unzuverlässigen Mächten gelingen sollte. — Es ist da eine kleine Intrigue im Werk," sagte er nach einigem Nachdenken, — „man will diesen Minister verdrängen — die Kaiserin arbeitet mit emsigem Eifer daran, eine Persönlichkeit an seine Stelle zu setzen, die ihr ganz ergeben ist."

Er lächelte mit eigenthümlichem Ausdruck.

„Man hat mir die Fäden dieser ganzen kleinen intrigue des boudoirs vorgelegt — Thorheit — Thorheit! Durch solche kleinen Spinnenfäden hüben und drüben zieht man einen Mann, wie diesen Grafen Bismarck, nicht von dem Postament seiner Stellung herunter, das von Eisen gefügt und mit Blut gekittet ist.

— Außerdem — was wäre damit gewonnen, wenn eine schwache Hand an seiner Stelle das Ruder ergriffe? Die Bewegung würde in schrankenloser Hast fortrollen, — das revolutionäre Element würde in dieselbe dominirend eintreten und unberechenbare Katastrophen würden vielleicht den Bestand der Ordnungen Europas erschüttern. — Nein — nein," rief er, „dieser Mann hat wenigstens die starke Hand, — den festen und klaren Willen, welcher nöthig ist, um die Geschicke eines Staates zu lenken, und mit ihm wird doch schließlich eine Verständigung möglich sein. — Wird jene Intrigue auch an sich schon erfolglos bleiben," fuhr er dann sinnend fort, — „so ist es doch gut, wenn ich vielleicht ein wenig noch dazu beitrage, — das kann das Verhältniß nur verbessern, meine guten Gesinnungen zeigen — und vielleicht meinem Spiel eine Karte mehr geben."

Er blickte abermals auf seine Uhr.

„Es ist Zeit," sagte er mit tiefem Seufzer.

Ein schmerzlicher Zug erschien auf seinem Gesicht.

„Welche Pein," flüsterte er, — „diese Revue, — diese Stunden zu Pferde, — um welchen Preis von Sorgen und Schmerzen wird der beneidete Glanz auf den Höhen der irdischen Herrlichkeit erkauft!"

Er bewegte die Glocke. Felix erschien an der Thür der innern Gemächer.

„Ich muß mich ankleiden. Die große Uniform!“ sagte der Kaiser und begab sich in sein Toilettenzimmer.

Graf Bismarck war vom General Favé begleitet die Treppe hinabgegangen und in seinen Wagen gestiegen, der ihn in schnellem Trabe davon fuhr.

„Der arme Mann thut mir in der That leid,“ sagte der Graf, sich gedankenvoll in die Kissen zurücklehnend, — „er hat so viel Sympathisches und ist im Grunde doch eine groß und gut angelegte Natur. Die gesellschaftliche Ordnung in Europa verdankt ihm viel — wenn er auch freilich wieder manche gefährliche Elemente heraufbeschworen hat, die nicht leicht wieder zu bannen sein werden. Wie schade, daß er sich nicht zu klarer Auffassung der Verhältnisse, zu großen, folgerechten Gedanken erheben kann! — Da wird nun wieder eine kleine Bettelei um diese oder jene Kompensation angehen, — er möchte Belgien haben, um das Blut der Orleans von den Grenzen Frankreichs zu entfernen, — nun, ich werde das Alles anhören — und schweigen. — Er möchte die Einigung Deutschlands antizipiren, — um sie von seinem Willen abhängig zu machen und den Preis dafür bestimmen zu können, — darin aber täuscht er sich — denn lieber will ich mein begonnenes Werk unvollendet der Zukunft überlassen, — als daß Deutschlands Einigkeit erkauft werden sollte für einen an

Frankreich bezahlten Preis! — Wie unsicher muß er sein — wenn er mich um Rath fragt, wie er Frankreich regieren soll! Den Konstitutionalismus will er einführen," sagte der Graf lächelnd, — „und doch ist das starke autokratische Regiment die einzige Möglichkeit, diese ewig gährende französische Nation zu beherrschen und sie mächtig, stark und aktionsfähig zu machen. — Fast wollte es mir Unrecht scheinen, ihm zu seinem konstitutionellen Experiment zu rathen, — aber konnte ich ihm einen Rath geben, dessen Befolgung Frankreich stark und offensiv mächtig macht, — da ich doch klar vor mir sehe, daß das Ende von dem Allem früher oder später ein Kampf, — ein schwerer nationaler Kampf sein muß?"

Er blickte nachdenklich auf die menschenbelebten Kais, über welche er nach dem Faubourg Saint-Germain hinfuhr.

„Doch," sprach er weiter, „ich habe mein Gewissen beruhigt, indem ich ihm zugleich das Korrektiv gezeigt habe, durch welches er allen Gefahren begegnen kann, die ihm und seiner Dynastie aus der konstitutionellen Regierung erwachsen können. — Befolgt er meinen Rath," fuhr er lächelnd fort, — „so werden die Kräfte Frankreichs sich im konstitutionellen Spiel und Gegenspiel binden, — von Zeit zu Zeit, wenn ihm die höher flu-

tende Bewegung an den Hals steigt, wird er durch einen kleinen oder größeren coup d'état sich wieder etwas Luft schaffen, — er wird sich, wenn er dann richtig handelt, auf dem Thron erhalten, diese unruhigen Franzosen werden nicht in der Lage sein, eine Aktion nach Außen zu beginnen, und werden wohl die Dinge in Deutschland ohne Einmischung gehen lassen müssen!"

Der Wagen fuhr in den Hof der preußischen Botschaft, — Graf Bismarck stieg einen Augenblick in seine Wohnung hinauf, um dann sogleich sich zu der großen Revue zu begeben.

*

Eine Stunde später sah die in dem Hofe der Tuilerieen versammelte Menge die kaiserlichen Equipagen vor dem Pavillon de l'Horloge vorfahren. Napoleon III. in der großen Generalsuniform, mit dem karmoisinrothen Bande der Ehrenlegion, stieg ein und fuhr, gefolgt von den Offizieren des persönlichen Dienstes, durch den Ausgang nach den Kais zu, um den Kaiser Alexander aus dem Palais de l'Elysée abzuholen. Die Piqueurs ritten voran, der Stallmeister Raimbeau in großer Uniform galoppirte am Schlage. Die Hundertgarden in ihren wunderbar prächtigen, an die alte Rittertracht erinnernden Uniformen in Blau, Scharlach und Gold sprengten auf ihren herrlichen schwarzen Pferden vor und hinter

dem Wagen des Kaisers, dessen müdes, bleiches Gesicht einen eigenthümlichen Kontrast bildete zu der großartigen Pracht dieses Aufzuges.

Kaum hatte der kaiserliche Cortège den Hof der Tuilerieen verlassen, als der leichte, elegant gebaute Wagen der Kaiserin unter das Wetterdach fuhr. Ihre Majestät erschien sogleich in duftig einfacher Toilette. Der Baron de Pierre begleitete sie mit der Gräfin de Lourmel und der Marquise von Latour-Maubourg, den Damen vom Dienst. Strahlender Sonnenschein lag auf der reinen Marmorstirn und den schönen Zügen der Kaiserin, stolz und anmuthig trug sie den Kopf auf ihrem so ausdrucksvoll beweglichen Hals, sie warf einen leuchtenden Blick auf diese hinter dem Gitter sich drängende Menge, welche in bewundernde Zurufe beim Anblick der schönen Beherrscherin Frankreichs ausbrach, — auf derselben Stelle, auf welcher einst die Massen der Revolution das Blut der eben so anmuthigen und schönen Königin Marie Antoinette gefordert und die Köpfe ihrer ritterlichen Vertheidiger auf den Spitzen ihrer Piken umhergeschwenkt hatten.

Rasch stieg die Kaiserin allein in den Wagen — die vier prachtvollen Pferde zogen an und hielten eine Sekunde darauf vor dem Eingang des Pavillon Marsan.

In demselben Augenblick erschien der König von

Preußen in der großen Uniform, mit den wehenden Generalsfedern auf dem Helm, in der Thüre — ihm folgte der Graf von Bismarck, mächtig und fest einhertretend in der weißen Uniform mit dem blitzenden Stahlhelm, und die ernste, hohe und schmächtige Gestalt des Generals von Moltke.

Bei dem Erscheinen des Königs erhob sich die Kaiserin und blieb im Wagen stehen, den Monarchen erwartend, der schnell herantrat, Ihrer Majestät artig mit ritterlicher Höflichkeit die Hand küßte und dann neben ihr Platz nahm.

Graf Bismarck und General von Moltke stiegen mit den Damen der Kaiserin in den zweiten Wagen, — der Baron de Pierre schwang sich auf sein Pferd, um seinen Platz am Wagenschlage der Kaiserin einzunehmen, die hellblau und weißen Lanciers de l'Impératrice formirten sich vor und hinter dem Wagen und man sah diesen ganzen Zug, der so duftig, so hell und so heiter erschien im Vergleich mit dem Cortège des Kaisers, aus diesem Hofe hinausfahren, der schon so viel Herrlichkeit und Glanz und so viel Blut und Schrecken gesehen hatte.

Fröhlich lachend unterhielt sich der König mit der Kaiserin. — „Quelle bonne mine,“ hörte man, — „Vive l'Imperatrice!“ — „Vive le Roi de Prusse!“

ertönte es hie und da an den Gittern, — glücklich, in froher Bewegung drängte die Menge den Wagen nach, welche über die Kais nach den Champs-Elysées in den hellen, lichten Sonnenschein hinausfuhren.

Mußte man nicht fröhlich sein, wenn man diesen kaiserlichen Glanz sah — diese herzliche Einigkeit mit dem gewaltigen, siegreichen Beherrscher Preußens — welche den Frieden, die Ruhe, den Wohlstand Frankreichs und Europas verbürgen mußte?

Wer bemerkte sie in dieser frohen Erregung, diese finstern Gesichter, welche hie und da mit blutig düstern Blicken auf das stolze Schloß und den schimmernden Cortège der Souveräne gerichtet waren, — wer mochte sich in diesem Augenblicke daran erinnern, daß auf diesem selben Boden der Glanz des ersten Napoleon gestrahlt hatte und daß später von hier der arme kleine König von Rom in nächtlicher Flucht seiner dunkeln Zukunft entgegengeführt war, — daß diese Erde das Blut der Bartholomäusnacht getrunken und daß die aus diesem Blut aufsteigenden Rachegeister an dieser Stelle schon viermal die Trümmer zusammenbrechender Throne aufgehäuft hatten?

Vierunddreißigstes Kapitel.

Trübe waren die Tage dahin gezogen in der Wohnung der Madame Raimond in der Rue des Mouffetards, seit die junge Frau daraus verschwunden war, welche den kleinen Kreis mit lichtem und anmuthigem Leben erfüllt hatte. Man fand sich wohl in den nächsten Tagen nach ihrer Entfernung Abends noch in dem kleinen Stübchen der Hauswirthin zusammen, — aber es war kalt dort und öde wie auf einer Herbstflur, nachdem die kleinen Blüten des Sommers vom ersten Frost getödtet worden — man sprach kaum, und wenn man sprach, so sprach man von Der, welche jetzt nicht da war und deren Rückkehr man von Tag zu Tag vergeblich erhoffte. Bald war dann die Unterhaltung wieder zu Ende — Madame Raimond nickte früher als gewöhnlich ein und George Lefranc blieb dann in tiefem Sinnen neben ihr sitzen, — es schien, als könne er sich von der Stelle nicht trennen, auf der er früher seine

Freundin zu sehen gewohnt gewesen, als klammere er sich mit seinen Erinnerungen und seinen Hoffnungen an dieses kleine Zimmer, welches ihm noch immer von dem duftigen Hauch ihrer Anwesenheit erfüllt schien und in welches er stets hoffte sie wieder eintreten zu sehen. Nur der alte Herr Martineau saß gleichmäßig und ruhig lächelnd in freundlicher Schweigsamkeit wie immer auf seinem Platz, und wenn er pünktlich zur gleichen Stunde aufstand, um sich in sein Zimmer zurückzuziehen, so sprach er in wohlgesetzten Worten den Wunsch aus, daß die liebenswürdige Madame Bernard bald wieder zurückkehren möge, worauf Madame Raimond mit einem müden Kopfnicken und George mit einem tiefen schmerzlichen Seufzer antwortete. Nach einigen Tagen aber erhielt Herr Martineau einen Brief von einem Advokaten aus Meaux, der ihn aufforderte, dorthin zu kommen, um über die Schritte zur Rettung einer bereits als verloren betrachteten Forderung zu berathen. Der alte Herr war unzufrieden über diese Reise, namentlich da ihm die Wahrscheinlichkeit eines längeren Aufenthalts angedeutet wurde, — indeß, er mußte sich entschließen abzureisen — bezahlte das Zimmer für den Monat und erklärte, daß, wenn er wiederkäme, er jedenfalls wieder in das Haus der Madame Raimond ziehe. Dann war er von George Lefranc zum Bahnhof

geleitet worden, — und die alte Frau und der junge Arbeiter waren wieder wie vordem ganz allein in dem dritten Stock des alten Hauses.

Der arme George litt furchtbar und um so tiefer, als er seinen ganzen Kummer und seine ganze Sorge fast in sich verschloß und sich selber kaum einen klaren Blick in den unermeßlichen Abgrund von Schmerz erlaubte, der sich täglich tiefer und tiefer in seinem Innern öffnete.

Er wollte den Glauben behalten an diese Frau, der er sein Herz hingegeben, er wollte nicht zweifeln, und doch stieg diese Flut von banger Unruhe immer höher heran an seine Hoffnung und seinen Muth, die zweifelnden Gedanken ringelten sich immer fester und beengender um das warme Herz voll Glauben und Vertrauen. An jedem Morgen erhob er sich aus unruhigen Träumen voll neuer Zuversicht, — er wartete, — er wartete von einer Stunde zur andern auf ihre Rückkehr, — auf eine Nachricht, — auf irgend ein Zeichen, das sie ihm geben würde — sie mußte ja fühlen, wie sehr er litt in der Pein der Ungewißheit, — aber es verging eine Stunde nach der andern und Nichts umgab ihn als das gleichmäßige Treiben der Welt, deren buntbewegtes Leben doch für ihn nur das weite schweigende Grab war, in welchem er sich allein und einsam

befand mit seiner Sehnsucht und seinen ringenden Gedanken. Und wenn dann der Abend hinabsank, wenn sie vor ihm lagen alle diese stündlich gebrochenen, immer neu emporkeimenden Hoffnungsblüten seines Herzens, dann sank er matt bis in den Tod zusammen, — schwarze, finstere Geister umschwebten ihn und gossen eiskalten Schmerz in die Fieberschauer seiner Nerven, und in den Tiefen seiner Seele lebte nur noch der Wunsch, daß mit dem unruhigen Schlummer, in den die Ermattung ihn versinken ließ, sein Denken und Fühlen der ewigen Vernichtung verfallen möge, welche doch wenigstens das Ende aller Leiden sein müßte. Es ist eine entsetzliche Sache das Warten, das Hoffen, das stündlich erneute aufreibende Kämpfen mit den Zweifeln, mit den Schattengestalten der verhüllten Zukunft. Wenn der schwerste Schlag des Unglücks zerschmetternd auf uns niederfährt, klar und bestimmt, scharf einschneidend in das warme Glück des Lebens, so erhebt sich die muthige Seele eben an der Größe des Unglücks wieder, der Stolz gießt seine Kraft heilend in die Wunden und der Schmerz verklärt sich durch die Erinnerung wie die schwarze Wolke, die des sinkenden Sonnenlichts verglühender Strahl mit rosigem Schimmer malt. Aber das Warten, das Ringen mit den Zweifeln, welche immer von Neuem sich erheben, unfaßbar wie Nebelgebilde

und doch riesenhaft und schwer wie die Berge, — dieß Warten, das zerstört das Mark, den Willen und den Stolz, und in dieses graue, ewig schwankende Dämmern bringt kein verklärender Lichtstrahl — das ist das Leiden, mit welchem die Eifersucht der Olympier den Prometheus strafte, dem, ohnmächtig zwischen Himmel und Erde gefesselt, der unerbittliche Adler die täglich heilende Wunde immer wieder von Neuem aufriß. —

Am Morgen der großen Revue in Longchamps war der arme George Lefranc, der jetzt oft seine Arbeit versäumte und nur mit gewaltsamer Anstrengung so viel arbeitete, um seine nothwendigen Bedürfnisse zu bestreiten, — er war hinausgegangen in das dichte Menschengewühl, das sich aus den inneren Stadttheilen nach den Champs-Elysées und dem Bois de Boulogne bewegte, um das glänzende militärische Schauspiel zu sehen, das der Kaiser seinen fürstlichen Gästen vorführen wollte.

In tiefe Gedanken versunken, schritt der junge Arbeiter in dem dichten Strom der laut sprechenden und lachenden Menschen dahin, — seine Wangen waren bleich und eingefallen, seine Züge nervös gespannt, glanzlos und düster blickten seine Augen zu Boden, — nur von Zeit zu Zeit tauchte sich sein Blick mit fieberhaft brennendem, ängstlich forschendem Ausdruck in diese Menge

von fremden Gesichtern, die ihn umgab, wie unwillkürlich suchend, ob er nicht jene bekannten Züge erblicken würde — jenes Lächeln — jenen berauschenden Blick, — dieß ganze Bild, das immer und immer vor seinem inneren Auge dastand, stets in neuer Reinheit sich aus den Wolken der Zweifel emporhebend.

So war er hinausgekommen bis zu jener Oeffnung des Bois de Boulogne nach der großen Ebene von Longchamps hin, wo über künstliche Felsen die rauschenden Kaskaden hinabfallen, die Luft mit dem sprühenden Wasserstaub erfrischend. Hier hatte jede Bewegung in der gedrängten Masse aufgehört, — wie eine lebendige Mauer umgaben diese unzählbaren Tausende von Menschen die weite freie Ebene, auf der man die farbenschimmernden Uniformen und die blitzenden Waffen der Truppenaufstellung im Sonnenlicht funkeln sah. Die Aeste der Bäume waren dicht besetzt mit waghalsigen Zuschauern, die von diesen erhöhten, luftigen Sitzen das Schauspiel besser zu erblicken hofften, — oft aber durch einen brechenden Ast gezwungen wurden, ihren mühsam erklimmten Platz aufzugeben und den schadenfrohen Hohn der Untenstehenden zu ertragen.

George Lefranc war bis in die Nähe der Kaskaden durchgedrungen und lehnte sich an einen großen Baum, der fast hart an dem Wege stand, der vom Thore von

Boulogne herführte und durch Spaliere von Truppen freigehalten wurde.

Aller Augen richteten sich auf diesen Weg, denn von dorther sollte der ganze kaiserliche Cortège herkommen. Bis zum boulogner Thor war der Kaiser mit dem Kaiser Alexander und die Kaiserin mit dem König Wilhelm gefahren, dort sollten die Souveräne zu Pferde steigen, um sogleich die Musterung der Truppen zu beginnen.

Bereits war die Kronprinzessin von Preußen, welche schon einige Zeit mit ihrem Gemahl in halbem Inkognito in Paris anwesend gewesen, herangefahren in Begleitung ihrer Schwester, der Prinzessin Alice von Hessen, — beide Fürstinnen in einfach weißer Toilette hatten auf der kaiserlichen Tribüne Platz genommen und bildeten den Zielpunkt aller der neugierigen bewaffneten und unbewaffneten Augen, welche sich auf diesen Mittelpunkt richteten, der heute die drei größten Monarchen Europas vereinigen und den Brennpunkt alles politischen Interesses bilden sollte.

In großer Gala, die Livréen und Geschirre von Gold und Silber starrend, waren die Großwürdenträger, die Diplomaten und alle zu den Tribünen Eingeladenen herangefahren und hatten ihre Plätze eingenommen — die ganze Straße war frei und die Ausrufe der Span=

nung und Erwartung wogten ih dem allgemeinen Brausen auf und nieder, das aus diesem unübersehbaren Meer von menschlichen Köpfen emporstieg.

Da ertönte es plötzlich von allen Seiten wie der gewaltige Athemzug eines lauschenden Riesen, und eine zitternd schwankende Bewegung pflanzte sich durch die Menge fort. An der Biegung des Weges von Boulogne sah man die Fähnlein an den Lanzenspitzen der Lanciers de l'Impératrice und im raschen Trabe sprengten die so zierlichen und so eleganten blauweißen Lanzenreiter heran. Ihnen folgte die offene Kalesche Ihrer Majestät und lächelnd wie der sonnige Tag fuhr die schöne Beherrscherin Frankreichs durch die dichten Menschenreihen an der großen Ebene vorbei um die Tribünen herum, um am Eingange des kaiserlichen Pavillons auszusteigen. Es war nicht nur der offiziell hier und dort ertönende Ruf, welcher die Kaiserin empfing, diese ganze Menge, welche begeistert war durch den Glanz von Paris, durch die laue Luft und den schönen Sommertag, begrüßte mit freudigem, lebhaftem Ruf den prachtvollen und anmuthigen Aufzug dieser graziös und lächelnd nach allen Seiten sich verneigenden Frau.

Kaum waren die Equipagen der Kaiserin und der ihr folgenden Damen hinter den Tribünen verschwunden, als man die blitzenden Helme der Hundertgarden an

der Ecke des Weges aus dem Blättergrün hervorkommen sah. Langsam bewegten sich in geschlossener Reihe diese prachtvollen Riesengestalten auf ihren fleckenlosen schwarzen Pferden vorwärts — die Sonne spiegelte sich in ihren Panzern und glühte auf dem Scharlach und Gold ihrer Uniformen.

Etwa zwanzig Schritte hinter der ersten Abtheilung dieser prächtigen Kaisergarde ritten die Souveräne heran. In der Mitte die schlanke, hohe Gestalt Alexander II. in der stolzen Haltung, an den gewaltigen Nikolaus erinnernd — aber auf seinem schönen Gesicht ruhte ein weich melancholischer Ernst, der den strengen und ehernen Zügen jenes mächtig und unbeugsam herrschenden Autokraten fremd war. Ruhig und sinnend blickte das tiefe Auge des russischen Kaisers über diese wogende Menge, deren Ruf „vive l'Empereur!" heute eben so sehr dem nordischen Gaste als dem Kaiser Napoleon galt.

Zur Rechten des Kaisers Alexander ritt der König Wilhelm von Preußen in seiner soldatisch ritterlichen Haltung auf dem feurigen Pferde. — Sein Gesicht mit dem vollen weißen Bart erschien heiter und sein klares Auge blickte schon von weit herüber nach den Truppenlinien auf der Ebene, welche ihm ein Bild von der militärischen Macht Frankreichs geben sollten.

Auf der andern Seite sah man den Kaiser Napoleon. Sein schönes, schlankes, hoch elegantes Pferd schritt mit ruhiger, leichter Sicherheit einher, und obwohl der Kaiser ein wenig gebückt im Sattel saß und nicht mehr seine einst berühmte Eleganz als Reiter zeigte, so war doch seine Haltung zu Pferde immer noch jugendlicher und kräftiger, als sie im Gehen oder Stehen erschien. Seine Züge waren müde und abgespannt, trübe und glanzlos blickten seine Augen über den Kopf seines Pferdes hin und nur zuweilen ließ er wie träumend seinen Blick über diese Menschenmenge hingleiten.

Hinter den Souveränen sah man die kräftige, schöne Gestalt des Kronprinzen von Preußen, welcher mit heiterem und lächelndem Ausdruck sich mit dem jugendlichen Cesarewitsch unterhielt, die übrigen fürstlichen Personen folgten in der Nähe des Königs und des Kronprinzen, besonders erregte der Graf von Bismarck in seiner weißen Uniform die Aufmerksamkeit aller Derer, die ihn erkannten, oder denen er gezeigt wurde, — Niemand aber achtete auf jenen ernsten, stillblickenden Mann in der preußischen Generals-Uniform, der neben dem Ministerpräsidenten ritt und den ruhigen Blick hingleiten ließ über die in der Ebene blitzenden und funkelnden Waffen, nach dem Mont Valerien hinauf, der finster und

schweigend seinen Festungsbau in den blauen Himmel hineinstreckte.

Wohl hatte man in Frankreich bei der Geschichte des Feldzugs von 1866 und bei der Erwähnung der so peinlich empfundenen Schlacht von Sadowa auch den Namen des Generals von Moltke nennen gehört, — aber man hatte zum großen Theil in dem Publikum, das so wenig sich um die Details der Ereignisse kümmert, die sich außerhalb der Grenzen Frankreichs vollziehen, diesen Namen wieder vergessen, und fast unbeachtet blieb der bescheidene Mann in dem Gefolge des Königs. Wie hätten alle diese Tausende erbeben mögen, und mit welcher Spannung hätten sich alle diese Blicke auf den schweigenden Heereslenker gerichtet, wenn eine Geisterhand den Schleier der Zukunft hätte lüften können und das Bild dieses Mannes erscheinen lassen, wie er mit unwiderstehlichem Siegesschritt die deutschen Heere bis vor Paris führen und die Hand von jenem drohenden Mont Valerien herab zwingend über die gährende Hauptstadt strecken würde.

Doch die Zukunft war verhüllt und alle Blicke richteten sich, nachdem die Monarchen vorüber waren, nun auf diese zahllose strahlende Suite, welche sich wie ein Pfauenschweif glänzend ausbreitete und noch lange an den Reihen der Neugierigen dahin zog.

Bei der Annäherung der Monarchen ging eine rasselnde und klirrende Bewegung durch die sechzigtausend Mann, welche dort auf der weiten Ebene unter den Waffen standen. Der greise Marschall Regnault de Saint Jean d'Angely, der die Garden kommandirte, und der Marschall Canrobert, der die in Parade stehenden Linientruppen befehligte, ritten mit ihrem zahlreichen und glänzenden Stabe den Souveränen entgegen.

Als dieselben, und zwar der Kaiser Napoleon links, den Truppen zunächst reitend, an dem Ende der Aufstellung erschienen, da machte diese ganze unabsehbare Linie die Honneurs, — die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten in einer im Augenblick Alles übertäubenden Fanfare, und zum ersten Mal in diesem Moment färbte sich das blasse Gesicht Napoleon's mit einer leicht hinfliegenden Röthe und ein stolzer Strahl leuchtete aus dem entschleierten Blick, den er über die glänzenden Kriegerreihen schweifen ließ, diese Elite seiner Armee, die Träger der Ruhmestraditionen aus der großen Zeit seines großen Oheims.

Dann begannen die Musikkorps der ersten Regimenter die ernsten, feierlich ergreifenden Töne der russischen Nationalhymne zu intoniren, — mit verbindlicher Neigung des Hauptes dankte der Kaiser Alexander für

diese Aufmerksamkeit und langsam ritten die drei Monarchen mit ihrem Gefolge die Front hinunter.

Während dieses Umzuges, den die Menge der Neugierigen nur aus der Ferne sehen konnte, begann ein Summen und Brausen, der Stimme des bewegten Meeres gleich, aufzusteigen, — alle Welt plauderte, man theilte sich einander seine Bemerkungen mit, man lachte, man scherzte, und alle Welt war froh, glücklich und stolz, daß das kaiserliche Frankreich solchen Glanz entwickeln könne, und daß die fremden Herrscher da waren, diesen Glanz zu bewundern und den Eindruck desselben in ihre fernen Reiche zurück zu tragen.

Auch der fenische General Cluseret und der junge Raoul Rigault waren da, — sie standen in der Nähe des Baumes, an welchen George Lefranc sich gelehnt hatte. Mit Blicken voll düsteren Feuers und fest zusammengepreßten Lippen hatte Cluseret den Vorbeiritt der Monarchen angesehen, während Raoul Rigault lächelnd mit dem Ausdruck einer gewissen blasirten Ueberlegenheit auf diese Entfaltung fürstlicher Pracht hinblickte, — das viereckige Glas in das Auge geklemmt und mit dem Stöckchen an seinen Stiefel klopfend.

„Da ziehen sie hin," sagte Cluseret mit gepreßter dumpfer Stimme, „diese Tyrannen dreier großer Völker, — und um sie her vereinigen sich die verblendeten Ver=

theidiger ihrer unnatürlichen Macht, bewaffnet und gerüstet, um für das Joch der eigenen Sklaverei ihr Blut zu vergießen, — und alle diese blöde, thörichte Menge jubelt ihnen zu — glauben Sie noch, mein Freund," fragte er mit bitterem Lachen, — „daß dieß ganze so künstlich und fest gefügte Gebäude von Macht und Herrschaft ohne eine gewaltsame, wohl geleitete, militärisch organisirte Revolution zertrümmert werden könne?"

„Bah," sagte Raoul Rigault wegwerfend, „Sie haben sich in Amerika entwöhnt, mein General, diesen Flitter zu sehen, — wenn man daran gewöhnt ist, blendet das nicht mehr; — würden Sie plötzlich und unerwartet diese Monarchie angreifen, so würden gewohnheitsmäßig alle diese Soldaten wie die Löwen für ihren kaiserlichen Fetisch fechten und diese ganze thörichte Menge würde sich noch mit in die Armee einreihen lassen, um nur diesen schönen Thron zu erhalten, der so hübsch in der Sonne glitzert und von dem so niedliche Bändchen und Kreuzchen herabfallen, — der Angriff würde nur dazu beitragen, das Gebäude zu befestigen. — Das Alles aber fällt und bröckelt auseinander, wenn man sich nur die Zeit nimmt, es ruhig von unten auf zu unterwühlen, — immer chemisch muß man verfahren," sagte er mit cynischem Lächeln, — „Schwefelsäure und Scheidewasser in die Fugen des Baues gießen, — und

wenn er dann morsch und zerfressen genug ist, — eine feste Erschütterung und das Alles wird in Staub zerfallen."

Er sah umher und ließ seinen Blick einen Moment auf einem jungen bleichen Menschen mit blondem Haar von gedrungener Gestalt ruhen, der aus der Menge hervorgetreten war und mit seinen fieberhaft glühenden Augen nach der Ebene herabsah, während ein kaltes, unheimliches Lächeln um seine dünnen, festgeschlossenen Lippen spielte.

Raoul Rigault wendete sich zu Cluseret.

„Lassen Sie uns ein wenig dort hinübergehen," sagte er, — „wir werden dort besser sehen, und hier möchte später ein großes Gedränge entstehen."

Und indem er seinen Arm in den des Fenierführers legte, führte er ihn weiter hinab nach der Ebene zu.

Die Monarchen hatten ihren Umritt beendet und näherten sich wieder der kaiserlichen Tribüne — Kaiser Alexander sprengte in kurzem Galopp voran bis unter die Brüstung der Tribüne und grüßte in militärischer Weise, — König Wilhelm folgte ihm sogleich, während der Kaiser Napoleon, eine Pferdelänge zurückbleibend, etwas zur Seite hielt.

Die Kaiserin erhob sich — ihre Augen strahlten

voll Glück und Stolz über diese weite Ebene, über diese glänzenden Truppen und über die unzählbare Menschenmenge hin und senkten sich dann herab auf diese mächtigen Monarchen aus der alten Familie der Könige Europas, die in ritterlicher Courtoisie ihr ihre Huldigung darbrachten. Mit reizendem Lächeln neigte sie den schlanken Hals in anmuthiger Bewegung gegen den Kaiser und den König und wendete sich dann mit einer kurzen Bemerkung an die Kronprinzessin von Preußen, welche in natürlich herzlicher Weise ihrem hinter seinem königlichen Vater herangerittenen Gemahl zunickte.

Der Kaiser Napoleon sprengte an den Kaiser Alexander heran. Dieser und der König wendeten sich mit nochmaligem Gruß gegen die Kaiserin der Truppenaufstellung zu, — die Suite gruppirte sich um die Monarchen rechts und links von der Tribüne und der Vorbeimarsch begann.

Prachtvoll war der Anblick dieser vor den Souveränen vorbeimarschirenden Elite-Truppen, die hellen, fröhlichen Märsche der Regimentsmusiken, die wiehernden Pferde, die rasselnden Kanonen, — das Alles steigerte die Stimmung der Zuschauer zu immer höherer Begeisterung und jedes Regiment wurde mit jubelndem Zuruf begrüßt, besonders aber wenn die vor ihm her flatternden zerschossenen und zerfetzten Fahnen zeigten, daß es

oft auf den Schlachtfeldern dem Feinde gegenübergestanden hatte.

Mit strahlenden Blicken sah die Kaiserin herab auf die vorüberziehenden Truppen, welche beim Heranmarschiren den Kaiser mit lauten Rufen und dem Schwenken der Waffen begrüßten; mit abgespannter Gleichgültigkeit saß Napoleon auf seinem Pferde, gedankenvoll sinnend blickte Kaiser Alexander auf die vorüberziehenden Regimenter, während der König Wilhelm mit scharfer Aufmerksamkeit jede Bewegung verfolgte. Oft zuckte es seltsam um den Mund des so fest und soldatisch im Sattel aufgerichteten Herrn, wenn ein Bataillon im Augenblick des Vorbeimarsches fast eine elliptisch gekrümmte Linie bildete — aber mit immer gleicher Aufmerksamkeit blickte er der nächst heranrückenden Abtheilung entgegen, die Fahnen mit der Hand am Helme grüßend.

Als der Parademarsch beendet war, zogen sich sämmtliche Kavallerieregimenter auf die dem kaiserlichen Pavillon gegenüberliegende Seite der von der Infanterie und Artillerie vollständig geräumten Wiese zurück und bildeten eine einzige lange Linie. In gestreckter Carrière sprengte diese ganze ungeheure Front von Reitern auf ihren schnaubenden, durch den Vorbeimarsch erhitzten und aufgeregten Pferden über die Ebene hin, dem kaiserlichen Pavillon entgegen. Die Erde erbebte unter dem furcht=

baren Choc, das Rasseln der Waffen, der dröhnende Hufschlag der Pferde wurde aber übertäubt von dem vieltausendstimmigen Jubelruf der Menge, welche diese überraschende und im funkelnden Sonnenlicht wunderbar schöne Evolution begrüßte. Wenige Schritte von den Monarchen hielt urplötzlich diese ganze in rasendem Ritt vorsprengende Linie an — die Pferde bogen sich zusammen unter dem gewaltigen Pariren — aber die Linie stand, salutirend vor dem Kaiser und seinen Gästen.

Man sah nun die Souveräne absteigen und zu der kaiserlichen Tribüne herantreten, die beiden Herrscher von Rußland und Preußen küßten der Kaiserin die Hand, der Kaiser begrüßte die Kronprinzessin und die anderen fürstlichen Damen, einige Erfrischungen wurden servirt, die Equipagen näherten sich, des Winkes zum Vorfahren gewärtig.

Die Menge begann hin und her zu fluten, theils fing man an nach Paris zurückzukehren, theils drängte man an die Tribünen heran, um die Abfahrt der Herrschaften zu sehen, — nur mit der größten Mühe gelang es, den Weg an den Kaskaden vorbei für den Hof und seine Gäste freizuhalten.

Nach kurzer Zeit rangirten sich die Hundertgarden, — der Wagen des Kaisers fuhr vor die Tribüne.

Napoleon verabschiedete sich vom König Wilhelm

und den fürstlichen Damen und stieg mit dem Kaiser Alexander ein, während der König mit der Kaiserin plaudernd auf der Tribüne stehen blieb, bis die Abfahrt des Cortège die Annäherung der Equipage der Kaiserin erlaubte.

Die Hundertgarden sprengten voran und in raschestem Trabe fuhren die beiden Kaiser an den Tribünen vorbei um die Ebene herum und näherten sich den Kaskaden. Hier war die Menge dichter zusammengedrängt, der Weg stieg etwas aufwärts und der kaiserliche Wagen fuhr einen Augenblick im Schritt.

Da trat plötzlich jener bleiche junge Mann, welcher vorher den Blick von Raoul Rigault auf sich gezogen hatte, einen Schritt aus der Menge hervor und fast dicht an den kaiserlichen Wagen heran, rasch erhob er den Arm und man hörte die leichte Detonation eines Pistolenschusses. Die Nächststehenden blieben in starrem Entsetzen wie gebannt stehen, — im Augenblick standen die Hundertgarden, welche etwa zwanzig Schritt voran waren, still, um im nächsten Moment nach dem Orte der Detonation zurückzusprengen, ein flammender Blitz leuchtete im Auge Napoleon's auf, ein Ausdruck von stolzer, muthiger Willenskraft erschien auf seinem Gesicht, — schnell erhob er sich im Wagen, als wolle er mit seiner Person den Kaiser von Rußland decken, und stand

so diesem bleichen zitternden jungen Menschen gegenüber, der den Arm mit der Pistole noch immer erhoben hatte.

Dieß Alles war das Werk einer Sekunde.

Eine zweite Detonation erfolgte.

Aber bevor dieß geschah, hatte sich der Stallmeister Raimbeaux mit einem gewaltigen Satz seines Pferdes zwischen den Unbekannten und den Wagen geworfen, kaum war der Schuß gefallen, so sah man das Pferd sich zuckend aufbäumen und ein Blutstrahl schoß aus seinem Kopfe her, den Wagen des Kaisers mit einem rothen Thau überspritzend.

Nach der ersten Erstarrung war Leben in die Menge gekommen. Die Umstehenden hatten sich auf den Unbekannten gestürzt und ihm das Pistol aus der Hand gerissen, — man hörte Ausrufe der Verwünschung — der junge Mensch stand mit kaltem Lächeln da unter den Händen der empörten Pariser, geballte Fäuste erhoben sich drohend gegen ihn, er machte keine Bewegung der Abwehr oder Flucht — ein Bild kalter, trotziger Resignation.

Die Hundertgarden waren herangesprengt — man übergab ihnen den Verbrecher, den sie schnell in ihren Kreis einschlossen.

Kaiser Alexander hatte ruhig in tiefem Ernst mit

seinen großen gedankenvollen Augen auf die ganze Szene geblickt.

„Ich wünsche Eurer Majestät Glück,“ sagte er mit einem weichen, fast melancholischen Lächeln, — „es hat glücklicherweise Nichts zu bedeuten!“

„Mein Gott,“ rief Napoleon, — „welch' ein bedauernswerther Vorfall!“ — und er winkte den Stallmeister Raimbeaux heran, der sein verwundetes Pferd mit dem eines Hundertgarden vertauscht hatte und sich von dem den Verbrecher umgebenden Kreise her wieder dem Wagen näherte.

„Weiß man, wer es ist?“ fragte der Kaiser.

„Er nennt sich Berezowski, Sire,“ sagte der Stallmeister, „und ist ein Pole!“

Noch tieferer Ernst legte sich über das schöne Gesicht des Kaisers Alexander, schmerzvoll zuckten seine Lippen und mit unaussprechlich traurigem Ausdruck richtete sich sein Blick einen Moment zum Himmel empor.

„Also galt es mir“ — sagte er dann mit sanfter Stimme, — „ich bedaure tief, das Leben Eurer Majestät in Gefahr gebracht zu haben.“

Napoleon hatte sich wieder niedergesetzt und sprach mit verbindlichem Lächeln:

„Wir sind miteinander im Feuer gewesen, Sire, — wir sind also Alliirte.“

Kaiser Alexander neigte schweigend das Haupt.

„Sie sind nicht verwundet, mein Herr?" sagte er dann, sich zu dem Stallmeister Raimbeaux wendend, — „Sie haben sich so kühn den Kugeln entgegengeworfen, — vielleicht danke ich Ihnen mein Leben, — jedenfalls werde ich niemals diesen Beweis von Muth und Entschlossenheit vergessen!"

Napoleon hatte einen Blick rückwärts geworfen, — man sah die Lanzenfähnlein der Lanciers de l'Impératrice sich vor dem kaiserlichen Pavillon in Bewegung setzen.

„Vorwärts, vorwärts!" rief der Kaiser — „bevor die Kaiserin und der König hieher kommen."

Der Verbrecher war inzwischen in einen von seinen Insassen hergegebenen Fiaker gesetzt und von Hundertgarden umgeben auf einem Seitenwege durch das Gehölz fortgeführt, — auf den Ruf des Kaisers sprengte die Eskorte vor, die Piqueurs setzten sich in Bewegung. — „Vive l'Empereur!" — „vive l'Empereur Alexandre!" rief die Menge. Die Kaiser grüßten rechts und links, und rasch verschwand der glänzende Cortège im Grün der Bäume.

Die Menge vertheilte sich und zog noch weiter nach Paris hin, und als wenige Minuten später die Kaiserin in heiterem Gespräch mit dem Könige von

Preußen an dieser Stelle vorüberfuhr, da ließ Nichts ahnen, daß so kurz vorher hier ein Ereigniß stattgefunden hatte, das bei anderem Ausgange die Lage von Europa verändert hätte.

George Lefranc hatte fast unmittelbar neben dem kaiserlichen Wagen, immer an seinen Baum gelehnt, ruhig dagestanden.

Er sah mit seinem äußeren Auge alle diese Menschen, diesen Glanz der Equipagen und Uniformen, — aber das Alles drang nicht in seine Seele, — sein innerer Blick folgte wie einer zauberischen Vision immer nur einem Bilde, einem Bilde voll Licht, voll Wärme und voll Hoffnung, das sich unablässig vor ihm erhob im Grün der Bäume und im Blau des Himmels, das er immer von Neuem wieder forschend suchte unter all' den wogenden und treibenden Menschen, die ihn umdrängten — obwohl er ja gewiß wußte, daß er es nicht finden könne.

Als fast ganz in seiner Nähe der Schuß aus dem Pistol Berezowski's ertönte, war er unwillkürlich erschrocken zusammengefahren, — aber er hatte sich nicht bewegt, — er war nicht wie die Andern herangesprungen, um den jungen Menschen zu fassen, ruhig blieb er auf seinem Platze stehen, fast ohne sichtbare Erregung die so außergewöhnliche und aufregende Szene betrach-

tend, welche sich vor seinen Blicken entwickelte. Nur ein halb trauriges, halb bitteres Lächeln spielte um seine Lippen, als die Souveräne weiterfuhren, und mit demselben Lächeln blickte er dem gleich darauf schnell vorbeieilenden Cortège der Kaiserin nach.

„Welch' eine Bewegung wäre durch die Welt gegangen," sprach er leise vor sich hin, „wenn dieser Schuß sein Ziel nicht verfehlt hätte, — durch alle Völker wäre der Wiederhall dieses Ereignisses gezogen — die Weltgeschichte wäre einen Augenblick auf ihrem Wege stillgestanden, — und doch — hätte in all' der Unruhe, in all' der Bewegung ein Menschenherz in seinem eigensten inneren Leben wahrhafte tiefe Erschütterung empfunden, — einen Schmerz empfunden, wie ich ihn empfinde bei dem Gedanken an das verlorene Glück? — Verloren?" unterbrach er sich, wie einer Anstrengung seines Willens folgend, — „warum verloren? — Sie hat mir gesagt, daß sie wiederkommen würde, — und was sie mir gesagt, muß wahr sein, — denn ich glaube an sie, — sie ist rein und treu und wahr wie kein anderes Herz auf Erden, — hat sie mir doch gesprochen, wie ich es noch nie gehört, von einem lebendigen liebevollen Gott, und ihre Worte sind in mein Herz gefallen tief — so tief, — kann das Alles Lüge sein?"

Sein Auge richtete sich über das Grün der Wipfel

zum Himmel empor, das düstere Feuer seines Blickes milderte sich unter einem weichen Hauch, der mit feuchtem Schimmer an seinen Wimpern hing, und leise und innig sprach er: „Ich will an sie glauben — was bliebe meinem Leben ohne diesen Glauben?"

Die Vorübergehenden begannen erstaunte Blicke auf diesen Mann zu werfen, der da an den Baum gelehnt noch immer im leisen Selbstgespräch fast unbeweglich dastand, während hier nichts mehr zu sehen war und alle Welt bereits der Stadt zueilte.

George Lefranc bemerkte diese Blicke und wendete sich langsam der Richtung nach Paris zu, dem Zuge der Menschenmenge folgend, welche auf den Seitenwegen sich bewegte, während die von Longchamps zurückkehrenden Equipagen in zwei Reihen die Mitte der Straße einnahmen.

Kaum hatte er einige Schritte gemacht, als eine in einiger Entfernung vorwärts entstehende Stockung die Wagen zwang, einen Augenblick zu halten — in die düstern Gedanken und die wallenden Gefühle des jungen Mannes hinein tönte heiteres Gelächter und laute Unterhaltung, und dazwischen eine Stimme, — eine Stimme, deren Klang er aus Tausenden heraus erkannt hätte, — eine Stimme, welche die innerste Saite seines Herzens in zitternde Schwingung versetzte.

Rasch wendete er sich um; auf dem Fahrwege kaum fünf Schritte vor ihm hielt eine zierliche offene Equipage mit Livréen von äußerster Eleganz; die mit prachtvollen Bouquets geschmückten Pferde zitterten vor Ungeduld über die Zögerung unter der festen Hand des Kutschers. Neben dem Wagen hielten zwei Herren zu Pferde, plaudernd und scherzend mit der von Anmuth und frischer Eleganz strahlenden Dame, welche leicht in die seidenen Kissen zurückgelehnt, das schöne Gesicht von dem matten Rosenroth des durch den Sonnenschirm fallenden Lichts überhaucht, zu den beiden Kavalieren halb hochmüthig und halb muthwillig hinüberblickte.

Und diese glänzende Schönheit — die Herrin dieser Equipage und dieser Pferde — war Louise Bernard, die arme Arbeiterin aus der Rue Mouffetard — war die einfache sanfte Freundin des jungen Mannes, welche so freundlich belebend in sein Leben hineingetreten war, welche so viel blühendes Frühlingstreiben in seinem Herzen erweckt hatte, — welche verschwunden war, indem sie ihm versprochen hatte, wiederzukehren und seinen Lebensweg mit ihm zu gehen, — es war das reine Ideal, dessen Bild ihn umschwebt hatte überall, — das er gesucht mit seines Herzens bangender Sehnsucht, — an das er geglaubt im felsenfesten Vertrauen seiner Liebe.

Es war nicht ein Schrei, der aus der Brust des armen George hervordrang bei diesem Anblick, — es war ein dumpfer, röchelnder Ton wie der leise Todesschrei des nach langer Hetzjagd verendend zusammenbrechenden Wildes, — seine Augen öffneten sich weit und stierten geisterhaft nach dem Bilde hinüber, das da wie eine entsetzliche Vision vor ihm stand, — ein kalter Schweiß perlte an der Wurzel seiner Haare, seine Hände öffneten sich, als suchten sie eine Stütze in dem schwindelnden Wirbel, der seine Seele fortriß.

Die Dame im Wagen sah ihn nicht, den armen, zitternden Menschen auf dem Seitenweg unter den Fußgängern, — die Stockung der Kommunikation war beseitigt — schneller rückten die Equipagen vor, — die schönen Pferde setzten sich tänzelnd in Bewegung und in raschem Trabe verschwand die prachtvolle Equipage der Frau Marchesa Pallanzoni, welche die beiden Herren auf ihren courbettirenden Pferden am Schlage begleiteten.

Es wäre unmöglich zu beschreiben, wie George Lefranc nach Paris zurückkam, wie er in sein einsames, stilles Zimmer in der Rue Mouffetard gelangte, — aber eine Stunde später saß er dort vor seinem Tisch, den Kopf in die Arme gestützt und mit den brennenden Augen, durch deren Weiß das feine Geäder blutig

unterlaufen hervorschimmerte, immerfort auf den Brief der jungen Frau blickend, den er vor sich hingelegt hatte.

Von Zeit zu Zeit stand er auf — ging mit mechanisch gleichmäßigen Schritten durch das Zimmer, ohne ein Wort, ohne einen anderen Laut als ein schweres, aus den Tiefen der Brust heraufdringendes Stöhnen, das grauenvoll in dem kleinen stillen Raum wiederklang.

Stundenlang hatte er so einsam in seinem Zimmer eingeschlossen zugebracht — die Sonne war herabgesunken und die Dunkelheit begann sich über Paris zu legen, während der Mond mit seinem weichen Licht die Kuppeln der Thürme und die Dächer der Riesenstadt zu versilbern begann, ruhig und klar vom Himmel auf diese zusammengedrängte Welt von geschäftigen, ringenden, glücklichen und elenden Menschen herabblickend, wie er einst vor langen Jahrhunderten an dieser selben Stelle auf die dunkeln, schweigenden Wälder des alten Galliens herabgeblickt hatte.

George ließ sein müdes Haupt tiefer herabsinken, — sein brennendes Auge umflorte sich und ein heißer Thränentropfen sank auf das Papier nieder.

Diese Wohlthat der Natur, dieses göttliche Geschenk der ewigen Liebe, die heilige Thräne schien den entsetzlichen Bann zu lösen, der ihn gefangen hielt, ein

langer Athemzug rang sich aus seiner Brust hervor, und dann blickte er empor in tiefem Schmerz, aber ohne jene furchtbare Starrheit, welche bis jetzt seine Augen erfüllt hatte.

„So ist es denn aus, — aus das Glück, — vorbei die Hoffnung, — Alles, Alles zu Ende — wie mit dem Tode, — aber schlimmer und schmerzlicher als im Tode — denn der Tod läßt die Erinnerung zurück und tödtet die Liebe nicht — und hier, hier muß die Erinnerung untergehen und die Liebe!"

„Lüge," rief er, — „Lüge und Verrath, — warum ist dieß Leid auf mich gefallen, — warum konnte mein Leben nicht in ruhiger Resignation verlaufen, — warum zur Hoffnung und zum Glück erwachen, um so herabzustürzen! — Und dafür — dafür — habe ich meine Hände befleckt, — ich glaubte zu kämpfen für das Recht der Unschuld und ich bin das Werkzeug irgend einer Intrigue gewesen, die ich nicht durchschaue, — ein elendes Werkzeug, das man fortwirft, nachdem es seinen Dienst gethan, dem man seinen Lohn —"

Er hielt inne, — eine tödtliche Blässe bedeckte seine Züge.

Hastig zog er das Schubfach seines Tisches auf und ergriff die Goldrollen, welche er mit dem letzten

Brief der jungen Frau erhalten hatte, und welche dort noch lagen.

„Fort," rief er, — „fort mit diesem entsetzlichen Gold, — das sie mir zurückgelassen als den Preis für meine Seele, — für mein zerbrochenes Herz! — zurückerstatten kann ich es nicht, aber es soll versinken, wo kein menschliches Auge es wieder erblickt!"

Mit zuckender Hand ergriff er die Rollen und schob sie in seine Tasche — dann setzte er seine Mütze auf, öffnete den Riegel seiner Thür und trat auf den Vorplatz.

Madame Raimond ging aus der Küche in ihr Zimmer.

„Haben Sie keine Nachricht von unserer Freundin, Herr George?" fragte sie freundlich.

„Nein," erwiederte er mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Kommen Sie zu mir," sagte die alte Frau theilnehmend, „wir wollen ein wenig plaudern, — wir werden ja bald von ihr hören, sie wird wiederkommen, — und dann werden unsere schönen, traulichen Abende wieder beginnen —"

„Ich habe einen nothwendigen Gang zu machen," sagte George rauh, — „entschuldigen Sie mich, — ich komme vielleicht später!" — und schnell mit flüchtigem Gruß eilte er die Treppe hinab.

„Der arme junge Mensch," sagte die alte Frau ihm nachblickend, — „er liebt sie so sehr — wie gern möchte ich Beide glücklich sehen!"

*

Starke Abtheilungen von Sergents de Ville und berittene Garden hielten die Straßen des Faubourg Saint Germain besetzt. Es war Ball bei dem Botschafter von Rußland, — die Souveräne sollten dort erscheinen und der Kaiser Alexander hatte gewünscht, daß das Attentat keine Aenderung in den getroffenen Dispositionen veranlassen solle.

Auf Befehl des Kaisers Napoleon waren die äußersten Vorsichtsmaßregeln in allen Straßen getroffen, durch welche die fremden Souveräne fahren mußten, — man verhinderte zwar den Andrang der Neugierigen nicht, welche die Trottoirs erfüllten, um die Auffahrt der Monarchen zu sehen, aber Niemand durfte einen Augenblick stehen bleiben, diese ganze Menschenmenge mußte in fortwährender Cirkulation bleiben und kein Wagen durfte die besetzte Straße passiren, der nicht Eingeladene zu dem Fest der russischen Botschaft führte.

Langsam ging auch hier wieder unter den immerfort sich vorwärts bewegenden Menschen der Feniergeneral Cluseret, der Alles sehen, Alles hören wollte,

um sich über die Zustände in Paris ein klares Bild zu machen, — und sein Führer Raoul Rigault, welcher dem finstern Verschwörer alle nöthigen Aufklärungen gab, bald in dem furchtbar cynischen Ton, in welchem einst die Septembriseurs die Bonmots der Guillotine machten, bald in der faden und zugleich gespreizten Weise jener auf dem Pflaster von Paris groß gewordenen jungen Leute, welche zwischen dem Gamin und dem Dandy die Mitte halten.

„Nun," sagte Raoul Rigault lachend, — „mein General, ist Ihnen die Physiognomie dieses guten Paris nun genügend verändert? Alle die unbefriedigten Leidenschaften und die Schwierigkeiten, die in Europa in so großer Menge vorhanden sind — man hatte sie sich heute Morgen so ganz aus dem Sinne geschlagen, um nur den Friedenshoffnungen und den Freuden des Lebens sich hinzugeben, man sah die Zukunft so rosig und golden! — Sehen Sie," fuhr er fort, — „dieser eine Pistolenschuß hat so schnell die finsteren Geister wieder geweckt, — blicken Sie hin auf diese Polizeimannschaften, auf diese Patrouillen, — sehen Sie diese Menge an, die hier schweigend in gezwungener Bewegung durch die Straßen treibt, — gleicht sie noch den fröhlichen Volksmassen, welche heute Morgen das Sonnenlicht im Bois

de Boulogne bestrahlte? — Glauben Sie noch, daß die Tyrannen sich alliiren werden?“

„Man lernt immer, wenn man nach Paris kommt,“ sagte Cluseret mit einem finstern Lächeln, — „und dießmal habe ich viel gelernt.“

Sie gingen weiter.

Unter starker militärischer Bedeckung fuhren die Souveräne heran und bald wurden die Straßen leerer, während das ganz vornehme und glänzende Paris sich in den Sälen des Hotels der russischen Botschaft vereinigte.

Durch die letzten der neugierigen Zuschauer eilte George Lefranc mit raschen Schritten und gesenktem Haupte hin.

Er ging über den Pont neuf am Tuilerieengarten vorbei, überschritt die äußere Seite der Place de la Concorde und folgte dann dem Kai der Seine, der hinter den Champs Elysées sich hinzieht.

Niemand war um diese Stunde an diesem selbst am Tage wenig besuchten Orte.

Der junge Arbeiter trat über das Gitter bis ganz an das Ende der scharf zum Fluß herabsinkenden Mauer vor und zog die Rollen aus seiner Tasche.

Unten glitzerten die Wellen der Seine im Licht des

Mondes, dessen silbernes Rund am dunkeln Himmel schwebte, von leichten, flockigen Wölkchen umgeben.

George warf einen langen Blick auf das dahinfließende Wasser. „Wäre es nicht besser, dort unten zu ruhen im kühlen Frieden, als hier oben zu ringen im ewigen Kampf mit Elend und Schmerzen?“

Fast sehnsüchtig blickte er hinab und sog tief den kühlen vom Wasser heraufsteigenden Hauch ein, der wohlthätig in seine erregt arbeitende Brust drang.

„Aber,“ sagte er dann leise, — „ist es nicht feig und niedrig, dem Leben zu entfliehen, — so lange man noch die Kraft hat zu arbeiten dafür, daß das bittere Loos, unter dem ich leide, von Andern genommen werde, — daß die Armen und Unterdrückten befreit werden von dem Joch, das auf ihnen lastet? — Und,“ — fuhr er noch leiser fort, indem er den Blick zu dem schönen, klaren Nachthimmel emporhob, — „wenn es nun dort oben eine ewige Gerechtigkeit — eine ewige Liebe gäbe? — Sie hat es gesagt,“ sprach er in bitterem Ton, — „aber kann es nicht dennoch wahr sein? Kann nicht auch der Geist des Bösen die ewige Wahrheit verkünden? — Und es klingt etwas wieder in mir, das mir sagt, es ist wahr! — Jener Dämon hat die Gestalt der Engel entlehnt, um meine Liebe zu verderben, und doch wollen die Worte nicht aus meinem

Sinn, die sie zu mir gesprochen, von jener Macht der ewigen Liebe, welche die Herzen der Menschen lenkt. — Wäre es möglich, daß diese Macht auf diesem furchtbaren schmerzlichen Wege in mein Herz hatte einziehen wollen?"

Er schwieg lange. Mit weichem, glänzenden Blick sah er zum Himmel empor.

„Wenn du dort oben waltest," sprach er dann, — „du Gott der Liebe, den die Priester verkünden, — wenn du herabblickst auf die kämpfenden und bangenden Menschen auf Erden, — o so senke dein Auge auch auf mich hernieder, sieh' in mein krankes, gequältes Herz, begrabe die Vergangenheit, wie ich dieß entsetzliche Geld in die Tiefen versenke, — setze meinen Leiden ein Ziel und führe mich zu deinem Frieden!"

Er trat rasch bis hart an den äußersten Rand der Mauer vor und mit einer heftigen Bewegung voll Zorn und Abscheu schleuderte er die Goldrollen weit in den Fluß hinein.

Aber durch die heftig ungestüme Bewegung, mit welcher er seinen Wurf gethan, verlor er das Gleichgewicht, sein Fuß glitt, taumelnd griff er um sich, — seine Hand fand keine Stütze, — ein Schrei — und hinab stürzte er in die Fluten der Seine.

Ein kurzes Ringen — eine starke Bewegung im

Wasser, — dann noch ein letzter, schmerzlich verhallender Schrei — und die Wasser ebneten sich über dem Versunkenen.

Ruhig und glänzend zog der Mond durch das tiefe Aetherblau, schimmernd und blitzend spielten die Wellen dahin, der Hauch der Nacht athmete tiefen — tiefen Frieden und stille Ruhe.

Hatte auch er den Frieden gefunden in der stillen Tiefe, — hatte Gott sein letztes Gebet erhören wollen, und ihn aus den Kämpfen der Welt an sein liebevolles Herz gezogen?

Fünfunddreißigstes Kapitel.

In tiefe, träumerische Gedanken versunken, lag Julia am Morgen nach ihrem Besuch der Weltausstellung auf dem Ruhebett ihres Zimmers, den Kopf zurückgelehnt in die Kissen unter den leicht von der Jardinière herüberhängenden Blumen. In wunderbar wogendem Wechsel zogen die inneren Bilder durch diese junge Seele hin, welche, kaum erwacht, so schwer berührt war von dem Ernst und den Schmerzen des Lebens.

Sie träumte von der sonnigen Zeit, welche sie noch durchleben sollte, getrennt von aller Bitterkeit und Beängstigung ihres bisherigen Daseins, ganz nun hingegeben an den reinen und ungetrübten Genuß, — sie sah nach dieser schnell verfliegenden Lichtwolke von Glück die lange tiefe Nacht ihres künftigen Lebens kommen, — diese Nacht, in welche sie sich versenken *wollte*, um den drohenden Gefahren des Lebens zu entgehen, — diese Nacht, welche ihr erhellt erschien durch das milde Licht der Erinnerung und durch den himmlischen Strahl

des Glaubens, und vor welcher ihre junge lebens- und liebesfreudige Seele dennoch zurückbebte in unwillkürlicher, zitternder Scheu.

Und durch alle diese Bilder, durch alle diese widerstreitenden Gefühle hindurch trat immer von Neuem vor ihre Seele die Erscheinung jenes Mannes, welchen sie einmal schon in raschem Vorbeifahren erblickt und welcher am Abend vorher sie begleitet und in dem peinlichen Augenblick ihrer Begegnung mit der heiteren Gesellschaft im chinesischen Theater sie mit seinen tiefen und beredten Augen so durchdringend angeblickt hatte.

Sie konnte weder diese Augen, noch diese Stimme vergessen — es war ihr, als müßte sie diesen Blick schon gesehen, den Klang dieser Stimme schon gehört haben.

„Graf Rivero“ — sprach sie leise, — „Graf Rivero, so nannte er ihn, diesen Mann, der wie der Ton einer oltbekannten märchenhaften Zaubermelodie auf mich wirkt, — dessen Auge in den Tiefen meiner Seele eine so wunderbare Wärme erglühen läßt, so mächtig — und so rein, — so überirdisch rein! — Graf Rivero,“ wiederholte sie, — „ich mag suchen in meinen Erinnerungen — sie sind ja noch so einfach und durchsichtig, — ich kann diesen Namen nicht finden, — ich kann diesem Manne noch nicht begegnet sein.“

Wieder versank sie in langes Nachdenken. Tiefe Traurigkeit legte sich auf ihre Züge.

„Mein Vater," seufzte sie, — „mein armer Vater, — er, der Einzige, der freundliches Licht in mein einsames Leben gebracht hat, — er wird traurig sein — er wird mich schmerzlich vermissen, — darf ich ihn verlassen?" —

Sie faltete die Hände und blickte lange mit ihren tiefen Augen aufwärts, — ein feuchter Hauch glänzte an ihren Wimpern.

„Ich muß es," sprach sie dann mit Entschiedenheit, — „ich muß es, — ich fühle die Kraft nicht, den Kampf mit dem Leben, das mich umgeben würde, zu ertragen, — ich kann nur die Ruhe finden in der Stille der heiligen Zurückgezogenheit — und dem Vater darf ja auch die Braut des Himmels Trost bringen und theilnehmende Liebe weihen, — o er wird selbst glücklicher sein, — wenn er weiß, daß ich das einzige Glück, den einzigen Frieden gefunden habe, den ich auf Erden finden kann."

Sie stand auf, verließ ihre Wohnung und ging durch den leeren Salon ihrer Mutter, welche erst viel später ihr Schlafzimmer zu verlassen pflegte, in das einfache ärmliche Zimmer des Malers Romano.

Dieser saß in sich zusammengesunken vor der Staffe-

lei mit dem unvollendeten Christusbilde. Aus dem bleichen Gesicht schauten die krankhaft glänzenden Augen so schmerzvoll traurig und so sehnsüchtig verlangend zugleich auf die Leinwand hin, daß Julia bei diesem Anblick ihr Herz erbeben fühlte von innigstem, tiefstem Mitgefühl.

Schnell eilte sie zu diesem gebrochenen kranken Manne hin, und sich in kindlicher Hingebung zu seinen Füßen zusammenschmiegend, drückte sie die warmen frischen Lippen auf seine kalte feuchte Hand.

Er fuhr empor wie aus einem beängstigenden Traum, sein Blick wurde milder und freundlicher, als er das junge Mädchen zu seinen Füßen erblickte.

„Wie geht es meinem lieben Vater heute Morgen?" fragte sie mit liebevoll schmeichelnder Stimme, der sie einen heiteren, leichten Ton zu geben versuchte, durch welche aber doch die tiefe Bewegung hindurchklang, welche sie erfüllte.

„Wenn meine liebe Julia, mein treues, gutes Kind bei mir ist," — sagte er, sanft ihr glänzendes Haar streichelnd, — „dann geht es mir immer gut, — doch steh' auf," fuhr er fort, sie mit einer gewissen hastigen Bewegung erhebend, als widerstrebe es ihm, das junge Mädchen da zu seinen Füßen zu sehen, — „steh' auf und setze Dich hier zu mir, damit wir ein wenig plau-

dern.“ Sanft drückte er sie auf einen kleinen Sessel nieder, der neben der Staffelei stand, und sah lange in ihr schönes, jugendfrisches Antlitz.

„Wenn ich Dich ansehe,“ sprach er dann halb zu sich selber, „so ist es mir, als wolle die Harmonie wieder in meine Seele zurückkehren, welche sie in meiner Jugend, — vor langer, langer Zeit — erfüllte, als vereinten sich die zerrissenen Linien, die verwischten Farben in mir zu einem schönen Bilde, — zu einem Bilde, das ich suche, — ewig suche und nicht finden kann —“

Und mit tiefem Schmerz, mit verzweiflungsvoller Unruhe richtete sich sein Blick wieder auf das unvollendete Bild vor ihm.

Ein Geräusch wurde in dem anstoßenden Salon hörbar, man vernahm einen Schritt, der auf dem weichen Teppich sich dem Zimmer des Malers näherte.

Dieser richtete das Auge auf die Thür — trübe Resignation lag auf seinen Zügen, — er erwartete das Erscheinen von Madame Lucretia, welche ihm eine jener Szenen machen würde, die in ihrer steten Wiederholung wie tiefe Messerstiche sein wundes, leidendes Herz trafen.

Plötzlich aber öffneten sich seine Augen, weit und weiter brennend trat die Pupille hervor, ein Ausdruck

des furchtbarsten Entsetzens, Todtenblässe legte sich geisterhaft auf sein Gesicht und tiefer und tiefer nach rückwärts zusammensinkend breitete er die Hände wie abwehrend vor sich aus.

Erschrocken sah Julia diese schreckliche Veränderung auf dem Gesicht des Malers, schnell wendete sie sich nach der Thür um und stieß einen leichten Schrei aus, indem sie sich erhob und zitternd neben ihrem Stuhl stehen blieb.

In der geöffneten Thür, halb noch beschattet von der auf der andern Seite derselben herabhängenden Portière des Salons, stand der Graf Rivero ruhig und unbeweglich.

Tiefere Blässe als sonst bedeckte sein schönes Gesicht, über dessen wehmüthig und schmerzvoll bewegten Zügen ein Ausdruck von kalter, bitterer Strenge lag. Lange betrachtete er das der Thür gegenüber hängende große Bild — mit weichem, mildem Strahl glitt sein Blick herab auf das junge Mädchen — die lebende Verkörperung dieses schönen Bildes, — dann richtete sich sein Auge flammend wie der zuckende Blitzstrahl auf den Maler, der noch immer unbeweglich-starren Blicks auf seinem Stuhle saß.

„Gaëtano!“ rief der Graf mit tiefer Stimme, — „hier stehe ich, um Rechenschaft zu fordern: was hast

Du mit dem Glück, dem Frieden — dem Vertrauen Deines Bruders gemacht, mit seinem Weibe — mit seinem Kinde?"

Der Maler sank einen Augenblick wie vernichtet vollständig zusammen, dann richtete er sich in einer konvulsivischen Bewegung auf, und fast ohne die Füße vom Boden zu erheben, schleppte er sich zu dem Grafen hin — zu seinen Füßen sank er nieder und streckte die zitternden Hände empor — sein Blick hing mit dem Ausdruck der Todesangst an dem ruhig-strengen Gesicht des unbeweglich vor ihm stehenden Mannes.

„Mein Bruder," rief er dann in heiserem Ton, dem der Klang der menschlichen Stimme fehlte, — „mein Verbrechen ist schwarz wie die ewige Nacht der Hölle — meine Schuld unermeßlich wie der leere Raum des Firmaments — aber ich schwöre es Dir bei dem ewigen rächenden Gott, dessen Zorn durch die Himmel donnert, — wenn es ein Maß gibt für die Größe meiner Schuld, — so ist es mein Leiden, — das Leiden langer Jahre, die Reue ohne Thräne, — die Verzweiflung ohne Ruhe. — O mein Gott," sprach er weiter, das Gesicht mit den Händen bedeckend, — „wenn, von den Furien gepeitscht, meine verzweifelnde Seele Tage und Nächte lang die tiefsten Abgründe der Schmerzen durcheilte, dürstend nach der Vernichtung, — dann gab

es eine Hoffnung, eine letzte einzige Hoffnung für mich, — einst noch das Antlitz meines Bruders zu sehen; — Gott konnte mir nicht vergeben, — aber er — er, der Gekränkte, mit seiner großen Seele, er würde meine Schuld von mir nehmen, — so rief mein Herz! — Jetzt steht er vor mir — und aus seinem Auge zuckt das Schwert des Gerichts auf mich herab! Hier bin ich, mein Bruder, — vollziehe das Urtheil, das ich so lange brennend in meinem Busen getragen habe!"

Er fiel nieder, den Boden mit der Stirn berührend.

In mächtiger Bewegung eilte Julia zu ihm hin.

„Mein Vater!" rief sie, „mein theurer Vater, — erhebe Dich, Deine Tochter ist bei Dir! O, mein Herr," sagte sie, die thränenfeuchten Augen zu dem Grafen emporrichtend, — „mein Herr — schonen Sie meinen Vater!"

„Mein Vater!" sagte der Graf bitter mit schneidender Stimme. — „Mein Vater! — Also nicht nur mein Glück hast Du mir geraubt, — Du hast auch die Liebe dieses reinen Herzens für Dich genommen, — Du hast Dir angemaßt den Namen des Vaters, dessen Herz Du zertreten, dessen Frieden Du gemordet hast. Bist Du nicht versunken in die geöffnete Erde — wenn diese Lippen Dich Vater nannten?"

Ein rauhes Stöhnen war die einzige Antwort des unbeweglich am Boden liegenden Malers — voll Entsetzen blickte Julia auf diese gebrochene Gestalt, ihr Geist verwirrte sich vor diesem Räthsel, dessen Lösung sie noch vergeblich suchte.

„Du hast mir dieses Kind genommen," sprach der Graf weiter, „rein, wie es aus dem Himmel Gottes herabgestiegen war, — Gaëtano — ich frage Dich vor dem ewigen Richter, — wie gibst Du mir meine Tochter zurück?"

Da leuchtete es auf wie ein Blitz des Verständnisses in Julia's Augen, schreckensvoll sah sie einen Augenblick zu dem am Boden liegenden Maler herab, dann richtete sich ihr Auge mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf den Grafen, der da vor ihr stand, flammenden Blicks die Hand gegen sie ausgestreckt — das Zimmer erfüllend mit dem vollen Ton seiner tiefen Stimme.

Bei seiner Frage flog ein Zucken durch den Körper des Malers. Er richtete sich so rasch, kräftig und energisch empor, daß der Graf ihn erstaunt ansah, — sein krankes, todtenbleiches Gesicht erleuchtete sich mit einem Strahl von Willen und Entschlossenheit und mit matt erschöpfter, aber fester Stimme sprach er:

„Mein Bruder — richte mich — vernichte mich, —

ich werde Dir danken — aber laß meine Schuld keinen Schatten werfen auf dieß reine Haupt. — Sieh," fuhr er fort, — „es ist die Aufgabe meines Lebens gewesen, das Herz dieses Kindes zu behüten, zu erwärmen auf dem finstern Wege, zu dem Jene mich hinabgerissen, die Dir und mir nie hätte begegnen sollen, — ich habe von ihr fern zu halten gesucht den Gifthauch, der sie umgab, und ich habe schwer gekämpft und gelitten für sie, — um ihretwillen bin ich gefesselt geblieben an die Kette jener Elenden, — denn ich hatte ja kein Recht an dieses Kind, — wenn ich es schützen wollte, mußte ich ja bei ihm bleiben und bei Der, die ihre Mutter ist, — und" — er legte die Hand auf das Haupt Julia's — „ich schwöre es Dir, — ich habe dieß Herz behütet, — sie liebt" — sagte er sanften Tons, — „die Welt mag diese Liebe verurtheilen, und doch — bei allen Engeln Gottes — ihr Herz ist rein wie der Tropfen des Morgenthaus im Kelch der Lilie! — Niemand darf an ihr zweifeln — ich werde sie vertheidigen gegen eine Welt, — ich werde sie vertheidigen gegen Dich, mein Bruder!"

Frei und klar sah er auf seinen Bruder und umfaßte dann mit einem Blick voll unendlicher Liebe das junge Mädchen, das sich auf seine Hand niederbeugte und sie mit seinen Lippen berührte.

Stolz und gebietend stand der Graf Rivero in der vollendeten Eleganz des vornehmen Weltmannes vor diesem ärmlichen, zitternden kranken Mann, der seinen Muth und seinen Willen wiederfand, um dieß von dem Herzen des Vaters gerissene Kind zu vertheidigen und zu schützen. Wahrheit klang aus dem Ton der Stimme des Malers, — Wahrheit strahlte aus seinem Auge, Wahrheit lebte in der liebevollen Bewegung des jungen Mädchens.

Der kalte, strenge Blick des Grafen wurde weicher und weicher. Um diesen Mund, der so gewohnt war, zu gebieten den Kräften der Welt und des Lebens wie den eigenen Gefühlen, zuckte es in immer mächtigerer Rührung — langsam erhob er die Arme und mit einer Stimme, so weich und leise und doch so tief eindringend in das Herz des unglücklichen Mannes vor ihm, sprach er:

„Gaëtano! — mein Bruder!“

Der arme Maler zuckte zusammen, als wolle er von Neuem zu Boden stürzen, — auf seinem Gesicht erschien zuerst der Ausdruck tiefen, fast ungläubigen Erstaunens, dann leuchtete es auf wie sonnige Verklärung — er that langsam und zögernd einen Schritt vorwärts und sank an die Brust seines Bruders, der ihn in seinen starken Armen empfing und fest an sich drückte. Und als ob in dieser Umarmung der lange furchtbare Krampf

eines Lebens voll Leiden, Reue und Verzweiflung sich löste — der gebrochene, zitternde Mann, der da am Herzen seines Bruders ruhte, begann zu weinen, heißer und heißer rannen die strömenden Thränen aus seinen brennenden Augen, die bangen, gepreßten Seufzer seiner Brust wurden zum lauten Schluchzen — es war, als wolle er seine Seele hinhauchen in der Umarmung der verzeihenden Liebe.

Julia war neben dem Grafen auf die Kniee gesunken, blickte voll andächtiger Dankbarkeit zu ihm empor und sprach mit leiser Stimme nun die Worte: „Mein Vater, — mein Vater!"

Der Graf legte seine Hand segnend auf ihr Haupt; immer seinen Bruder an seinem Herzen haltend, blickte er mit strahlenden Augen aufwärts und sprach:

„Groß ist der zürnende Gott, der im Wetter herniedersteigt von den flammenden Himmeln, — aber größer ist der Vater der Liebe und Barmherzigkeit, der im Säuseln des Westwindes daher fährt, mit Trost und Verzeihung die gebrochenen Herzen zu erquicken und aufzurichten!"

Lange blieben sie schweigend — Jeder erfüllt von mächtiger, tiefer Bewegung, Julia's Herz zitterte in unaussprechlichen Gefühlen — was sollte aus ihrem Leben — aus ihrer Liebe — aus ihrer Zukunft werden, in

welche mit einem Male dieses so unerwartete, so überwältigende Ereigniß seinen hell leuchtenden, aber auch grell blendenden Lichtstrahl geworfen! Dann setzte sich der Graf auf das kleine Kanape, der Bruder zu seiner Seite, während Julia sich zu seinen Füßen niederschmiegte, immer und immer mit dem Blicke dieses Antlitz, diese Augen trinkend, welche zu ihr sprachen von ihrer fernen Heimat, von Italien, von den Träumen ihrer Kindheit, — von Allem, was wie ein süßes Märchen ihre Seele geheimnißvoll und unverstanden durchklungen hatte.

Gaëtano erzählte, dem Bedürfniß seines Herzens folgend, das die lange, lange getragene Last von sich abwälzen wollte, — wie er den Lockungen der sündigen Liebe unterlegen sei, — er erzählte sein ganzes furchtbares Leben voll trauriger Einsamkeit, voll bitterer, unfruchtbarer Reue, — und der Graf hörte schweigend in tiefem Ernste zu, — zitternd lauschte Julia diesem schrecklichen Bekenntniß schwerer Schuld, diesem finstern Drama der entsetzlichen Buße und Sühne, — ihr Herz voll tiefen, innigen Mitleids wendete sich nicht ab von dem Mann, den sie Vater genannt hatte, und der so schwer gefehlt und so schwer gebüßt hatte, aber es hob sich mit ehrfurchtsvoller Scheu und begeisterter Bewunderung zu Dem, der ihr Vater war und dessen großes Herz

so viel Schuld verzeihen, so vielen Leiden Trost bringen konnte.

Dann mußte sie erzählen von ihrer Liebe — und sie that es erröthend und zitternd, — aber wahr und klar aus reinem, treuem Herzen — voll hingebenden Vertrauens, sie erzählte von ihren Plänen für die Zukunft, von ihren Hoffnungen, die sie auf eine stille Zurückgezogenheit in das Asyl der Religion gesetzt hatte, ihr ganzes Herz bis in seine tiefsten Tiefen lag offen vor dem Vater da, dessen liebevoller, warmer Blick voll inniger Liebe auf dem schönen, bewegten Antlitz seiner Tochter ruhte.

Als sie geendet, sprach er mit tiefem Ernst und ruhiger Milde:

„Du hast Recht, mein Bruder, — dieses Herz ist rein wie der Tropfen des Thaus im Lilienkelch! — Aber," sagte er nach einem Augenblick, indem er die Hand auf das Haupt des jungen Mädchens legte, — „die Welt würde dieß Herz nicht verstehen, — die Welt würde urtheilen nach ihren Begriffen und messen nach ihrem Maß. — Und," fuhr er fort, stolz das Haupt erhebend, — „meine Tochter darf und soll nicht die Augen niederschlagen vor irgend Jemand in der Welt, — sie darf aber und soll auch nicht ihr Leben verträumen und verbluten in stiller, schmerzlicher Resignation,

— am Herzen des Vaters ist der Platz, an welchem sie Trost für die Vergangenheit — Ersatz für die Gegenwart — Stärke und Glück für die Zukunft finden soll."

„Meine Tochter," sprach er weiter, ihre Hand ergreifend und ihr voll und klar in die Augen schauend, „hat mein Blut in ihren Adern, sie wird auch meine Kraft und meinen Stolz im Herzen haben — die Vergangenheit muß zu Ende sein — schnell und ganz zu Ende sein!"

Julia beugte das Haupt nieder und seufzte tief.

„Du gehst sogleich mit mir," fuhr der Graf fort, — „ich werde Dir in einem Kloster, dessen Aebtissin ich kenne, ein Asyl geben für die wenigen Tage, die ich noch hier bleibe, — denn ich kehre bald nach Italien zurück und führe Dich, mein Kind, nach Rom, jener ewigen Stadt, wo Deine Wiege stand, wo Dein erster Blick emporschaute nach jenem herrlichen, reinen Himmel unseres Vaterlandes, — mein Bruder begleitet uns, — Du wirst hier nicht bleiben wollen?" fragte er sanft den Maler.

„Wo Du bist, ist meine Heimat," sagte dieser, — „hier hielt mich nichts als das Kind."

„O — er wird schwer leiden," — flüsterte Julia, indem sie mit thränendem Auge zu ihrem Vater auf-

blickte, — „er ist treu, gut und verschwiegen, — darf ich ihm nicht sagen, was geschehen, — darf ich nicht ein Wort des Abschiedes —“

„Nein,“ rief der Graf stolz, — „meine Leiden und der schwarze Flecken meines Lebens darf Niemandem bekannt sein — Julia Romano muß verschwinden und die Tochter des Grafen Rivero darf keine Vergangenheit haben! — Doch,“ fuhr er mit einem innigen Blick auf das schmerzvoll zuckende Antlitz des jungen Mädchens fort, — „ein Wort des Abschieds darfst Du ihm senden, — sage ihm, daß das Räthsel Deines Lebens eine Lösung gefunden, daß Du in eine schöne Heimat zurückkehrst, — sage ihm,“ fuhr er milde und sanft fort, — „daß die Zukunft vielleicht glücklicher sich gestalten könne, wenn er die Liebe und das Vertrauen zu bewahren verstände, — sage ihm, was Dein Herz Dir eingibt, — nur nichts — meine Tochter, was ihn auf Deine Spur führen kann.“

Ein Schimmer von Glück und Hoffnung flog über das Gesicht des jungen Mädchens, träumerisch schien ihr Auge in dämmernde Bilder der Zukunft zu blicken.

„Doch nun fort,“ rief der Graf, — „Du darfst keinen Augenblick hier bleiben, — sobald ich Dich installirt habe, kehre ich zurück, — auch sie, sie, die uns

Allen so viel Trauer gebracht, — muß ich wohl sehen und ihr sagen, was geschehen ist, und um dieses Kindes willen mag ihr verziehen sein, — Gott möge ihr Herz zu sich zurückführen."

Mit schmerzlichem Ton hatte er die letzten Worte gesprochen. Schnell holte Julia einen Hut und einen Ueberwurf und fuhr, von tausend wogenden, widersprechenden Gefühlen bewegt, mit ihrem Vater davon, schmerzlich ergriffen von dem Gedanken an den Geliebten, aber friedensvoll und sicher an der Seite Dessen, der wie die liebevolle Vorsehung über ihrem Leben wachen würde.

*

Schnell hatte der Graf im Kloster des Sacré Coeur Alles für die vorläufige Aufnahme seiner Tochter in tiefster Verschwiegenheit geordnet und nach zwei Stunden fuhr er zurück nach der Rue notre dame de Lorette, um mit seinem Bruder das Weitere zu verabreden.

Hohes Glück, reine Freude erfüllte sein Herz.

Wie schmerzlich, wie tief traurig auch dieß Wiederfinden gewesen war, wie sehr sein stolzes Gefühl gelitten hatte bei dem Gedanken, seine Tochter, sein einziges Kind so wiedergefunden zu haben, — er hatte sie doch wiedergefunden am Rande des Abgrundes, er konnte sie zu-

rückführen zu den lichten Höhen des Lebens, — sein Dasein hatte ein freundliches, beglückendes Ziel, sein Herz die Blüte, seine Seele die melodische Harmonie wiedergefunden.

Rasch durchschritt er den Salon, der noch immer leer war, denn Frau Lucretia befand sich noch in ihren inneren Räumen, er öffnete die Thür und trat in das Zimmer des Malers.

Bestürzt blieb er stehen und sah starren Blickes auf das Bild, das sich ihm darbot.

Zurückgesunken gegen die Lehne des Stuhls vor der Staffelei saß der Maler da, Pinsel und Palette in den auf den Schooß niedergesunkenen Händen. Auf seinen Zügen lag glückliche Ruhe und lächelnder Frieden, man hätte ihn bei seiner Arbeit eingeschlafen glauben können, doch jene eigenthümliche wachsartige Blässe seines Gesichts und das starre, gebrochene Auge zeigten dem erfahrenen Blick des Grafen, daß hier der ernstere Zwillingsbruder des Schlafes seine Herrschaft angetreten habe.

Nach einem Augenblick erschrockenen Zögerns eilte der Graf zu seinem Bruder hin und legte die Hand auf dessen Stirn. Mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer zog er sie wieder zurück, — diese Stirn hatte die durchdringend eisige Kälte des Todes.

„Mein Bruder, — mein armer Gaëtano,“ rief der Graf, „soll ich Dich nur gefunden haben, um Dich zu verlieren? Soll Dein langes Leiden keine innere Versöhnung, keinen verklärenden Abschluß finden?“

Er öffnete die Falten des Hemdes auf der Brust des Leblosen und hielt die Hand auf sein Herz. Dann hob er sein Augenlid empor und prüfte lange und sorgfältig die Pupille.

„Er ist todt — keine Möglichkeit der Wiederbelebung,“ sagte er leise. Dann legte er sanft die Hände auf diese starren Augen, unter der warmen Hand des Bruders löste sich die harte Spannung und die Lider senkten sich herab über die leidensmüden Augen zum Schlaf der ewigen Ruhe.

Mit tiefer Wehmuth blickte der Graf auf dieß nun so friedlich stille, so glücklich verklärte Antlitz.

„Seine Seele hat im Scheiden von der Welt einen letzten Sonnenblick empfangen,“ sagte er, faltete die Hände und sprach ein stilles Gebet über der Leiche.

Da fiel sein Blick auf die Staffelei, — ein leiser Ruf des Erstaunens drang aus seinem Munde. Denn das Bild des Erlösers war vollendet, die graue Wolke, welche früher die Stelle des Hauptes umgab, war verschwunden, — nicht in ganz durchgeführter Ausmalung der

Details, aber vollkommen erkennbar in Kontur und Farbe, blickte das Christushaupt aus dem Bilde herüber, von goldenem Glorienschein umflossen, und aus den Augen strahlte die unendliche Liebe und Gnade, welche das göttliche Blut am Kreuz für die Schuld der Menschen opferte.

Lange, lange blickte der Graf in tiefer Bewegung auf dieß Bild — diese einfache Leinwand trug die Geschichte einer Menschenseele — ihrer Schuld, ihrer Buße, — und sie trug zugleich eine jener göttlichen Offenbarungen, welche immer von Neuem auch den einzelnen Menschen das ewige Evangelium der Liebe und Gnade verkünden.

„Wohl ihm," sagte der Graf leise, mit den Lippen das Haar des Todten berührend, — er hat das Antlitz Gottes geschaut im Scheiden vom Leben, — seine Schuld ist hienieden geblieben, er ist eingegangen zum Frieden." — —

Man hörte einen Schritt im Salon, die Augen des Grafen richteten sich erwartungsvoll auf die Thüre — leicht zitterte seine auf die Lehne des Stuhls gestützte Hand.

Die Thüre öffnete sich, — Madame Lucretia trat ein, sie trug ein elegantes, aber unordentlich zerknittertes Negligé, ihr Haar war nicht frisirt — das helle Tages=

licht ließ die Zerstörung ihrer einst so schönen Züge in erschreckender Deutlichkeit erkennen.

Wie eine Bildsäule des Schreckens blieb sie stehen, als sie die Gestalt des todten Malers auf dem Stuhl erblickte und dahinter hoch aufgerichtet, mit einem unbeschreiblichen Blick voll Zorn, Schmerz und Mitleid, den Mann, gegen welchen sie so unsühnbar gefrevelt, und dessen Bild im Taumel eines Lebens voll Rausch, Leidenschaft, Aufregung und Erniedrigung immer aus den Tiefen ihrer Seele mahnend und drohend emporgestiegen war.

Wie einer Stütze bedürftig, ließ sie ihre Hand auf dem Griff der Thür ruhen, tiefe Blässe bedeckte ihr Gesicht, sie schlug das Auge zu Boden, ihre Lippen preßten sich fest aufeinander mit dem Ausdruck trotzigen Widerstandes und starrer Verschlossenheit.

So blieb sie starr und unbeweglich stehen.

Mehrere Minuten standen sich Beide schweigend gegenüber.

Dann sprach der Graf mit einer Stimme, welche vollkommen frei war von jeder heftigen leidenschaftlichen Erregung:

„Du stehst hier vor der Leiche des Opfers Deiner Sünde, — Du hast sein Leben zertrümmert — den heiligen Genius der Kunst verscheucht, der um sein Haupt

schwebte, — aber Gott hat ihm verziehen und er ist heimgegangen, im Jenseits zu finden, was Du ihm hier geraubt.

Sie schwieg fortwährend und blickte nicht auf.

„Meine Tochter habe ich gefunden, glücklicherweise noch bevor ihre Seele vergiftet wurde, — ich habe sie mit mir genommen, — Du wirst sie auf Erden nicht wieder sehen, — sie soll es verlernen, vor ihrer Mutter zu erröthen!"

Ein Zittern flog durch die Gestalt der Madame Lucretia — sie blieb unbeweglich und schweigend.

„Du wirst die nöthigen Anordnungen treffen," fuhr der Graf in demselben Tone fort, „um den Tod dieses Unglücklichen gesetzlich zu konstatiren, — seine Leiche soll einbalsamirt und vorläufig beigesetzt werden, — ich werde sie dann hinführen nach Italien, — er soll in der Erde seines Vaterlandes ruhen."

Sie schwieg immerfort.

„Ich werde für Deine materielle Existenz sorgen, Du wirst erhalten, was Du bedarfst, — ich will nicht, daß eine Frau, die einst an meinem Herzen ruhte, dem Elend verfalle. Das ist es," sprach er nach einem tiefen Athemzuge, „was ich Dir zu sagen habe, — geh' hin und versuche, die Wege des Heils wieder zu finden."

Er streckte gebietend die Hand gegen sie aus, — da schien es, als ob ihre Kräfte sie verließen, — zusammen=

brechend sank sie in die Kniee, ihr Blick halb starr und wild, halb angstvoll, richtete sich, wie hülfeflehend zu ihm auf. Er that keinen Schritt zu ihr hin, — es zog wie ein Kampf über sein Gesicht, dann aber erleuchtete ein milder Strahl seine Züge, und indem er mit der ausgestreckten Hand das Zeichen des Kreuzes gegen sie machte, ertönten von seinen Lippen wie in schwerem Kampfe aus seiner Brust sich hervorringend die Worte:

„Geh' Deines Weges in Frieden — Gott möge Dir verzeihen, wie ich Dir verzeihe!"

Mit einer mächtigen Kraftanstrengung stand sie auf, wendete sich schweigend um und verschwand in dem Salon.

Der Graf trat zu der Staffelei und nahm das Bild von derselben.

„Dieß sei das Vermächtniß meines Bruders, — es soll mich lehren, stets zu richten — wie er richtet, der Heiland der Erlösung!"

Er ergriff einen Bleistift und schrieb unten an den Rand des Bildes:

„Kommt zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid — ich will euch erquicken!"

Dann legte er noch einmal segnend die Hand auf das Haupt seines todten Bruders, stieg hinab und fuhr schnell davon.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

König Georg saß in dem schottischen Kabinet der Villa Braunschweig in Hietzing, bequem eingehüllt in seinen weiten österreichischen Militärüberrock. Durch die geöffneten Fenster drang die laue Morgenluft hinein und der König athmete tief die Düfte ein, welche die Blumen des Gartens in das Kabinet des verbannten Herrschers sendeten. — Die Blumen duften ja ihren süßen Trost den Menschen entgegen, ohne zu fragen nach Glück oder Unglück, nach Macht oder Unmacht, was die Liebe des Schöpfers ihnen gab, das geben sie wieder den glücklichen Herzen zur Verschönerung der Freude — den bekümmerten zur Erquickung in Trübsal und Sorge.

Der Kammerdiener trat ein und meldete den Geheimen Kabinetsrath Lex.

Der König richtete sich in seinem Stuhl auf und reichte dem alten treuen Geheimsekretär, den er schon als Kronprinz bei sich gehabt hatte, die Hand hinüber, die dieser ehrerbietig an seine Lippen führte.

„Mr. Douglas ist von Petersburg zurückgekehrt, Majestät," sagte der Geheime Kabinetsrath mit seiner feinen, dünnen Stimme, „und bittet Eure Majestät um Gehör!"

„Ah!" rief der König, — „das ist mir sehr interessant, — ich bin gespannt, zu hören, was er dort gesehen und erfahren hat, in seinen Briefen hat er mich auf seinen mündlichen Bericht verwiesen, — er hatte Recht, man darf so diskrete Dinge nicht der Post anvertrauen, — ich will ihn sogleich empfangen. Nachher will ich einen Brief an die Königin schreiben — ich habe lange darüber nachgedacht —"

Er hielt einen Augenblick inne.

„Und Eure Majestät sind entschlossen, die dringende Bitte Ihrer Majestät der Königin zu erfüllen und Allerhöchstderselben zu erlauben, daß sie die Marienburg verlasse und hierher komme?" fragte der Kabinetsrath, mit Spannung in das Gesicht seines königlichen Herrn blickend.

„Nein, mein lieber Lex," sagte der König mit tiefem Ernst, — „ich kann diesen Wunsch meiner Königin nicht erfüllen, — so schmerzlich es mich berührt, sie dort in dieser peinlichen und leidensvollen Lage zu wissen. Sie muß ausharren und muß sich ihrer Stellung opfern, — das ist das Schicksal und die Pflicht der Fürsten,

und wem Gottes Hand den schweren Reif der Krone auf die Stirne legte, der muß der Freiheit zu entsagen wissen, nach den Wünschen und Neigungen des eigenen Herzens zu handeln. Noblesse oblige — das dürfen die Könige vor Allem nicht vergessen, denn nur dadurch, daß wir unser Wollen und Denken, unser Hoffen und Wünschen den großen Prinzipien, dem Wohl des Ganzen rückhaltlos opfern, nur dadurch, daß wir an uns selbst immer zuletzt denken, alle Pflichten, alle Lasten und Schmerzen auf uns nehmen, haben wir das Recht, über die Andern zu herrschen und die Schicksale der Völker zu lenken."

Er fuhr mit der Hand über die Augen und sprach dann mit ruhiger, fester Stimme weiter:

„Die Königin muß dort bleiben und die peinlichen Leiden ihrer Lage ertragen. Sie muß warten, bis sie gewaltsam von der Marienburg entfernt wird, — ich kann ihr das nicht ersparen. Würde sie freiwillig, ohne die äußerste Nöthigung das Land verlassen, das auf sie blickt, das in ihr den letzten Zusammenhang mit seinem Herrscherhause sieht — so würde damit auch freiwillig das Recht aufgegeben — das Recht, dessen erste Vertreterin nach mir meine königliche Gemahlin ist."

„Aber," sagte der Kabinetsrath mit leicht zittern-

der Stimme, „die Gesundheit Ihrer Majestät leidet darunter —“

„Die Könige müssen für ihr Recht und ihre Kronen, wenn es sein muß, zu sterben wissen!“ sagte der König mit dumpfer Stimme. „Lassen Sie Mr. Douglas kommen,“ fuhr er nach einem augenblicklichen Schweigen fort, — „ich bin gespannt, ihn zu hören, nachher werde ich Ihnen den Brief an die Königin diktiren.“

Der Geheime Kabinetsrath verließ das Kabinet und einen Augenblick darauf trat der englische Geistliche ein — unverändert in seiner Erscheinung. Ruhig verneigte er sich vor dem König, nachdem die Thüre des Kabinets wieder geschlossen war, und die zwei Finger der rechten Hand erhebend, sprach er mit seiner vollen, pathetisch anklingenden Stimme:

„Gott segne Eure Majestät!“

„Setzen Sie sich, mein lieber Mr. Douglas,“ rief der König, — „ich bin unendlich erfreut, Sie wieder hier zu wissen, und sehr gespannt auf Alles, was Sie mir über Ihre Reise erzählen werden. Sie werden viel gesehen und gehört haben und mir viel zum Verständniß der politischen Lage mittheilen können. — Ich hoffe, daß die Reise Ihre Gesundheit nicht angegriffen hat?“ fügte er mit verbindlichem Tone hinzu.

„Ich bin stark, alle Anstrengungen zu ertragen,“

sagte Mr. Douglas, „wenn es eine große und gute Sache gilt, — und für die Sache Eurer Majestät würde ich die Welt durchreisen.“

„Warum denken nicht alle Engländer wie Sie!“ rief der König, — „England hat kein Gefühl mehr für das Blut seiner großen Könige!“

„Weil England von den großen ewigen Prinzipien abgewichen ist, auf welchen das Reich Gottes erbaut werden soll,“ sagte Mr. Douglas, — „weil England in den Dienst des bösen Geistes, das heißt des Materialismus, versunken ist, — aus dessen Herrschaft es befreit werden muß, wenn es seiner Vergangenheit würdig in der Zukunft erhalten bleiben soll.“

Der König schwieg einen Augenblick.

„Nun,“ sagte er dann, — „erzählen Sie mir viel von Rußland, Sie waren in Petersburg und Moskau?“ —

„In Petersburg und Moskau — vorher in Warschau,“ erwiederte Mr. Douglas, — „ich bin überall sehr freundlich aufgenommen worden, der Kaiser und Fürst Gortschakoff haben mich freundlich empfangen und gütig angehört, — die Großfürsten waren sehr gnädig, ganz besonders hat mir der Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz beigestanden, um mich überall einzuführen und mir das Verständniß der Verhältnisse zu erleichtern.“

„Ein vortrefflicher Herr," sagte der König.

„Ein Fürst von großer Liebenswürdigkeit und Intelligenz, — und trotz seiner russischen Stellung hat er sich deutschen Geist und deutsches Gefühl bewahrt."

„Nicht wahr," sagte der König, „Sie haben die Ueberzeugung gewonnen, daß die Idee des Herrn von Beust: Rußland von Preußen zu trennen, großen Schwierigkeiten begegnet, — ja, wie ich überzeugt bin, unausführbar ist?"

Mr. Douglas richtete sich gerade, mit vorgestreckter Brust auf seinem Stuhle auf und begann in dem langsamen, scharf accentuirten Tone eines Kanzelvortrages:

„Nein, Eure Majestät, — diese Ueberzeugung habe ich nicht gewonnen, — im Gegentheil, ich bin tiefer als je von der Ueberzeugung durchdrungen zurückgekommen, daß die ganze Aufgabe der österreichischen Politik — und damit auch der Politik Eurer Majestät — darin bestehen muß, die Allianz zwischen Rußland und Preußen zu verhindern und die Lösung der orientalischen Frage im engen Verein von Oesterreich und Rußland herbeizuführen."

Der König warf den Kopf mit dem Ausdruck des Erstaunens und der Befremdung empor.

„Die Allianz zwischen Rußland und Preußen zu

verhindern?" fragte er. „Glauben Sie denn, daß diese Allianz nicht längst besteht?" — „Und," fuhr er fort, — „die orientalische Frage anregen, — heißt das nicht gerade Rußland und Preußen noch enger zu einander führen, — diese beiden einzigen Mächte, welche im Orient keine kollidirenden Interessen haben?"

„Erlauben mir Eure Majestät," sagte Mr. Douglas, „meine Beobachtungen Ihnen in großen Zügen mitzutheilen, Sie werden dann vielleicht meine Auffassung billigen, — später werde ich Eurer Majestät ein ausführliches Memoire darüber zusammenstellen."

„Sprechen Sie, — ich bin unendlich gespannt," sagte der König, indem er sich in seinen Fauteuil zurücklehnte und mit der Hand die Augen bedeckte.

„In diesem Augenblick, Majestät," sprach Mr. Douglas langsam und mit der Betonung eines geistlichen Vortrages, — „in diesem Augenblick ist das ganze russische Reich auf das Tiefste bewegt durch die plötzliche Freilassung der Leibeigenen, welche das Vermögen des an orientalischen Luxus gewöhnten russischen Adels so empfindlich verringert hat, daß man überall laute Klagen hört."

„Die natürliche Folge aller großen reformatorischen Maßregeln, welche naturgemäß tief in die Verhältnisse einschneiden müssen," — warf der König ein, — „die

zunächst Betheiligten werden immer unzufrieden sein, — dennoch aber war die Maßregel nöthig — Kaiser Nikolaus hatte sie schon in's Auge gefaßt und ich bewundere die Festigkeit, Weisheit und Ruhe, mit welcher der Kaiser Alexander sie durchgeführt hat. Die Aufhebung der Leibeigenschaft wird die Grundlage für die künftige Größe Rußlands sein — durch diese große Reform hat der Kaiser Alexander ein russisches Volk geschaffen, wie Peter der Große einst Rußland als politische Nation in den Kreis der europäischen Staaten einführte. Die damals geschaffene Staatsmaschine wird jetzt Fleisch und Blut bekommen, sie wird zum lebendigen Organismus werden — und damit wird Rußland in schnellem Wachsthum sich zu einem ökonomischen und politischen Riesen entwickeln, der aber doch Europa niemals gefährlich sein wird, — wenn man ihn nicht angreift, — da dieß gewaltige Reich Alles in sich trägt, was es bedarf und wünschen kann, da es keine Vergrößerung wünschen muß und damit die sichere Bedingung der Ruhe und des Friedens in sich trägt."

Der König hatte schnell und lebhaft gesprochen und mit bewegten Zügen schien er die Antwort zu erwarten.

Mr. Douglas schwieg einen Augenblick. Auf seinem Gesicht stand deutlich geschrieben, daß er des Königs Auffassung nicht theile.

„Der Irrthum, Majestät,“ sagte er dann langsam, „den ich in der Manumission erblicke, liegt nicht in der Sache selbst, sondern darin, daß sie so plötzlich geschah. Sie traf den russischen Adel wie ein Donnerschlag aus hellem Himmel, und was noch trauriger ist, sie fand den Bauer sehr roh und der Freiheit unfähig.“

Der König hatte wieder den Kopf in die Hand gestützt und hörte aufmerksam zu.

„Die Bauern sind faul, — bearbeiten natürlich ihre eigenen Güter zuerst, und da die Bevölkerung überall sehr wenig dicht ist, so werden die ohnehin schon verringerten Güter des Adels nur spärlich bearbeitet, und für diese Bearbeitung fordern die Bauern dann noch ganz exorbitanten Lohn von ihren früheren Herren, — sie sind übermüthig und zügellos und erinnern unwillkürlich an die Worte:

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Manne erzitt're nicht!“

Mr. Douglas, welcher die ganze Konversation mit dem Könige in englischer Sprache führte, sprach die letzten Worte deutsch mit jenem eigenthümlichen Gutturalton des englischen Accents.

Georg V. lächelte fast unmerklich.

„Aber die auswärtige Politik Rußlands?“ fragte er. „Ich habe von der Freilassung der Leibeigenen ge-

sprochen, Majestät," sagte Mr. Douglas, „weil die Gährung, welche diese Sache durch das ganze russische Reich verbreitet, einen sehr wesentlich bestimmenden Einfluß auf die auswärtige Politik Rußlands ausüben muß und wird."

Der König richtete sein Gesicht mit dem Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit nach dem Sprechenden hin, — dann ließ er den Kopf wieder in die Hand sinken.

Mr. Douglas fuhr fort:

„Eure Majestät können sich keine Vorstellung davon machen, mit welchem uneingeschränkten Absolutismus in Rußland die öffentliche Meinung regiert, — es —"

„Die öffentliche Meinung," fragte der König erstaunt, — „eine öffentliche Meinung in Rußland, — trotz der Censur — bei der geringen Bildung des Volks?"

„Die Censur kann nicht Alles unterdrücken," sagte Mr. Douglas, — „und je geringer die Bildung des Volks, um so unbedingter ist der Einfluß des gedrückten Worts. Der Adel nun hat sich dieser öffentlichen Meinung zu bemächtigen gewußt, — ganz im Gegensatz zu dem Adel in andern Ländern; und da man in diesen Kreisen die Neuerungen in den Verhältnissen des Grundbesitzes allgemein dem Einfluß deutscher, — das heißt preußischer Ideen zuschreibt, so predigen alle Organe

der öffentlichen Meinung den Haß gegen Preußen, und das Volk, ohne den Zusammenhang zu ahnen, folgt dieser Leitung, — die untere Bureaukratie und Polizei übt die Censur gegen solche Artikel, welche ja nichts gegen Rußland enthalten, kaum aus. Der Kaiser und der Hof beugen sich vor dem Tyrannen der öffentlichen Meinung, und Fürst Gortschakoff, so unumschränkt er sonst seinen Willen durchsetzt, mit so großer Feinheit er auch seine Wege zu seinen Zielen zu verfolgen versteht, würde es doch nicht wagen, auch nur eine Woche lang eine Politik zu verfolgen, welche bei der öffentlichen Meinung unpopulär geworden. — An der Spitze dieser öffentlichen Meinung steht nun das Organ der Altrussen, der Jorics, die Moskauer Zeitung, welche der seit der letzten polnischen Revolution wohlbekannte Katkoff redigirt."

„Katkoff — Katkoff," sprach der König, — „was ist das für ein Mann, haben Sie ihn kennen gelernt?"

„Ich habe seine Bekanntschaft gemacht," sagte Mr. Douglas, „als ich in Moskau war, und habe dann auch auf dem Landgute des Grafen Tolstoi, des gefeierten Autors „Iwans des Schrecklichen", eine ganze Gesellschaft von Mitarbeitern der Katkoff'schen Zeitung kennen gelernt. Katkoff ist ein Mann von großem Geiste und feurigem Sinn, der es versteht, zu den Russen zu

sprechen und allen seinen Mitarbeitern seinen Geist einzuhauchen. Der Moskauer Zeitung und der von ihr der ganzen Presse gegebenen Richtung ist es besonders zu danken, daß die innige Allianz Rußlands mit Preußen, welche sowohl der Kaiser als auch besonders Fürst Gortschakoff dringend wünschen, noch nicht Thatsache geworden ist."

Der König schüttelte schweigend leicht den Kopf.

„Zwar hat, — wie ich sehr bestimmt weiß," fuhr Mr. Douglas fort, „der Oberst von Schweinitz, der preußische Militärbevollmächtigte, sich sehr viel Mühe gegeben, Katkoff für Preußen und die preußische Allianz günstiger zu stimmen."

„Die preußische Diplomatie ist immer geschickt und thätig," sagte der König, — wollte Gott, daß ihre Gegner von ihr lernen möchten."

„Die Bemühungen des Obersten von Schweinitz waren aber vergeblich," sagte Mr. Douglas, „Katkoff predigt nach wie vor den Haß gegen Preußen und die preußischen Ideen, und er selbst würde auch kaum eine Wendung machen können, wenn er nicht von der Partei der Altrussen, welche ihn emporgehoben hat, vernichtet werden wollte."

„Und die Regierung thut gar nichts?" fragte der

König, „um ihrerseits einen Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen?“

„Sie hat einige offiziöse Organe,“ sagte Mr. Douglas, „die aber in der That ohne Bedeutung sind, — auf Katkoff und die Organe seiner Farbe kann sie aber keinen Einfluß gewinnen, so lange sie mit der Partei der Altrussen nicht Frieden macht, und diesen Frieden würde sie nur durch große Konzessionen schließen können. — Es ist daher für Jeden, der Rußland zum Freunde haben will, von höchster Wichtigkeit, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen und durch Katkoff's Zeitung sich die Gunst dieser maßgebenden und tyrannischen Macht zu erwerben. Auch Eure Majestät müssen nach meiner Ueberzeugung nach dieser Richtung handeln, wenn die russische Macht in einem gegebenen Augenblick ernstlich für Ihre Interessen eintreten soll, — in dem Augenblick,“ fügte er mit erhobener Stimme und die zwei Finger der rechten Hand ausstreckend, hinzu, — „in welchem die Männer in den weißen Kleidern sich erheben werden, um den Dämon des Abgrundes wieder von dem angemaßten Thron seiner Macht herabzustürzen. Eure Majestät müssen in dieser Richtung mit Oesterreich gemeinsam arbeiten, denn die innige Verbindung Oesterreichs und Rußlands ist der erste Schritt zu der großen christlichen Koalition gegen das Heidenthum!“

„Und glauben Sie," fragte der König, „daß es möglich sein könne, eine innige Beziehung zu Oesterreich in Rußland populär zu machen? Sieht man in Oesterreich nicht ebenso gut das Prinzip der deutschen Nationalität, das, wie Sie mir sagen, so verhaßt ist, — und kann irgend ein Russe Oesterreich seine Mitschuld an dem Verlust des Schwarzen Meeres verzeihen? Kann," fügte er etwas leiser, wie zu sich selber sprechend, hinzu, „kann dieß Schwarze Meer für Rußland wieder gewonnen werden ohne Preußen?"

„Ich habe in den Kreisen der Altrussen viel über das Verhältniß zu Oesterreich gesprochen, Majestät," — sagte Mr. Douglas, „und ich schmeichle mir, daß ich nicht wenig dazu beigetragen habe, — namentlich auch bei Katkoff persönlich und bei seinen Freunden, — jene Anschauungen zu bekämpfen, welche Eure Majestät so eben anzudeuten die Gnade hatten, — ich habe mich überzeugt, daß bei meiner Abreise die Ansichten über Oesterreich und eine österreichische Allianz wesentlich andere waren, als bei meiner Ankunft."

Abermals glitt ein leichtes, kaum bemerkbares Lächeln über das Gesicht des Königs.

„Erzählen Sie mir das ausführlicher," sagte er, das Gesicht mit der Hand bedeckend.

„Um das ganze Verhältniß klar zu machen,

Majestät," fuhr Mr. Douglas fort, „muß ich noch Einiges über die zweite Macht bemerken, welche neben der öffentlichen Meinung in Rußland herrscht, — und welche eben so wie jene innig mit der Partei der Altrussen verbunden ist. — Diese Macht ist die Kirche."

„Aber an der Spitze der Kirche steht der Kaiser," — warf der König ein.

„Er steht an der Spitze als das höchste irdische Oberhaupt," sagte Mr. Douglas, — „und aus dieser Stellung fließt die tiefe, liebevolle Ehrfurcht, welche jeder Russe für den Kaiser hegt, — dennoch aber ist der Kaiser nicht im eigentlichen Sinne Priester und die innere gewaltige Macht der Kirche beherrscht er nicht, er hat nicht jene tausend feinen, aber so festen und gewaltig bewegenden Fäden in der Hand, durch welche die Geistlichkeit die Gefühle und Gesinnungen des Volkes leitet. Die wahre Herrschaft über die Kirche liegt in den Händen des Metropoliten, Monseigneur Philorites. Dieß ist ein alter Mann von fast neunzig Jahren, — ich habe ihn nicht persönlich kennen gelernt, — aber ich habe seine Schriften gelesen und sie zeugen von hohem Geist und tiefer Bildung. Er lebt im Rufe der Heiligkeit und vor ihm beugen sich der Kaiser und das ganze Volk, — auf jedes Wort von ihm hört man wie auf

ein Orakel. Dieser Metropolit ist ebenfalls ein erbitterter Preußenfeind."

„Weßhalb?" fragte der König.

„Man sagt mir," erwiederte Mr. Douglas, — „daß er durch eine Verbindung mit Preußen das Eindringen des biblisch kritischen Geistes der deutsch-protestantischen Theologie fürchtet, — oder vielmehr des sich hinter wissenschaftlicher Forschung verbergenden Unglaubens, welcher die Negation des eigentlichen Kerns des Christenthums bildet. Das Eindringen dieses Geistes würde aber für Rußland eine entsetzliche Gefahr sein, — denn die russische Geistlichkeit — namentlich in den unteren Graden, ist noch so sehr roh und ungebildet, daß sie einer solchen Propaganda nicht entgegenzutreten vermöchte, — und es würden die preußischen Ideen unaufhaltsam Kirche, Thron und Staat zu Grunde richten. — Daher unterstützt der Metropolit und der ganze mächtige Einfluß, der in seinen Händen ruht, die öffentliche Meinung Katkoff's und seiner Partei in der Verbreitung des Hasses gegen Preußen, — und wer einen unwiderstehlichen Einfluß auf die Politik Rußlands ausüben will, muß diese beiden mächtigen Faktoren auf seine Seite bringen und den schon in hohen Wogen gehenden Preußenhaß benützen, — dann wehe dem Minister, der ihm feindlich entgegentreten wollte!".

Der König schwieg einen Augenblick.

„Man hat mir aber von einer andern sehr fest organisirten und sehr einflußreichen Partei gesprochen," sagte er dann, — „den Nihilisten, — wie man sie nennt, welche auch durch einzelne Fäden mit den internationalen Verbindungen in der Schweiz, England und Frankreich zusammenhängen. Diese mußten doch andere Anschauungen haben."

„Die Nihilisten, Majestät," sagte Mr. Douglas, „haben nach meiner Beobachtung gar keinen Einfluß, — Katkoff hat sie lächerlich gemacht und vollständig vernichtet, — was übrigens kaum nöthig war, — dagegen gibt es allerdings noch eine Partei, — oder eigentlich mehr eine Klasse von Menschen, denen Stücke von unverdauter moderner Bildung im Kopfe liegen, — ich meine die sogenannten Jungrussen, — ich habe wenige von ihnen kennen gelernt, — doch viel mit einsichtigen und klar denkenden Männern über sie gesprochen, — namentlich auch mit dem Grafen Berg, dem Gouverneur in Warschau. — Sie sind die Lafayettes und Mirabeaus von Rußland, sind große Anbeter Nordamerikas und der dortigen Zustände, träumen von einer konstitutionellen Monarchie und arbeiten bewußt oder unbewußt auf eine Republik, zunächst vielleicht mit dem Zar an der Spitze, hin. — Sie aber auch hassen die Preußen

ebenso sehr als die Altrussen und die Orthodoxen. Eigentlich wissen sie wohl selbst nicht recht, was sie wollen, — sie repräsentiren jene Richtung in allen Staaten und Völkern, welche in dem dunkeln Wunsch des Fortschritts vorandrängt, ohne das Ziel zu sehen und zu begreifen, wohin ihre Wege führen. Aber in diesen Jungrussen ist dennoch das nationale Gefühl so mächtig, daß ihre Devise heißt: Alles für Rußland, aber nur durch Rußland, — den fremden preußischen Einfluß, den eine Allianz mit Preußen ihnen bringen würde, verabscheuen sie."

„Wie aber," fragte der König, „soll aus alledem eine Allianz mit Oesterreich hervorgehen, — und zwar eine solche Allianz, die das Werk von 1866 wieder zerstören könnte?"

„Es wird nur darauf ankommen," sagte Mr. Douglas, „dem russischen Volke zunächst klar zu machen, wie Oesterreich im natürlichen und nothwendigen Antagonismus zu Preußen steht, — damit wird schon ein gewisses sympathisches Gefühl als Basis der weiteren Operation entstehen. Rußland sucht und bedarf eines Alliirten. Nur deßhalb, weil es keinen andern hatte, hat es sich zu Preußen gewendet. Als ich dem Fürsten Gortschakoff sagte, daß er durch seine Freundschaft für Preußen sich zum Mitschuldigen einer Politik der ge-

waltsamen Annexionen machte, hat er mir einfach, indem er mich scharf durch seine Brille ansah, geantwortet: 'Was können wir sonst machen? — Auf Frankreich kann sich Niemand verlassen, noch weniger auf England, — Oesterreich ist zu schwach und uns nicht hold, — verfeinden wir uns mit Preußen, so stehen wir allein da.'"

„Als russischer Minister hat er vollkommen Recht," flüsterte der König fast unhörbar.

„Rußland könnte jetzt die Allianz Frankreichs sehr bald haben, indeß nur durch große Konzessionen," fuhr Mr. Douglas fort, „und außerdem wird Frankreich immer, wie schon Napoleon I. es war, unzuverlässig in Bezug auf die orientalischen Angelegenheiten sein. Dazu kommt, daß die öffentliche Meinung in diesem Augenblick sehr kühl gegen Frankreich und Louis Napoleon ist. Man glaubt, — wie mir der Herzog von Mecklenburg sagte, — daß der Stern Napoleon's im Sinken sei, — und in Rußland liebt man nur Den, der Erfolg hat. Nun hat zwar Napoleon dadurch, daß seine Freunde mit einer gewissen Geschicklichkeit die Lösung der luxemburger Frage als einen Erfolg darzustellen gewußt haben, ein wenig an seinem Prestige gewonnen, auch hat er es geschickt so eingerichtet, daß er den Kaiser Alexander in Paris einige Tage allein und ungestört für sich hatte —

aber das Attentat auf den Kaiser hat, wie ich glaube, seine Pläne vernichtet.“

„Aber Sie wünschten doch,“ warf der König ein, — „die Verständigung zwischen Frankreich und Rußland?“

„Ich wünsche sie auch noch,“ — sagte Mr. Douglas, „nur soll sie durch Oesterreich gemacht werden. Wenn Rußland sich mit Oesterreich fest und innig alliirt, so muß Napoleon, wenn er nicht allen Halt in Europa verlieren will, sich dieser Verbindung anschließen, — und er wird es thun, — er muß aber verhindert werden, sich allein und ohne Oesterreich Rußland zu nähern, — denn sonst würde er Preußen, das mit großer Klugheit alle diese Bewegungen beobachtet und seine Stellung dazu nimmt, mit in diese Kombination hineinziehen und dieselbe würde dann den ganz entgegengesetzten Erfolg haben. — Rußland und Oesterreich,“ fuhr er fort, die Hand erhebend und seine Worte scharf betonend, — „müssen Hand in Hand die Welt reformiren, die Türken aus Europa vertreiben und die Herrschaft der christlichen Prinzipien wieder aufrichten!“

Der König erhob den Kopf. Ein Ausdruck fragenden Erstaunens lag auf seinen Zügen, es schien, als wolle er eine Bemerkung machen, — doch bald stützte er wieder schweigend den Kopf in die Hand.

„Es kommt nun darauf an," fuhr Mr. Douglas in demselben erhöhten Pathos fort, — „den möglichst festen Einfluß auf Katkoff und die öffentliche Meinung zu gewinnen, um durch dieselbe jede Allianz mit Preußen und eine einseitige Allianz mit Frankreich trotz der Neigungen des Kaisers und des Fürsten Gortschakoff unmöglich zu machen, zugleich aber zu zeigen, daß Oesterreich die einzig richtige und nützliche Allianz für Rußland ist. Dazu müssen vor Allem diejenigen Motive entkräftet werden, welche in dem russischen Nationalgefühl der Annäherung an Oesterreich noch entgegenstehen."

„Die Erinnerung an den Krimkrieg?" fragte der König, ohne aufzublicken.

„Nicht diese besonders," — sagte Mr. Douglas, — „es ist ein naheliegender Grund, der das öffentliche Gefühl gegen Oesterreich aufgereizt hat, — und dieser ist das Konkordat."

„Das Konkordat?" rief der König, sich erstaunt aufrichtend, — „was kümmert man sich in Rußland um das österreichische Konkordat?"

„Die Russen, Majestät," sagte Mr. Douglas, — „wissen einmal, daß Oesterreich nicht innerlich erstarken, also kein kräftiger Alliirter sein kann, so lange ihm durch die engherzigen Führer der Ultramontanen Hände

und Füße gebunden sind, — wie ja ganz Europa dieß ebenfalls weiß. Dann aber erblicken gerade die Altrussen in dem durch das Konkordat gefesselten Oesterreich das willenlose Werkzeug des ehrgeizigsten und herrschsüchtigsten Theiles der ganzen römischen Hierarchie. Diese römische Hierarchie hat aber durch die Stellung, welche sie in Polen, namentlich während der letzten Revolution eingenommen, sich den tiefsten und unversöhnlichsten Haß der Russen zugezogen — und so lange das Konkordat besteht, trägt Oesterreich und die österreichische Regierung in den Augen Rußlands einen Theil der Mitschuld jener beklagenswerthen Exzesse. — Ebenso hat die frühere Behandlung der Ruthenen eine tiefe Erbitterung gegen Oesterreich erregt. Während des jüngsten Slavenkongresses hat nichts auf die Russen so erbitternd und zündend gewirkt, als die wenigen Worte des Metropoliten von Moskau, durch welche er die orthodoxen Gläubigen ermahnte, für ihre unterdrückten Glaubensbrüder in Galizien zu beten, — ein Echo des Schmerzes und Zorns folgte ihnen durch das ganze Land. — Löst sich Oesterreich von den Banden des Konkordats und beseitigt dadurch die Furcht, daß es als Werkzeug der Ultramontanen am Unglück Rußlands arbeite, sieht man dann in Rußland, daß die Ruthenen mit Toleranz und freundlicher Milde behandelt werden, — so wird

die ganze Stimmung in der russischen Nation eine andere werden, — die öffentliche Meinung wird ihr Urtheil sprechen, und kein Minister wird es wagen dürfen, sich mit dem Feinde Oesterreichs zu alliiren. — Dann," fuhr er mit noch erhöhter Stimme fort, — „wird der Muth der Süddeutschen erwachen, wenn sie Oesterreich Hand in Hand mit der gewaltigen Macht des Ostens erblicken, Frankreich wird sich anschließen, England wird nicht wagen dürfen, allein zu bleiben, Schweden und Dänemark werden folgen und dieser großen Koalition gegenüber wird die letzte Stunde der Pläne des Grafen Bismarck geschlagen haben. — Dann wird Deutschland verlangen, daß Oesterreich seine Stellung in Deutschland wieder einnehme und Oesterreich wird die Führung Deutschlands wieder ergreifen, die Einheit Deutschlands wird sich vollziehen durch die Unifikation in Verfassung, in Gesetzgebung und Militär —"

Der König fuhr empor und biß in seinen Schnurrbart.

„Und," fuhr Mr. Douglas fort, — „die einzelnen Fürsten mit ihren Höfen und dem Adel ihrer Länder werden die Stätten schaffen für die vielseitige und selbstständige Bildung der Nation. Dann werden auch Eure Majestät und die übrigen verbannten Fürsten in ihre

Länder zurückkehren, — und das Alles wird sich vollziehen ohne Krieg und Blutvergießen —"

„Ohne Krieg!" — rief der König, — „Sie glauben, daß Preußen ohne die äußerste Gewalt seine Stellung aufgeben werde?"

„Ich bin dessen gewiß," sagte Mr. Douglas, — „der Druck der Koalition wird so gewaltig, so übermächtig sein, daß das eigene preußische Volk eine Regierung perhorreszirен würde, die tollkühn genug sein möchte, sich dieser überwältigenden Macht zu widersetzen, — Alles wird ohne Krieg geschehen und das Wort wird sich erfüllen, — das Lamm wird den Sieg davontragen über die schuppengepanzerten Drachen, — die Männer in den weißen Kleidern werden mit den Palmzweigen das Schwert überwinden."

„Aber erinnern Sie sich," sagte der König, — „daß Friedrich II., als Preußen noch viel weniger mächtig war, um viel geringeren Preis sieben Jahre lang gegen die ganze Welt gefochten hat."

„Friedrich war Despot," erwiederte Mr. Douglas, „was er konnte, kann keine preußische Regierung heutzutage, — das Volk in Preußen würde sich einem solchen Kampfe gegen die Welt heute widersetzen, — und," fügte er hinzu, indem ein sarkastisches Lächeln sein häßliches Gesicht verzog, — „die berliner Börse würde heute

keine ephraimitischen Münzen und kein Ledergeld mehr acceptiren."

Der König erhob sich. „Haben Sie Ihre Auffassungen dem Herrn von Beust mitgetheilt?" fragte er

„Ich habe ausführlich mit ihm gesprochen und werde ihm das Resultat aller meiner Beobachtungen noch in einem besonderen Memoire mittheilen, — er war, wie ich glaube, ganz in derselben Ideenrichtung, welche ich soeben Eurer Majestät entwickelt habe. Auch ist Herr von Beust der Ansicht, daß ich jetzt wieder nach Paris gehen möge, um dort die Situation zu beobachten und auf den Kaiser Napoleon einzuwirken, damit er keine anderen Wege einschlage."

„Ich glaube, daß es vielleicht besser wäre," sagte der König leichthin, „wenn Sie jetzt Ihre Propaganda in England beginnen würden, um die dortige öffentliche Meinung in Ihrem Sinne zu stimmen, — was vielleicht nicht so ganz leicht sein wird."

Mr. Douglas sah den König erstaunt an, erhob die Hand und schien etwas erwiedern zu wollen.

„Doch," fuhr der König rasch fort, — „über alles das werden wir noch sprechen, — ich will Ihre Zeit jetzt nicht länger in Anspruch nehmen," sprach er, indem er seine Uhr repetiren ließ, — „ich habe noch einige

Sachen zu erledigen, — auf Wiedersehen bei der Tafel, mein lieber Mr. Douglas!"

Mr. Douglas verbeugte sich schweigend und verließ das Kabinet.

Der König schellte und befahl, den Geheimen Kabinetsrath zu rufen. Dann setzte er sich wieder und blieb in tiefes Nachdenken versunken in seinen Sessel zurückgelehnt sitzen, bis sein vertrauter Sekretär eintrat.

Derselbe legte seine Mappe auf den Tisch und blieb dem Könige gegenüber stehen.

„Ich habe soeben den Bericht des Mr. Douglas über seine Reise in Rußland angehört, mein lieber Lex," sagte Georg V., „und er hat mir seine Anschauungen über die politische Lage und die Zukunft entwickelt, — ich glaube, er hat ein wenig aus der Schule geschwatzt und ich habe da die innersten und letzten Gedanken des Herrn von Beust gehört."

„Ich bin immer überzeugt gewesen, Majestät," erwiederte der Geheime Kabinetsrath mit seiner dünnen, scharfen Stimme, „daß dieser Mr. Douglas von Herrn von Beust ganz besonders benützt wird, um Propaganda für diejenigen Ideen zu machen, welche der Minister nicht auf dem Wege der Diplomatie verbreiten kann oder will —"

„Und welche ich wahrlich nicht unterstützen werde,"

fiel Georg V. lebhaft ein, „denn sie sind die Vernichtung desjenigen Prinzips, für welches ich kämpfe, und außerdem sind sie so konfus und auf so falsche Voraussetzungen basirt, daß ich nicht begreife, wie man glauben kann, auf solche Weise die Politik Europas leiten und gestalten zu können. — Er will,“ fuhr er fort, — „Rußland von Preußen trennen und mit Oesterreich alliiren, — das ist schon eine Voraussetzung, welche ich für eine Unmöglichkeit halte, so lange in Preußen und Rußland Staatsmänner am Ruder sind, welche die Interessen beider Länder richtig verstehen. Hat Rußland und der Kaiser Alexander die Verletzung des Prinzips der Legitimität durch die Annexionen geduldet um der Kraft willen, welche es aus der preußischen Allianz schöpft, — wie würde es jemals von dieser Allianz abfallen, um in Gemeinschaft mit Oesterreich Ziele zu verfolgen, zu deren Erreichung ihm die Rückendeckung durch Preußen nothwendig ist? — Wenn aber,“ fuhr der König, mit der Hand auf den Tisch schlagend, fort, — „schon die Grundlage der Ideenfolge des Mr. Douglas eine falsche ist, — so sind seine Ziele geradezu verwerflich. Er will die Mediatisirung der deutschen Fürsten, — das heißt ihre Entkleidung der Militärhoheit, — nur mit dem Unterschied, daß das Kommando statt in der Hand Preußens in derjenigen Oesterreichs

liegen soll. — Soll dieß das Ziel der politischen Aktion sein," rief Georg V. lebhaft, „so werde ich an derselben nicht mitwirken. Ich will, daß in Deutschland das reine föderative Verhältniß zwischen selbstständigen Fürsten wieder hergestellt werde, wie es im Prinzip die sonst so mannigfach verbesserungsfähige Bundesakte enthielt. Aber die Welt in Unruhe zu versetzen, die Gefahr eines großen, blutigen, unübersehbaren Krieges heraufzubeschwören, — denn ohne einen solchen Krieg läßt sich ja das Alles nicht verwirklichen, — nur um Oesterreich an die Stelle von Preußen zum Zwingherrn Deutschlands zu machen, das würde ich für ein schweres Verbrechen halten."

Der König hatte rasch und lebhaft gesprochen, — schweigend, mit einem feinen Lächeln auf den Lippen, hörte der Geheime Kabinetsrath zu.

„Wissen Sie, lieber Lex," fuhr Georg V. fort, „wie mir dieser Clergyman vorkommt? wie Rodie in dem ewigen Juden von Eugen Sue, — er spielt ein finsteres Spiel, um seinen Ehrgeiz im Dienste Oesterreichs zu befriedigen, — aber mich soll er nicht zum Werkzeug seiner Pläne machen. — Gehen Sie sogleich zum Grafen Platen und sagen Sie ihm, daß er unverzüglich an Meding schreibe und ihm auftrage, den

Kaiser Napoleon wissen zu lassen, daß dieser Douglas nichts mit mir zu thun habe, und daß es mir erwünscht sein werde, wenn der Kaiser ihn nicht mehr empfangen wolle."

„Zu Befehl, Majestät," sagte der Geheime Kabinetsrath aufstehend.

Der Kammerdiener öffnete die Thüre mit den Worten:

„Ihre Königliche Hoheit Prinzeß Friederike."

Die Prinzessin trat ein, — schwarz gekleidet, das Auge von Thränen verschleiert.

Schnell eilte sie auf den König zu, der sie in seine Arme schloß und zärtlich auf die Stirn küßte.

„Du erlaubst, Papa," sagte die Prinzessin mit zitternder Stimme, „daß ich nach Hetzendorf fahre, — die arme Mathilde hat mich bitten lassen, — sie wünscht mich noch einmal zu sehen."

„Noch einmal zu sehen?" — rief der König bestürzt, — „mein Gott, — geht es ihr denn schlechter? was ist vorgefallen, man hatte ja gestern noch so gute Hoffnung!"

„Es scheint," sagte die Prinzessin, in Schluchzen ausbrechend, — „daß die Kräfte der armen Erzherzogin nicht ausreichen, man fürchtet das Schlimmste, — ach mein Gott," — rief sie, den Kopf an die Brust ihres

Vaters lehnend, — „sie wird sterben, ich fühle es in meinem Herzen."

„Geh' hin, mein Kind," sagte der König sanft, — „und vertraue bis zuletzt auf die Hülfe Gottes — bringe dem Erzherzog und seiner Tochter meine innigsten Grüße und Wünsche."

Die Prinzessin küßte die Hand ihres Vaters, und mit wehmüthigem Lächeln den Kabinetsrath, den alten Vertrauten der königlichen Familie begrüßend, ging sie hinaus.

„Wie schwer ruht Gottes Hand auf diesen beiden Kindern," sagte der König, — „meine arme Tochter ist von ihrer Heimat, dem Lande der tausendjährigen Herrschaft ihrer Ahnen, verbannt, und ihre Freundin, auf den Stufen des Kaiserthrons, muß aus dem blühenden, glänzenden Leben in das Grab steigen, — um durch das Grab zum ewigen Leben zu gehen," fügte er hinzu, das Auge nach oben richtend. — „Welches Loos ist das härtere?" flüsterten leise seine Lippen.

„Haben Eure Majestät noch weitere Befehle?" fragte der Geheime Kabinetsrath nach einem längeren Stillschweigen.

„Nein," sagte der König aufathmend, — „veranlassen Sie schnell den Avis nach Paris, damit dieser Douglas dort nicht schaden kann, — ich will etwas

allein bleiben.“ Und freundlich das Haupt neigend, entließ er den Kabinetsrath.

*

Mit raschem Trabe fuhr die Prinzessin, von der Gräfin Wedel begleitet, durch die dunkelgrünen Schatten der weiten Alleen des Parkes von Schönbrunn, nach dem stillen kaiserlichen Schlosse nach Hetzendorf. Diensteifrig eilten die kaiserlichen Lakaien an den Schlag, als der offene Wagen mit der scharlachrothen Livrée des Königs von Hannover in den Schloßhof einfuhr.

Athemlos sprang die Prinzeß Friederike aus dem Wagen.

„Wie geht's der Erzherzogin?“ fragte sie, schnell in das große Portal eintretend, während die Gräfin Wedel langsam folgte.

Die tiefernsten Mienen der Lakaien waren die einzige Antwort auf die ernstvolle Frage der Prinzessin, und in düsterem Schweigen schritt der auf die Nachricht von der Ankunft Ihrer Königlichen Hoheit schnell herbeigeeilte Graf Braida der Prinzessin nach den für die leidende Erzherzogin eingerichteten Gemächern voran.

Fast zögernd trat die Prinzessin durch die geöffnete Thür. In banger Erwartung richtete sich der tiefe

Blick ihres großen Auges unter dem Schatten der langen Wimpern empor in das Innere des durch die geschlossenen Vorhänge tief verdunkelten Zimmers.

In einer großen Badewanne, mit einer Decke von dunklem Sammt verhüllt, lag die Erzherzogin Mathilde. Der bekannte Doktor Hebra hatte dieses Bad verordnet, um die entsetzlichen Schmerzen der Brandwunden zu lindern und den Zutritt der Luft abzuhalten.

Nur das schöne Gesicht der Erzherzogin war sichtbar. Todtenbleich und marmorähnlich lag sie da, schmerzhaft zuckten die geschlossenen Lippen, und der Blick des sonst so fröhlichen dunklen Auges schien Bildern zu folgen, welche nicht mehr der irdischen Welt angehörten.

Neben seiner Tochter saß der Erzherzog Albrecht, in sich zusammengesunken und mit aller Anspannung seiner Willenskraft den furchtbaren Schmerz niederdrückend, der die weichen Züge seines Gesichtes durchzuckte.

Bei dem leisen Rauschen der Robe der Prinzessin wendete die Erzherzogin langsam den Blick der Thüre zu. Ein freudiger Schimmer erleuchtete ihr durchsichtiges, blasses Gesicht und kaum hörbar hauchten ihre Lippen:

„Meine süße Friederike, meine einzige Freundin!"

In einem Augenblick war die Prinzessin zu ihrer Freundin geeilt, während der Erzherzog sich langsam und ernst erhob. Sie sank neben der Badewanne auf die Kniee nieder, breitete die Arme über die Sammtdecke und drückte ihre frischen Lippen in zärtlichen Küssen auf die bleiche Stirn und das glänzende Haar ihrer Freundin.

Ihre mühsam erhaltene Fassung verließ sie, und ohne ein Wort hervorbringen zu können, sank sie in leisem Schluchzen in sich zusammen.

Mit leiser, zitternder Stimme sprach die Erzherzogin:

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist, meine liebe einzige Freundin, um mir den letzten Blick auf dieser schönen Welt zu verklären. Siehst Du," fuhr sie mit erhöhter Stimme fort, „als wir im Garten der Villa Braunschweig über die Zukunft sprachen, da fürchtete ich, einer Krone dieser Welt geopfert zu werden, — Gott hat mich gehört und ruft mich empor zu seiner ewigen Welt, und doch — doch — o, es ist so schön, zu leben, und fast will mein Herz verzagen, die Welt voll Blumen und Sonnenschein zu verlassen, und gerade jetzt zu verlassen, wo ich die schönste Blüte

des Lebens in meiner einzigen geliebten Freundin gefunden habe."

Der Erzherzog war an ein Fenster getreten. Fest umspannte seine Hand die Lehne eines Sessels, er biß die Zähne auf die weit hervorstehende habsburgische Unterlippe und sein Blick richtete sich mit dem Ausdruck der Frage, fast des düstern Vorwurfs, zum Himmel.

Die Prinzessin Friederike machte eine gewaltige Anstrengung, um die Herrschaft über sich selbst zu gewinnen, und indem sie ihren schmerzbewegten Zügen einen heiteren Ausdruck zu geben versuchte, sagte sie mit einer durch die gewaltige Willensanstrengung fast rauh klingenden Stimme:

„Du wirst leben, meine theure Mathilde, Deine Schmerzen zeigen Dir Alles im schwärzeren Licht, die Aerzte haben die beste Hoffnung."

Sie konnte nicht vollenden, ein Schluchzen unterdrückte ihre Stimme.

„Nein," sagte die Erzherzogin mit sanftem und ergebenem Lächeln, — „meine irdische Laufbahn ist beendet, ich sehe von Zeit zu Zeit bereits den Himmel sich öffnen, ich sehe auf weißer Wolke die große Märtyrerin unseres Hauses, Marie Antoinette, erscheinen, eine weiße Lilie mit rothen Blutstropfen besprengt in der Hand, — sie winkte mir — und dann," fuhr sie

flüsternd fort, „sah ich auch meinen Oheim Maximilian, — auch er grüßte mich, — er lebt noch, — aber er wird bald mit mir dort oben sein im ewigen Reich des Friedens.“

Die Prinzessin hatte ihre Fassung völlig verloren. Laut weinend lag sie auf ihren Knieen, den Kopf auf den Rand der Badewanne gelehnt.

„Und Du, meine süße Freundin,“ sprach die Erzherzogin leise weiter, „Du wirst vielleicht bestimmt sein, das zu vollenden, wozu man mich ersehen hatte, um die weiten Kombinationen der Politik zu erfüllen, Du hast den großen Geist, — das feste Herz, — den hohen Muth, — Du wirst —“

„Um Gotteswillen,“ rief die Prinzessin, das Haupt erhebend und tief erschrocken in das fast überirdisch verklärte Gesicht der Erzherzogin blickend, — „welche Ideen, Du wirst nicht glauben —“

Ehe die Erzherzogin antworten konnte, öffnete sich rasch die Thür und der Kaiser Franz Joseph trat in das Zimmer.

Die Prinzessin erhob sich rasch, und während der Kaiser, der ihr stumm die Hand geküßt und den Erzherzog mit einer Neigung des Hauptes begrüßt hatte, seinen Platz neben der Badewanne einnahm, verließ sie nach einem langen Blick, den Finger auf die Lippen

legend, das Zimmer, stieg mit der Gräfin Wedel, welche sie draußen erwartet hatte, in den Wagen und fuhr, die Augen mit dem Taschentuch bedeckend, schweigend nach Hietzing zurück.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Tiefe Stille erfüllte die weiten kühlen Gewölbe der alten Notredame-Kirche, welche feierlich und würdevoll daliegt inmitten des wogenden und drängenden Treibens von Paris, — seit Jahrhunderten umdrängt von dem stets wechselnden Wellenschlage des vielgestaltigen, zu immer neuen Formen sich bildenden Lebens dieser Metropole der unruhig brausenden französischen Nation.

Leichte kleine Weihrauchwölkchen stiegen zu den hohen Gewölben empor, welche durch die Lichter der farbigen Rosenfenster mit magischen Reflexen erleuchtet wurden, — es war die Zeit der Morgenmesse, — das heißt der Morgenmesse für die vornehme Welt, die erst gegen elf Uhr ihre Pflicht gegen Gott zu erfüllen denkt, — während die Arbeiter schon früh um sechs Uhr ihre Messe hören, bevor sie ihr mühsames Tagewerk beginnen.

Während die Töne des Meßgesangs durch den

weiten Raum erklangen, knieeten in den Betstühlen umher die Damen der großen Welt in der frischesten und elegantesten Morgentoilette theils in wirklicher Andacht, theils in konventioneller Devotion, wie sie der gute Ton erfordert, ihre Häupter neigend vor dem Allerheiligsten.

In nicht minder leichter und eleganter Toilette sah man vermischt mit jenen Frauen, welche die ältesten und vornehmsten Namen Frankreichs trugen, die hervorragenden Damen der Halbwelt, und sie neigten ihre Häupter mit nicht geringerer Devotion als jene. Wo aber in den Herzen die größere Andacht sein mochte, das konnte allein Der sehen, dessen heiliges Symbol der Priester am Altar emporhob, Er, der durch die Gewölbe der hohen Kathedrale herabblickt, wie durch die Dächer der niederen Hütten, der gütig die Salben der Magdalena annahm, und von dessen göttlichen Lippen die Mahnung erklang: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie."

In der Nähe des großen Eingangs, ziemlich fern von dem Altar, an welchem die Messe gelesen wurde, stand der Graf Rivero neben einem der mächtigen Pfeiler, welche die hohen Gewölbe des alten Domes tragen. In ernster Andacht folgte er der heiligen Handlung. Neben dem Ausdruck dieser Andacht lag auf seinen

Zügen ein Schimmer von Glück und Dankbarkeit, welcher sein ernstes Gesicht wie mit einer sonnigen Verklärung überhauchte; es schien, als wolle er dem Gott der Liebe und Gnade, dessen Hochamt hier gefeiert wurde, den besonderen Dank seiner Seele darbringen für die Fügung, durch welche sein Leben wieder Wärme und Licht erhalten hatte.

Die Eingangsthür öffnete sich, man hörte das leichte Rauschen einer duftig frischen Damentoilette. Unwillkürlich wendete der Graf seinen Blick nach der Richtung des Eingangs hin und sah die Marchesa Pallanzoni, ganz in helle Farben gekleidet, in die Kirche treten. Ihr wunderbar schönes Gesicht war frisch wie immer, ihre großen dunkeln Augen waren halb niedergeschlagen und ihre Züge wie ihre ganze Haltung trugen den Ausdruck frommer Demuth. Sie war ein Bild einer Dame der höchsten Aristokratie, welche von den Höhen des Lebens herabsteigt, um sich vor dem Altar niederzuwerfen und allen irdischen Stolz zu den Füßen Gottes niederzulegen.

Sinnend, mit dem Ausdruck leichten Erstaunens, ruhte das Auge des Grafen auf dieser Frau. Niemand kannte wie er die tiefen Abgründe ihrer Seele, und doch mußte er sich sagen, daß dieser Ausdruck von Demuth und Frömmigkeit, der wie eine leichte, durchsichtige Wolke

über der weltlichen Eleganz ihrer Erscheinung lag, so echt und wahr erschien, daß man kaum an Heuchelei hätte denken können.

Mit langsamen, fast schüchternen Schritten näherte sich die Marquise dem Pfeiler, an dem der Graf stand, und neben welchem zugleich sich die Schale mit dem geweihten Wasser befand. Langsam schlug die junge Frau die Augen empor, fragend und erwartungsvoll ruhte ihr Blick auf dem Grafen. Die Höflichkeit erforderte, daß er ihr den Wedel mit dem Weihwasser darbot. Langsam trat er einen Schritt vor, es war, als ob ihn eine innerliche Warnung zurückhielt, die Hand dieser Frau mit einem Symbol seines Gottesdienstes in Verbindung zu bringen. Doch, wie einem raschen Entschlusse folgend, trat er an den steinernen Kessel heran, tauchte den Wedel in das geweihte Wasser und sprach leise, indem die junge Frau ihre Fingerspitzen benetzte und das Zeichen des Kreuzes auf ihrer Stirn machte: „Möge dieses reine und heilige Wasser Ihre Seele reinwaschen von aller Schuld.“

Das dunkle Auge der Marquise blitzte bei diesen, nur ihr hörbaren Worten einen Augenblick unter den demuthsvoll gesenkten Wimpern empor. Es lag in diesem Blick ein unbeschreiblicher Ausdruck von Hohn und Herausforderung, ja fast wildem Hasse, so daß der

Graf wie entsetzt zusammenzuckte. Doch in der nächsten Sekunde war dieser Blick wieder unter den Augenlidern verschwunden, die Marquise neigte ernst und dankend das Haupt und begab sich zu einem der nächsten Betstühle, in welchen der ihr folgende Lakai ein Kissen von dunkelblauem Sammt niedergelegt hatte.

Die heilige Handlung nahm ihren Fortgang, bald ertönte das Ite missa est durch die feierliche Stille als Losung für diese ganze hier versammelte elegante Welt, sich wieder zurückzubegeben in das glänzende, funkelnde und blühende Leben, nachdem man von allen den Vergnügen geweihten Stunden einige Augenblicke geopfert hatte, um sich mit dem Himmel auf gutem Fuß zu erhalten.

Die Marquise hatte ihren Betstuhl verlassen und schritt langsam, immer den Ausdruck tiefer Bewegung und Andacht auf ihren Zügen, dem Ausgangsportal zu.

Der Graf Rivero näherte sich ihr und sprach im leichten Ton des Weltmannes: „Darf ich Sie um einen Platz in Ihrem Wagen bitten? ich bin zu Fuß hier und möchte den weiten Weg nach den Boulevards abkürzen.“

Die Marquise nickte schweigend ihre Zustimmung, der Graf bot ihr den Arm und führte sie nach ihrer

draußen wartenden Equipage, deren Schlag der Lakai bereits geöffnet hatte.

Schnell zogen die ungeduldig harrenden Pferde an und der Wagen rollte fast unhörbar auf seinen leichten Rädern den neuen und eleganten Stadttheilen zu.

„Ich habe Sie noch nicht gefragt,“ sagte der Graf „in welcher Weise Sie die Aufgabe erfüllt haben, die ich Ihnen gestellt — Sie haben mir und meiner Sache einen großen Dienst geleistet — ich hoffe, daß dabei keine Kompromittirung möglich ist.“

„Seien Sie unbesorgt,“ erwiederte die junge Frau mit stolzem Lächeln, „ich bin gewohnt, in diskreten Dingen zu gehen wie die Indianer auf ihren Streifzügen, — Niemand wird die Spur meiner Schritte finden. Ich habe —“

„Sie werden mir das später erzählen,“ sagte der Graf, „für heute wollte ich Ihnen nur mittheilen, daß ich Ihnen den jungen Hannoveraner bringen werde, den ich Ihnen neulich beim Rennen in Longchamps vorgestellt habe. Sie wissen, daß mich das Treiben der hannöverischen Emigration und des Vertreters des Königs Georg lebhaft interessirt. Sie werden mit derselben Geschicklichkeit, die Sie bei Ihrem ersten Auftrage bewährt haben, auch das Ende dieser etwas verschlungenen Fäden

Graf wie entsetzt zusammenzuckte. Doch in der nächsten Sekunde war dieser Blick wieder unter den Augenlidern verschwunden, die Marquise neigte ernst und dankend das Haupt und begab sich zu einem der nächsten Betstühle, in welchen der ihr folgende Lakai ein Kissen von dunkelblauem Sammt niedergelegt hatte.

Die heilige Handlung nahm ihren Fortgang, bald ertönte das Ite missa est durch die feierliche Stille als Losung für diese ganze hier versammelte elegante Welt, sich wieder zurückzubegeben in das glänzende, funkelnde und blühende Leben, nachdem man von allen den Vergnügen geweihten Stunden einige Augenblicke geopfert hatte, um sich mit dem Himmel auf gutem Fuß zu erhalten.

Die Marquise hatte ihren Betstuhl verlassen und schritt langsam, immer den Ausdruck tiefer Bewegung und Andacht auf ihren Zügen, dem Ausgangsportal zu.

Der Graf Rivero näherte sich ihr und sprach im leichten Ton des Weltmannes: „Darf ich Sie um einen Platz in Ihrem Wagen bitten? ich bin zu Fuß hier und möchte den weiten Weg nach den Boulevards abkürzen.“

Die Marquise nickte schweigend ihre Zustimmung, der Graf bot ihr den Arm und führte sie nach ihrer

draußen wartenden Equipage, deren Schlag der Lakai bereits geöffnet hatte.

Schnell zogen die ungeduldig harrenden Pferde an und der Wagen rollte fast unhörbar auf seinen leichten Rädern den neuen und eleganten Stadttheilen zu.

„Ich habe Sie noch nicht gefragt,“ sagte der Graf „in welcher Weise Sie die Aufgabe erfüllt haben, die ich Ihnen gestellt — Sie haben mir und meiner Sache einen großen Dienst geleistet — ich hoffe, daß dabei keine Kompromittirung möglich ist.“

„Seien Sie unbesorgt,“ erwiederte die junge Frau mit stolzem Lächeln, „ich bin gewohnt, in diskreten Dingen zu gehen wie die Indianer auf ihren Streifzügen, — Niemand wird die Spur meiner Schritte finden. Ich habe —“

„Sie werden mir das später erzählen,“ sagte der Graf, „für heute wollte ich Ihnen nur mittheilen, daß ich Ihnen den jungen Hannoveraner bringen werde, den ich Ihnen neulich beim Rennen in Longchamps vorgestellt habe. Sie wissen, daß mich das Treiben der hannöverischen Emigration und des Vertreters des Königs Georg lebhaft interessirt. Sie werden mit derselben Geschicklichkeit, die Sie bei Ihrem ersten Auftrage bewährt haben, auch das Ende dieser etwas verschlungenen Fäden

einen Blick auf den Boden der finsteren Abgründe des menschlichen Lebens zu thun."

Der Wagen stand, dem Wink der Marquise gehorchend, unmittelbar neben dem Eingang zur Morgue. Der Graf bot der jungen Frau mit der ihm eigenthümlichen würdevollen und anmuthigen Eleganz seinen Arm und in wenigen Augenblicken traten sie durch die Vorhalle in den so einfachen, von oben her erhellten Raum, dessen Anblick eben seiner Einfachheit wegen einen um so erschütternderen Eindruck macht..

Auf den Gestellen, leicht unterspült von stets frisch fließendem Wasser, lagen heute fünf Leichen, völlig entkleidet, neben dem Gestell hingen die Kleidungsstücke und auf kleinen Tabourets lagen die Gegenstände, welche man bei den Verunglückten gefunden hatte.

Mit tiefem Ernst sah der Graf Rivero auf diese traurigen Ueberreste, welche die Marquise ihrerseits mit einer Neugierde betrachtete, deren Ausdruck nur durch das Gefühl des natürlichen Schauers gemildert wurde, den die lebendige menschliche Organisation instinktmäßig beim Anblick des Todes empfindet.

Auf dem ersten Gestell, dem Eingange zunächst, lag die Leiche eines Knaben von zwei Jahren, eine tiefe Wunde lief über den Kopf oberhalb der Stirn, die Züge des jugendlichen Gesichts waren entstellt und

schmerzhaft verzogen, der Mund geöffnet, die Augen gebrochen, — neben der Leiche hingen einige ärmliche Kleidungsstücke.

Während der Graf die Ueberreste dieses so früh auf gewaltsame Weise dem Leben entrissenen Kindes voll tiefen Mitleids betrachtete, eilte die Marquise nach einem flüchtigen Blick auf die kleine Leiche dem nächsten Tische zu.

Hier lag ein alter Mann von mindestens sechzig Jahren, mit struppigem grauem Bart und spärlichen Haaren, — die eingefallenen Züge zeigten selbst in dem vorgeschrittenen Stadium der Verwesung, in welchem die Leiche sich bereits befand, die Spuren tiefen Elends. Kleidungsstücke, welche neben dem Gestell hingen, waren durch die lange Zeit, die sie im Wasser zugebracht hatten, fast unkenntlich in den Farben geworden.

„Welch' eine wunderbare Zusammenstellung," sagte der Graf Rivero langsam, — „hier das Kind, kaum in das Leben getreten und schon auf so entsetzliche Weise wieder dem Tode geweiht! Soll man es beklagen oder beneiden, daß es dieser Welt entrückt wurde, bevor ihre Schuld und ihre Schmerzen das junge Herz erfassen konnten? Und hier daneben," fuhr er fort, indem sein Blick langsam hinüberglitt zu der Leiche des alten Mannes, — „hier daneben dieser Greis, den des Lebens

Noth so schwer gedrückt hat, daß er die kurze Zeit nicht mehr ertragen konnte, die ihn von dem natürlichen Ende seiner Leiden trennte. Er ist zu beklagen, der Arme, der lange Jahre die Schmerzen des Daseins ertragen, und nun, weil er die erlösende Macht des Todes nicht erwarten konnte, mit der Schuld der Selbstzerstörung beladen vor dem ewigen Richter erscheinen mußte."

Er faltete die Hände und sprach ein stilles Gebet über der entstellten Leiche des alten Mannes.

Flüchtig nur hatte die Marquise seinen Worten zugehört und wendete sich zum nächsten Gestell, welches den todten Körper eines jungen Mädchens trug, die höchstens einen Tag in den Fluten der Seine geblieben sein konnte, so frisch war die Farbe ihrer Haut und der Zustand der saubern Kleidungsstücke, welche neben ihr hingen und deren Schnitt sie als den mittleren Bürgerständen angehörig bezeichnete. Das schwarze Haar lag, in einfachen Flechten geordnet, um die marmorbleiche Stirn, und um den geschlossenen Mund sah man die Linien schmerzlicher Seelenkämpfe.

„Armes Kind," sagte der Graf, „Dich hat die Liebe dem frühen Tode in die Arme geführt, diese Liebe, welche von den Dichtern aller Zeiten als das höchste Glück besungen wird, und welche doch so selten Glück

und Frieden in das Menschenherz bringt; möge die ewige Liebe milde das Verbrechen richten, zu welchem Dich die irdische Liebe geführt hat.“

Ein leichter Ausdruck des Erstaunens entfuhr den Lippen der Marquise, welche sich nach dem nächsten Gestell gewendet hatte.

Auf diesem lag der Körper eines jungen Mannes, welcher nach der daneben hängenden Blouse dem Arbeiterstande angehört haben mußte; fast wie auf einem Ruhebett ausgestreckt sah man die muskelkräftig schön gebauten Glieder daliegen, der Kopf mit dem schwarzen Haar war etwas zurückgelehnt und das bleiche Gesicht mit den geschlossenen Augen zeigte den Ausdruck eines ruhigen, fast lächelnden Friedens.

In diesem leblosen Antlitz aber erkannte die Marquise Pallanzoni die Züge von George Lefranc, — dieses geschlossene Auge hatte mit so warmer, tiefer Innigkeit die arme Arbeiterin Louise Bernard angeblickt, — dieser für ewig geschlossene Mund hatte so treue, liebevolle Worte zu ihr gesprochen, Worte, die hin und wieder längst vergessene Töne einer reineren Vergangenheit, wenn auch nur in vorübergehender, zitternder Schwingung, hatten in ihrem Herzen ertönen lassen, — Worte, bei denen es zuweilen leise um ihr Haupt gerauscht hatte, wie von dem fern heranwehenden Flü-

gelschlage des längst entflohenen Schutzgeistes ihrer Kindheit.

Und nun lag dieß junge Herz voll Liebe und Hoffnung erstarrt zum ewigen Schlaf vor ihr, — ihr konnte kein Zweifel bleiben, was den armen jungen Mann in den Tod getrieben hatte, sie konnte die Leiden ermessen, welche dieß Herz bewegt haben mußten, bevor es zu schlagen aufgehört.

Eine dunkle, fliegende Röthe war über ihr Gesicht geflammt, als sie den Todten erkannte, eine tiefe Blässe legte sich dann über ihre Züge und mit einem wunderbar tiefen Ausdruck, wie er selten in ihrem Auge zu finden war, blickte sie auf den leblosen Körper hin. Es lag Etwas in diesem Blick von tiefem Mitleid, ein Schimmer von Gefühl, von Schmerz, und langsam stieg eine blinkende Thräne in das klare, glänzende Auge herauf, als sie dieß bleiche, in der Erstarrung des Todes so friedlich ruhige Gesicht vor sich sah. Dann glitt ihr Blick herab über den schönen Körper des jungen Mannes, dessen schlanke und kraftvolle Formen dem Meißel eines Bildhauers hätten zum Vorbild dienen können, — ihr Auge verschleierte sich wie mit einer wallenden Wolke, leicht senkten sich ihre Lider herab und ein halb unterdrückter, tiefer Seufzer drängte sich aus ihren Lippen hervor.

Der Graf hatte dieß Alles bemerkt — scharf und forschend sah er sie an.

Rasch wendete sich die junge Frau ab, mit einer kräftigen Willensanstrengung gab sie ihrem Gesicht seinen gewohnten ruhigen Ausdruck wieder und mit natürlichem Ton sprach sie leicht zusammenschauernd:

„Ich habe meine Nerven doch für stärker gehalten, — lassen Sie uns gehen, — der entsetzliche Eindruck dieser Todesbilder überwältigt mich."

Noch einmal glitt ihr feuchtschimmernder Blick über die schöne Gestalt der Leiche, noch einmal drängte sich jener tiefe, schwere Athemzug aus ihren Lippen hervor, dann schritt sie, ohne die andern Leichen weiter anzusehen, dem Ausgange zu.

Der Graf blieb einen Augenblick zurück und machte langsam das Zeichen des Kreuzes über dem Körper des jungen Arbeiters, — dann folgte er der Marchesa, welche bereits die Morgue verlassen hatte, hob sie in ihren Wagen und setzte sich neben sie.

„Nach Hause!" rief die junge Frau, und schnell rollte der Wagen davon.

In schweigendem Nachdenken saß der Graf einige Augenblicke da, — dann richtete er den Blick voll und fest auf die Marchesa, welche, wie dem magnetischen Einfluß dieses Blickes gehorchend, die Augen zu ihm

aufschlug und ihn fragend und erwartungsvoll mit einer Mischung von Trotz und Demuth anblickte.

„Wer war dieser Todte?“ fragte der Graf mit leiser, aber tief durchdringender Stimme.

Wie unwillkürlich zuckte die Marchesa mit den Achseln, — auf ihrem Gesicht erschien ein Ausdruck, als wolle sie eine flüchtig ablehnende Antwort geben. Dann aber blitzte es auf wie willenskräftiger Stolz in ihrem Auge, und indem sie den Grafen gerade und fast starr anblickte, sagte sie in ruhigem Ton, durch den aber eine leise Bewegung hindurchklang:

„Er war das Werkzeug, durch welches ich Ihren Auftrag ausgeführt habe — er liebte mich, wie ich glaube, tief und innig — er ist an dieser Liebe und an der Täuschung seines Herzens gestorben, — das hat mich bewegt und schmerzlich ergriffen, — vielleicht,“ fuhr sie halb für sich fort, „ist es besser für ihn so, — was hätte das Leben ihm bieten können, — dessen Geist aufwärts strebte, während seine Lebensstellung ihn mit unlösbaren Fesseln an die Niedrigkeit geschmiedet hielt!“

Der Graf schwieg abermals lange und blickte düster vor sich hin.

„Ich werde dafür sorgen,“ sagte er dann, „daß dieser arme junge Mann eine würdige Ruhestätte finde, und nicht an die anatomischen Säle ausgeliefert werde.

Sie aber —“ fuhr er dann fort, seine Hand leicht, aber mit kräftigem Druck auf diejenige der Marquise legend, — „Sie aber beugen sich in Demuth und Reue vor Gott, daß er Ihnen die Zerstörung dieses jungen Lebens voll Hoffnung und Liebe vergeben möge, das Sie vor der Zeit vernichtet und zu einem Tode voll finsterer Verzweiflung gedrängt haben.“

Rasch in elastischer Bewegung schnellte der geschmeidige Körper der Marchesa empor, ihre Augen sprühten Blitze flammenden Stolzes, — in höhnischem Lächeln kräuselten sich ihre schönen Lippen, daß die weißen Zähne schimmernd hervortraten, und mit scharfer Stimme, fast dem Zischen der zur Vertheidigung sich aufraffenden Schlange vergleichbar, sprach sie:

„Ich habe bei dem Anblick dieses armen Todten Reue und Schmerz empfunden, und wenn ich glaubte, daß es eine ewige Macht gäbe, zu der mein Gebet emporbringen könnte, — so würde ich täglich für diese arme Seele beten, die sich voll Innigkeit mir angeschlossen hatte, und die mir Alles geben wollte, was sie an Reichthum von Liebe und Treue zu bieten hatte. Sie aber, Herr Graf,“ fuhr sie fort, indem ihr Haupt sich noch höher und stolzer emporrichtete und indem ihre Augen in kühner Herausforderung den Blicken des Grafen begegneten, — „Sie aber haben kein Recht, mich zur Buße

und Reue zu ermahnen, — denn wenn hier von einer Sünde, von einem Verbrechen die Rede ist, so ist es dießmal nicht das Weib, das dem Manne den Apfel gereicht hat!"

„Welche Sprache —" sagte der Graf mit einem Erstaunen, das fast den Ausdruck des Schreckens vor der so plötzlichen Auflehnung dieser Frau zeigte, die er ganz in seiner Hand zu halten meinte, — „welche Sprache — Sie vergessen —"

„Ich vergesse Nichts," erwiederte die junge Frau, ihn unterbrechend, immer in demselben festen, scharfen und zischend hervordringenden Ton, — „ich vergesse Nichts und ich spreche die Sprache, zu der ich berechtigt bin. Ich habe viel Schuld auf mich geladen," fuhr sie fort, — „und alle Sünde, die ich begangen aus dem Triebe meiner eigenen Wünsche, will ich tragen und verantworten — die That aber, die hier geschehen, ist nicht die meine und nimmer hätte ich sie um meinetwillen gethan. Sie, Herr Graf, haben mir gesagt, daß ich mich von der Schuld meines früheren Lebens entsühnen könne, indem ich an Ihrer Hand als Ihr Werkzeug einer großen und heiligen Sache diene, einer Sache, von deren Sieg das Wohl der Menschheit abhinge und der Sie Ihr Leben gewidmet hätten. Ich habe diesen Dienst angenommen, und in dem Dienst jener Sache haben Sie mir den

Auftrag gegeben, Ihnen den Inhalt der bekannten Kassette zu verschaffen, — Sie haben mir den Weg angedeutet, den ich zu gehen habe, um mein Ziel zu erreichen, und ich bin ihn gegangen in der vollen Ueberzeugung, daß der Weg, auf den Sie mich gewiesen," fuhr sie mit tief einschneidender Ironie fort, „der rechte und ein dem Himmel wohlgefälliger sei. Ich habe meinen Zweck erreicht, — Sie haben mir Ihre Zufriedenheit darüber ausgedrückt — und wenn der Erreichung jenes Zweckes ein Opfer gefallen ist, — so habe ich mir wahrlich dabei keinen Vorwurf zu machen, denn nicht um meiner Wünsche willen habe ich mich in den Lebenskreis jenes armen jungen Mannes gedrängt, nicht um meinetwillen habe ich seine Liebe mir erworben. Er sollte das Werkzeug sein für Ihre Pläne, — er ist es geworden, und wenn nun das Werkzeug zerbrochen ist — so ist das nicht meine Schuld, sondern die Schuld des Meisters, der meiner Hand sich bediente, um jenes Werkzeug in Thätigkeit zu setzen. Wenn ich die Schwäche habe — und ich habe sie, — den Armen zu bedauern, — so ist das eine Sache meines Herzens und meines Gefühls, — Sie aber, dessen Befehlen ich gehorcht, haben kein Recht, mir einen Vorwurf zu machen."

Der Graf hatte schweigend zugehört, — endlich

wich der Ausdruck des Erstaunens und der Ueberraschung aus seinen Zügen, — eine schnelle Röthe flammte über sein Gesicht, und indem er seinen Blick von oben herab über die ganze Gestalt der jungen Frau gleiten ließ, sprach er in kaltem Ton:

„Sie führen eine Sprache, die Ihnen nicht ziemt, — ich bitte Sie, niemals zu vergessen, daß ich Sie in meiner Hand halte und zertrümmern kann, wenn Sie den Gehorsam vergessen.“

„Nicht in dieser Sache halten Sie mich in Ihrer Hand, Herr Graf,“ rief die junge Frau, — „was ich gethan habe, haben Sie mich zu thun geheißen, — und die Früchte meiner That, wenn sie strafbar ist, sind in Ihren Händen, — die Verantwortung, die mich träfe, würde in demselben Augenblick auf Sie zurückfallen.“

Der Graf erhob sich fast von den Kissen des Wagens, — seine Augen flammten in so gewaltigem Zorn, daß dieser Blick, wenn er ein körperliches Fluidum gewesen wäre, die Marchesa wie ein Wetterstrahl hätte vernichten müssen.

Noch bevor er aber ein Wort gesprochen hatte, schien ein schneller Gedanke die junge Frau zu erfüllen, — ein schneller Entschluß ihre Erregung niederzukämpfen.

Der höhnische Ausdruck verschwand von ihren Lippen, ihre Augen senkten sich zu Boden, und als sie dieselben wieder aufschlug, blickten sie demüthig und sanft zu dem Grafen hinüber.

Indem sie die Spitzen ihrer mit den zierlichen, hellgrauen schwedischen Handschuhen bekleideten Finger wie bittend an einander legte, sagte sie mit einer Stimme, deren Weichheit keine Spur mehr von dem früheren scharfen, schneidenden Ton ihrer Worte hatte:

„Ich bitte um Verzeihung, mein Meister, daß ich mich von meiner Erregung habe hinreißen lassen — Sie wissen, wie schwer ich an eigener Schuld zu tragen habe, — so schwer," sprach sie leise, — „daß ich wohl befugt bin, mich zu sträuben, eine Schuld auf mich zu nehmen, die nicht die meine ist, wie Sie anerkennen werden, wenn Sie gerecht gegen mich sein wollen. — Mein Gehorsam," fuhr sie fort, — „ist unbedingt und durch meinen Gehorsam gerade ist ja dieß Opfer gefallen, für das, wie ich Ihnen aus voller Ueberzeugung schon gesagt habe, der Tod wohl eine Wohlthat ist, da er ihn von den Kämpfen des Lebens erlöst hat, die seinen armen, schwer arbeitenden Geist vielleicht zu der Nacht des Wahnsinns geführt hätten."

Der Graf sah sie mit einem langen Blicke an, —

der zornig überlegene Ausdruck verschwand von seinem Gesicht, eine stille, traurige Wehmuth verschleierte seine so eben noch Flammen sprühenden Augen, und sich in die Kissen zurücklehnend blieb er schweigend neben der Marchesa sitzen.

„Sie werden mir also den Baron Wendenstein zuführen?“ fragte diese, als der Wagen sich ihrer Wohnung näherte, — „jenen jungen Hannoveraner, mit welchem ich wohl keine so tragische Wendung zu befürchten habe, als mit dem unglücklichen George Lefranc.“

Der Graf antwortete nicht sogleich.

„Ich werde darüber nachdenken,“ sagte er nach einer Pause, — „ob der Zweck, den ich im Auge habe, das Spiel mit diesem jungen frischen Herzen werth ist.“

Ein leichtes, fast unbemerkbares Lächeln zitterte über die Lippen der Marchesa.

Der Wagen hielt vor ihrer Wohnung.

„Darf ich Sie nach Hause fahren lassen?“ fragte die junge Frau, als der Graf ihr die Hand zum Aussteigen reichte.

„Ich danke,“ erwiederte er, — „ich will zu Fuß gehen.“

Und mit artiger Verbeugung wollte er sich verab=

schieden, als in demselben Augenblick der Lieutenant von Wendenstein aus der Thür des Hauses trat.

Befremdet blickte der Graf ihn an, während die Marchesa mit anmuthigem Lächeln den Gruß des jungen Mannes erwiederte, indem ein leichter Schimmer triumphirender Freude aus ihrem Blicke leuchtete.

„Sie haben mir neulich erlaubt, Frau Marquise," sagte der junge Mann, „mich Ihnen vorzustellen, — und ich wollte so eben von dieser gütigen Erlaubniß Gebrauch machen; zu meinem tiefen Bedauern waren Sie nicht zu Hause, und ich habe meinem glücklichen Stern zu danken, der mich Ihnen jetzt gerade entgegenführt."

„Es thut mir leid, mein Herr," erwiederte die junge Frau mit verbindlicher Höflichkeit im vollendetsten Ton der großen Welt, „daß ich nicht im Stande bin, Sie einzuladen, mich jetzt wieder in meinen Salon zu begleiten, — ich bin erschöpft und habe dann meine Toilette zu machen. Aber ich empfange Abends immer, — und heute Abend werden Sie mich sicher zu Hause finden. Ich darf Ihnen also sagen: Auf Wiedersehen!"

Sie reichte dem Grafen die Hand, der sie mit einem leichten Zögern ergriff und unhörbar flüsterte: „Ist das die Hand des Verhängnisses?" —

Die Marquise nickte dem jungen Mann einen freundlichen Gruß zu und stieg dann schnell die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf.

„Nach welcher Richtung gehen Sie, Herr Graf?" fragte Herr von Wendenstein, — „ich wollte ein wenig zur Ausstellung."

„Sie werden dort dem Vizekönig von Egypten begegnen, — er ist vorgestern angekommen und will heute die egyptische Abtheilung besuchen," sagte der Graf, indem er den jungen Mann mit einem langen und tiefen Blick ansah, der wenig zu dem einfachen und gleichgültigen Inhalt seiner Worte paßte, — „ich will nach Hause zurückkehren und habe die Ehre, Ihnen viel Vergnügen zu wünschen."

Es schien, als wolle er noch etwas sagen, — doch reichte er Herrn von Wendenstein die Hand, und artig den Hut berührend, wendete er sich um und schritt langsam das Trottoir entlang, während der junge Hannoveraner einen vorüberfahrenden Fiaker heranrief, um nach dem Champ de Mars hinauszufahren.

„Darf ich diesen jungen Mann in die Gefahr sich stürzen lassen, die ihm bei dieser Frau droht? — Ist es nicht meine Pflicht, ihn zu warnen?" fragte er sich leise, — „doch," fuhr er fort, — „was sollte er denken, wenn ich ihn vor einer Frau warnte, der ich ihn selbst

vorgestellt habe, — und würde diese Warnung irgend einen Erfolg haben? — Ich will über ihn wachen," sagte er tief aufathmend, „und Gott wird mir die Kraft geben, zu verhüten, daß hier ein zweites Trauerspiel gespielt werde."

Langsam schritt er weiter seiner Wohnung zu.

In seinem Salon angekommen, öffnete er einige Briefe, die er auf seinem Tische fand, durchflog deren Inhalt flüchtig und trat dann sinnend an das Fenster.

„Ich habe einen tiefen Blick in das Innere dieser Frau gethan," sagte er seufzend zu sich selbst, „und Entsetzen erfaßt mich bei dem Gedanken an den dämonischen Abgrund in dieser Seele, die ich zu meinem Werkzeug gemacht habe. Im tiefsten Grunde ihres Herzens schläft die Auflehnung gegen meine Macht, — sie schäumt in den Zügel und wird jede Gelegenheit suchen, ihn abzuschütteln. — Und habe ich diese Macht noch," sagte er mit einem tiefen Athemzug, — „ich war ihr Herr — kann ich es noch sein, da ich ihr Mitschuldiger bin? — Ihr Mitschuldiger?" rief er, sich hoch aufrichtend, — „kann es eine Schuld geben in dem großen, gewaltigen Kampf für das heiligste und höchste Ziel? — Und wenn ich mich selbst vergriffe in der Wahl der Mittel, — wenn meine Brust erfüllt ist vom edelsten Streben, wenn ich das Gute im weitesten Kreise er=

ziele, kann ein Uebel, das den Einzelnen treffen möchte, mir angerechnet werden vor dem Richter, für dessen Macht und Herrlichkeit ich streite? — Den Einzelnen?" fuhr er in finsterem Sinnen fort, — „gibt es einen Einzelnen vor Gott, — ist das einzelne Menschenherz nicht eine Welt in den Augen Desjenigen, der die Sperlinge auf dem Dache schützt und jedes Haar unseres Hauptes behütet?"

Lange stand er schweigend.

„Also auch in dieß Herz," sagte er dann, — „auch in dieß Herz, das ich so fest gepanzert glaubte, dringen die Zweifel der schwachen Seelen, — auch mich will die Schwäche beschleichen, die ermatten läßt in der großen Arbeit für den Ruhm Gottes und den Sieg der Kirche? — „Nein," rief er, sich stolz emporrichtend und das große Auge mit begeistertem Blick aufschlagend, — „nein, kein Zweifel, keine Schwäche soll mein Herz krank machen, — mit Feuer und Schwert muß der Sieg über die Mächte der Finsterniß erfochten werden, damit die Palme des heiligen Friedens die geläuterte und zum Dienste Gottes zurückgekehrte Welt beschatten könne."

Wieder aber verschleierte sich sein verklärt aufwärts schauendes Auge, schmerzlich zuckte seine Lippe und finsterer Ernst legte sich auf seine Stirn.

Wie ermattet brach seine stolze Haltung zusammen, langsam ließ er sich in einen Lehnstuhl niedersinken, bedeckte das Gesicht mit den Händen und sprach mit tief trauriger, zitternder Stimme:

»Eritis sicut deus!«

Achtunddreißigstes Kapitel.

Zwei Monate waren verflossen, seit die Beherrscher der großen Militärreiche von Preußen und Rußland Paris wieder verlassen, und die Konjekturalpolitik, welche in Folge ihrer Zusammenkunft die Presse und die politischen Klubs so lebhaft bewegt hatte, schwieg; die Pariser, nachdem sie sich in dem strahlenden Glanze der politischen Herrlichkeit des Kaiserthums gesonnt hatten, freuten sich nunmehr an der, mit der hohen Sommersaison in der Hauptstadt immer reicher zusammenströmenden Fülle der Fremden aus allen Welttheilen.

In all' die schimmernde, bunte Pracht des üppigen Lebens, welches sich in der Kapitale Frankreichs entwickelte, war wie eine düstere Mahnung der finstern Schicksalsmächte die Nachricht herüber gedrungen von dem furchtbaren Trauerspiel, dessen Entwickelung jenseits des Ozeans auf dem blutigen Sand des Grabens von Queretaro den Leichnam des edlen Erzherzogs nieder=

gestreckt hatte, der sein Leben an die phantastische Aufgabe setzte, die Wilden von Mexiko zu civilisiren. Wie ein düsteres Gespenst war das Bild des Ermordeten durch die rauschenden Feste der Weltausstellung dahin geschritten, für einen Augenblick alle diese jubelnden, fröhlichen Menschen in starrem Entsetzen versteinernd. Die Freunde des Kaiserthums hatten in hohen Tönen die Schuld verkündet, welche der schweigsame Imperator an dem furchtbaren Ende eines reichbegabten fürstlichen Lebens trug. Mehr oder weniger deutlich hatte man die Rachegeister heraufbeschworen, an dem Haupte des Schuldigen Vergeltung zu üben, und es wäre diesen Stimmen in der Presse und den Klubs vielleicht gelungen, einen Sturm der Entrüstung gegen Napoleon in der so fein und ritterlich fühlenden französischen Nation zu erregen, wenn nicht die täglich wechselnden, farbenschimmernden und aufregenden Bilder des Ausstellungstreibens alle tieferen Eindrücke schnell wieder verwischt hätten. So aber war das blutige Drama nach dem ersten erschütternden Eindruck bald wieder vergessen worden, wie man ja in Paris Alles so schnell wieder vergißt, mag es dem Bereich des heiteren Gesellschaftslebens oder dem Gebiete der ernsten Weltereignisse angehören. Der finstere Schatten des gemordeten Kaisers war vorüber geschwebt; hinter ihm schlugen die Wogen des rauschenden Bac-

chanals der Luft höher und voller zusammen, und es gehörte zur Mode, nicht mehr von der Katastrophe zu sprechen, welche das stolzeste Herrscherhaus Europas so tief und schmerzlich getroffen hatte. Länger und ernster bewegt blieben die Freunde des Kaisers und der kaiserlichen Herrschaft. Trotz aller Andeutungen in den offiziösen Blättern aller Schattirungen war es doch ein offenes Geheimniß, daß der Wunsch einer politischen Annäherung an Rußland und einer ausgleichenden Verständigung mit Preußen nicht erfüllt war. Man wußte sehr gut, daß der Kaiser Alexander voll tiefer Verstimmung über die Beleidigung, deren Gegenstand er von Seiten der radikalen Advokaten gewesen war, und über das Attentat, welches sein Leben bedroht hatte, aus der französischen Hauptstadt in sein Reich zurückgekehrt war; man wußte ebenso, daß trotz der ritterlichen Courtoisie, mit welcher der König Wilhelm die liebenswürdigen Aufmerksamkeiten des Kaisers und der Kaiserin empfangen hatte, dennoch alle politischen Verständigungsversuche Napoleon's bei dem eisernen Grafen von Bismarck nur eine eben so höfliche als kalte Ablehnung gefunden hatten. Es blieb also für die französische Politik nur ein einzig möglicher Weg offen, der des innigen Anschlusses an Oesterreich und der festen Alliance mit dieser Macht, welche zwar durch den schweren Schlag

des letzten Jahres hart darnieder geworfen war, von der man aber hoffte und erwartete, daß sie unter der Herrschaft der neuen freien Ideen des Herrn von Beust bald wieder die reiche Kraft gewinnen werde, welche bei einer richtigen Pflege ihrer innern Lebenselemente sich naturgemäß entwickeln mußte. Man wußte, daß der Kaiser Napoleon mit allem Eifer nach dieser Alliance strebte, daß Herr von Beust für dieselbe äußerst günstig gesinnt sei, daß der Fürst Metternich seine ganze diplomatische Geschicklichkeit entwickelte, um die guten Beziehungen zwischen den Höfen von Wien und Paris immer inniger und fester zu knüpfen. Aber man fürchtete, daß das persönliche Gefühl und der Stolz des Kaisers Franz Joseph zurückschrecken werde vor der Alliance mit Frankreich, dessen Cäsar einen Sprossen des habsburgischen Hauses dem frühen und entsetzlichen Tode überliefert hatte.

Mit um so größerer Freude begrüßten deßhalb alle Freunde des Kaiserthums die Nachricht, daß der Kaiser Napoleon dem Kaiser Franz Joseph in Salzburg einen Besuch abstatten werde und daß, um den freundschaftlichen Charakter dieser Zusammenkunft noch mehr und deutlicher hervortreten zu lassen, die beiden Kaiserinnen ebenfalls in Salzburg anwesend sein würden.

Damit war die Wolke verschwunden, welche zwi=

schen den beiden auf einander angewiesenen Reichen aus dem mexikanischen Abgrunde emporgestiegen war, und abermals füllten sich die Spalten der Journale von Frankreich und von ganz Europa mit langen Artikeln über die Bedeutung der Zusammenkunft von Salzburg und über die Zwecke und Folgen einer französisch-österreichischen Alliance. Mit schadenfroher Genugthuung reproduzirten die französischen Blätter die Aeußerungen des Mißbehagens und Mißtrauens, mit denen die preußischen Zeitungen die Nachricht von jener Zusammenkunft aufnahmen.

Neben diesen politischen Konjekturen unterließ die öffentliche Meinung aber nicht, sich zugleich mit der Zusammenkunft der beiden Kaiserinnen zu beschäftigen. In offiziös wichtigem Ton wurden die Toilettenangelegenheiten der hohen Damen behandelt, und die elegante Welt in Wien und Paris blickte mit gespanntem Interesse der Begegnung dieser zwei fürstlichen Frauen entgegen, welche jede in dem Reiche, dessen Thron sie theilten, zugleich in unbestrittener Herrschaft den Szepter der Anmuth und Eleganz trugen.

Man vergaß einen Augenblick selbst die Ausstellung und ihre Wunder, man vergaß den Vizekönig von Egypten und seine schwarzen Nubier, man vergaß selbst den Besuch des Sultans, diese unerhörte Infraktion in die

alte Etikette des mohammedanischen Orients, um sich nur noch mit der Zusammenkunft in Salzburg zu beschäftigen, und während die Politiker der Diplomatie und Presse mit gespannter Aufmerksamkeit allen Gerüchten lauschten und tausend Kombinationen bildeten und wieder verwarfen, ergingen sich die Damen, diese schönere und so unbedingt herrschende Hälfte der pariser Welt, in eben so zahlreichen und eben so schnell wechselnden Konjekturen über den großen Toilettenwettstreit, der zwischen den beiden Kaiserinnen vor den Augen der eleganten Welt Europas stattfinden sollte.

Der Kaiser Napoleon war, wo man ihn sah, von einer unzerstörbaren Heiterkeit und einer bezaubernden Liebenswürdigkeit. Wohl zeigten seine Züge zuweilen den Ausdruck leidender Abspannung, wohl blieb sein Auge trübe verschleiert, aber sein Mund lächelte, und wenn er sprach, so waren es Worte der verbindlichsten Artigkeit oder der stolzesten Zuversicht, welche von seinen Lippen flossen, in der feinen, scharfen und stets so vieldeutigen Ausdrucksweise, die er so musterhaft wie Niemand anders zu finden verstand.

Die Pariser, sowie das Volk von Frankreich — so leicht zu stolzem nationalen Selbstgefühl sich erhebend, sagten sich zufrieden und beruhigt, daß die Angelegenheiten sehr gut stehen müßten, daß der Kaiser seiner

Kombinationen sehr sicher sein müsse, und daß die Zukunft das Prestige Frankreichs höher heben werde als je vorher.

So nahte der 18. August heran, dieser Tag, für welchen die Begegnung der beiden Kaiser in Salzburg festgesetzt war, und die Augen der ganzen Welt richteten sich mit freudig erwartungsvollen oder mißmuthig beobachtenden Blicken auf den alten, felsenumgebenen, romantischen Bischofssitz, in welchem das Band zwischen Frankreich und Oesterreich geknüpft und die erste Vorbereitung zu einer Aktion gelegt werden sollte, welche bestimmt sein mußte, dem Vordringen der preußischen Macht ein ernstes und unüberwindliches Veto entgegenzurufen. Denn es stand überall fest, daß nur eine solche ernste, diplomatische und militärische Aktion der Zweck und die Folge dieser Kaiserbegegnung sein konnte, trotzdem die Organe des Herrn von Beust täglich von Neuem versicherten, daß diese Begegnung eine eminent friedliche Bedeutung habe und den Grundstein legen solle zur allgemeinen Eintracht und zum tiefen Frieden Europas.

Während so das ganze Publikum, von der zünftigen Diplomatie herab bis zu den Politikern der Boulevards, nichts Anderes sprach und dachte, als die salzburger Zusammenkunft, gab es nur einen Mann in Europa, der gar nichts von diesem Ereigniß zu bemer-

ken schien, obwohl nach der Meinung aller Welt dasselbe ihn gerade am meisten angehen sollte, — und dieser eine Mann war der preußische Ministerpräsident und Kanzler des norddeutschen Bundes Graf von Bismarck. Er unterhielt die Personen, welche sich ihm näherten, von allen möglichen Dingen, nur nicht von dieser Zusammenkunft in Salzburg, und auf alle Anspielungen der Diplomaten hatte er keine andere Antwort, als ein ausweichendes Wort, — ein Achselzucken, — ein flüchtiges Lächeln.

Die Pariser hatten in den Morgenblättern gelesen, daß die kaiserlichen Majestäten mit großem Gefolge in einem Spezialtrain abgereist seien, sie lasen in den Abendblättern, daß der Kaiser in Straßburg enthusiastisch empfangen worden, sie verfolgten diese kaiserliche Reise und lasen weiter, daß der König von Württemberg den Kaiser am Bahnhof begrüßt habe, daß Napoleon in Augsburg die Wiege seiner Bildung, das St. Annengymnasium und das früher von der Königin Hortense bewohnte Fugger'sche Haus in der Kreuzstraße besucht, daß der junge König von Bayern das französische Herrscherpaar am Bahnhofe von Augsburg empfangen und über München bis zur bayerischen Grenze geleitet habe; — man las weiter von dem Empfang der kaiserlichen Gäste in Salzburg durch die österreichischen Majestäten,

man las die Beschreibung der Toiletten der Kaiserinnen, die Berichte über den intimen, vertraulichen Verkehr der beiden Höfe, und die politischen Konjekturen sprachen in immer klareren und bestimmter formulirten Artikeln von der französisch-österreichischen Allianz, welche die Stütze bilden sollte für die Herstellung eines deutschen Südbundes unter Oesterreichs Führung, der unter strikter Aufrechthaltung des Prager Friedens Preußen jedes weitere Vorschreiten auf der von ihm betretenen Bahn unmöglich machen sollte. Täglich erwartete man die Nachricht von dem Erscheinen der süddeutschen Fürsten in Salzburg, insbesondere von dem Besuch des Königs von Bayern, dessen Antipathieen gegen Preußen die Zeitungen so oft betont hatten, und das französische Nationalgefühl erhob sich höher bei dem Gedanken, daß die Zusammenkunft in Salzburg das Parterre von Königen, welches Napoleon I. einst in Erfurt um sich versammelt hatte, an Glanz wie an politischer Bedeutsamkeit noch übertreffen könne.

Während nun die kaiserlichen Höfe von Frankreich und Oesterreich in Salzburg weilten, — während die Berghöhen in bengalischen Flammen strahlten, während zwischen den romantischen Landpartieen und den kleinen Theatervorstellungen die beiden Kaiser und ihre Minister stundenlange Unterredungen pflogen, über welche die

Zeitungen alles Mögliche und Unmögliche berichteten, — hatte sich König Ludwig von Bayern, dessen Namen in allen politischen Kombinationen so oft genannt wurde, in die tiefe Stille seines Schlosses Berg am starnberger See zurückgezogen.

Im Licht der frühen Morgensonne lag das Schloß, ein einfacher Bau mit vier Eckthürmen, — einem leisen Anflug von Gothik in seiner Außenseite am Fuß des Hügels, auf dessen Höhe dicht über der königlichen Residenz sich das kleine Dörfchen Oberberg ausdehnt. Vom Schlosse herab wehte im Morgenwinde die blauweiße Fahne, weithin der Gegend verkündend, daß der König auf seinem stillen Sommersitz anwesend sei.

Der König Ludwig war spät aufgestanden, nachdem er am Abende bis über die Mitternacht hinaus sich mit Aufzeichnen seiner Tageserlebnisse und der Resultate seiner Studien in sein Tagebuch beschäftigt hatte. Dann hatte der junge Fürst ein Bad in den kühlen klaren Wellen des starnberger Sees genommen und nach dem einfachen, in seinem Salon im zweiten Stockwerk des Schlosses servirten Frühstück sich in sein Arbeitskabinet zurückgezogen.

Es ist ein einfacher, aber in seiner Einfachheit schöner und anmuthender Raum, das Arbeitszimmer dieses jungen, in fast noch kindlichem Alter auf den

Thron gerufenen Fürsten, dem das Schicksal nicht die Ruhe ließ zur Entwickelung seiner inneren Ausbildung in stillen Studien, — der in schwer verhängnißvoller Zeit aus dem träumenden Leben und Weben der jugendlichen Seele in die Kämpfe des Völkerlebens trat, dessen warmes, weiches und vertrauensvolles Herz ohne den Panzer der Erfahrung mit allen seinen Illusionen rücksichtslos und plötzlich allen Täuschungen der Welt preisgegeben wurde.

Den großen bequemen Schreibtisch, mit wohlgeordneten Papieren und Büchern bedeckt, schmückte eine prachtvolle Garnitur von Lapis Lazuli, blauweiße Säulen trugen Figuren aus verschiedenen Opern Richard Wagner's. Die blauen Tapeten und der blaue Seidendamast der Möbel erfüllten das vom vollen Morgenlicht erleuchtete Kabinet mit milden Reflexen, und der blaue Ton dieser ganzen Umgebung ließ das bleiche, edle Gesicht des Königs mit den durch die Morgenluft und das Bad leicht gerötheten Wangen wie ein Bild auf dunklem Grunde erscheinen.

König Ludwig in einfachem Civilmorgenanzug stand am offenen Fenster und blickte auf die reiche und freundliche Landschaft hinab. Er stützte die eine Hand auf die Brüstung, seine schlanke, schmiegsame und doch hoch aufgerichtete Gestalt war leicht vornüber geneigt, — seine

großen, tiefblickenden, halb schwärmerisch träumenden, halb wißbegierig forschenden Augen blickten in sinnendem Nachdenken in die Landschaft hinaus.

„Wie schön!" flüsterte der König, in einem langen Athemzug die duftige Sommerluft einziehend, — „wie schön! — wie zieht es mich anmuthend hinaus in die grüne Ferne, um in übersprudelnder Jugendlust das fröhliche Leben an die Brust zu drücken, — wie es die Jünglinge meines Alters thun! — Sie alle," fuhr er fort, indem sein Auge sich trübe verschleierte, — „sie alle dürfen fröhlich und jung sein, — nur ich — ich habe dieß schöne Vorrecht der Menschheit nicht, das Vorrecht, jung zu sein und in der vollen Ausdehnung der jugendlichen Kräfte die Aehnlichkeit mit der Gottheit zu empfinden, die uns zu ihrem Ebenbilde schuf und uns doch nur kurze Augenblicke gab, um das Vollgefühl dieser Ebenbildschaft zu genießen!"

Er blickte lange mit wehmüthig trübem Blick über die grünen Baumwipfel hinab.

„Dafür bin ich König," sagte er dann, indem er sich mit einem tiefen Athemzug stolz emporrichtete, — „dafür habe ich das Recht, mich emporzuheben zu dem stolzen Gefühl der Gottheit, die Bösen zu strafen — den Guten wohlzuthun — und des Volkes Führer zu sein auf der Bahn der Weltgeschichte."

Sein Auge öffnete sich groß und weit und ein Strahl glänzte daraus hervor so hell und licht, wie der sonnige Himmel, der über der Morgenlandschaft sich ausspannte.

Bald aber sank sein erhobenes Haupt langsam wieder herab, ein trüber Schleier verhüllte abermals seinen Blick, und sich leicht vornüber neigend, wie unter der Last schwerer Gedanken, sprach er in dumpfem Ton:

„König! — was heißt König sein? Bin ich König, weil man mich Majestät nennt, — weil man in meinem Namen Recht spricht, — weil die Armee ihre Waffen vor mir senkt?“

Er schüttelte langsam das Haupt.

„Nein — nein,“ sagte er dann, — „ein König ein wahrer König auf der Höhe seiner großen, erhabenen, herrlichen Aufgabe ist nur Der, der wirklich herrscht, der wirklich der Erste ist, der die persönliche Verkörperung aller Interessen, aller Ideen, aller Lebensfaktoren seines Volkes ist. Ein König war jener große Ludwig, der die Sonne, dieß Alles erleuchtende, dem irdischen Staube unerreichbare Gestirn zu seinem Sinnbilde wählte, der das bedeutungsvolle, stets mißverstandene, den ganzen königlichen Beruf zusammenfassende Wort sprach: l’état c’est moi, — er, dessen Staatsbau man in klein=

lichen Karrikaturen nachahmte, ohne ihn doch mit dem gewaltigen, völkerbeherrschenden Geiste erfüllen zu können, dessen Spuren uns noch heute mit staunender Bewunderung erfüllen. — Auch er kam jung zur Herrschaft, — freilich aber war ihm das große Völkerleben schon in seiner Kindheit näher getreten als mir — aber die hohe Aufgabe des Königthums konnte er nicht klarer und lebendiger in seinem Herzen erfassen, als ich es thue. — Sollte mir nicht gelingen können, was ihm gelang — der wirkliche Herrscher zu sein über die Geister, hoch dastehend über dem niederen Treiben — voranschreitend seinem Jahrhundert in königlicher Freiheit ohne Furcht und Vorurtheil — ohne Schwanken und Zagen? — Er wußte die großen schaffenden Geister seiner Zeit um sich zu versammeln und ihre Kräfte zu vereinen im Dienste der Größe seines Volkes, — er wußte durch Colbert's fruchtbare Gedanken die Quellen des Nationalreichthums zu erschließen — ein Wort seines Mundes, ein Wink seines Auges ließ den Feldherrngeist Turenne's seine Schlachtlinien bilden und reiche Lorbeerkronen um die französischen Fahnen winden, er begeisterte die großen Dichter der Nation und machte sie zu freien Höflingen seiner königlichen Größe, unter seinem Schutz hielt Molière den Thorheiten der Zeit den

blinkenden Spiegel vor und schwang die Geißel über Dummheit und Heuchelei!"

Der König sann abermals lange nach.

„O," rief er dann, — „daß es mir gelingen könnte, große Geister zu fruchtbarer, glänzender Thätigkeit zu erwecken und sie um mich zu versammeln, ihre Strahlen vereinend in dem Brennpunkte des königlichen Thrones. — Doch," fuhr er fort, — „dazu gehört eine gewaltige Kraft, — ich würde sie haben, — es gehört Erfahrung dazu, — ich hoffe sie immer mehr zu erwerben, — vor Allem aber gehört dazu ein kaltes Herz oder die Macht, das warme Menschenherz rücksichtslos zu opfern auf dem Altar des Königthums, — ich aber habe ein warmes Herz, das nach Verständniß sucht, das an Menschen sich anschließen möchte in festem Glauben und vollem Vertrauen — und wenn dann die Menschen vor mir stehen, — wenn ich ihr Treiben sehe und ihre Pläne durchschaue — dann fühle ich so schwer und kalt meine königliche Einsamkeit, und mein junges Herz zittert bei dem Gedanken, diese Einsamkeit ein ganzes Leben ertragen zu sollen, bang und traurig ziehe ich mich in mich selbst zurück! — Dort in den Thälern," sprach er weich, — „wohnt mein Volk, — von dort blickt man herüber zu meiner Burg, dort glaubt man, daß hier in der stillen Ruhe der König wacht und arbeitet — leitend und ord-

nend die Geschicke aller der Menschen, welche die Vorsehung seiner Hand anvertraute — und doch, wie viel fehlt noch, bis sich aus der wogenden Arbeit meines Innern die Ruhe und Klarheit herausgearbeitet hat, die zum Regieren und zur vollen Erfüllung des königlichen Berufs allein befähigt!"

Er wendete sich vom Fenster, — langsam schritt er zu seinem Schreibtisch hin, setzte sich auf den Sessel vor demselben nieder und ließ seinen Blick über die Figuren aus den Wagner'schen Opern schweifen.

„Es wogt und ringt in mir," sagte er, den Kopf in die Hand stützend, „wie in den Tonbildern des Meisters, der mit seinem schöpferischen Wink diese Gestalten aus den dämmernden Fernen der grauen Vorzeit Deutschlands vor uns erscheinen ließ, — o könnte ich bald die Auflösung aller Dissonanzen finden, die oft meine Seele schmerzvoll durchzittern! — Des vierzehnten Ludwig's herrliches Sonnenkönigthum steht als leuchtendes Ziel vor mir, — und doch wallt mein Blut bei dem Anblick der alten Heldengestalten der deutschen Sage und Geschichte, bei den Gesängen von den Thaten jener Könige, die, mitten im Volke stehend, im Ringen und Kämpfen mit dem Volke lebten und fühlten. — Sollte sich die stolze Idee des Königthums von Versailles nicht vereinen lassen mit dem tiefen, volksthümlichen Leben

des deutschen Fürstenthums in der deutschen Nation, — sollte sich denn der glänzend freie, überall Licht und Leben hinstrahlende Thron nicht aufrichten lassen, ohne ihn in unnahbare Ferne hinaufzuheben, sollte er sich nicht auf organisch aus dem Volksleben hervorwachsende Grundlagen fest begründen lassen? — Ueberall Widersprüche — überall Gegensätze," sagte er seufzend, den Kopf in die Hand stützend, — „und überall suche ich noch vergebens die verbindende Lösung, — die es doch geben muß," rief er lebhaft, — „in dieser Lösung liegt die Herrschaft über die Welt und das Leben! — Oder sollte eine solche Lösung nicht zu finden sein auf Erden, sollte unsere unvollkommene Natur bestimmt sein, sich abzumühen in ewigen Widersprüchen?"

Er ergriff ein auf seinem Schreibtisch aufgeschlagen liegendes Buch.

„Wie tief greift dieser große Fürst der Dichtung in das reiche Leben der Menschenseele, wie zauberhaft lebendig und wahr führt er seine Gestalten vor uns herauf, — und doch bleiben auch unter seiner Meisterhand die Widersprüche ungelöst — jener große Widerspruch vor Allem, der zwischen dem reinen, idealen Leben des Herzens und zwischen dem Treiben dieser materiellen, niedrigen und rohen Welt sich erhebt und uns täglich mit tausend Nadelstichen so schmerzlich verwundet! —

Wie schön ist Alles, was dieser Posa sagt!“ fuhr er fort, den Blick auf dem aufgeschlagenen Buch ruhen lassend, — „wie Recht hat er mit seiner flammenden Beredsamkeit, — und doch wie wahr ist es, was Don Philipp spricht! — erniedrigt sich denn die Menschheit nicht heute noch, wie damals, selbst zu einem Saitenspiel in der Hand der Könige? — Wo findet ein Fürst den Menschen, der mit ihm die Harmonie theilen könnte? — Und welche Lösung findet der große Dichter für diesen Konflikt des Schönen mit dem Wahren, den er in so lebendigen Gestalten uns vorführt? — den Tod,“ sagte er düster, — „die Zerstörung! Sollte das Schöne und das Wahre wie die Messungslinien so mancher Sterne sich erst in den ewigen Fernen einer andern Weltordnung vereinigen?“

Der König warf den Band der Schiller'schen Trauerspiele, den er in der Hand gehalten, auf den Tisch und lehnte sich nachdenklich in seinen Sessel zurück, das Auge mit traurig gestimmtem Ausdruck nach Oben gerichtet.

Er hatte einige Augenblicke so dagesessen, als ein Schlag an die Thür ertönte und unmittelbar darauf ein Mann in den fünfziger Jahren, von strammer, militärischer Haltung, im schwarzen Frack und weißer Kra=

vatte, das Gesicht umrahmt von einem starken Vollbart, in das Kabinet trat.

Es war der Kammerdiener Seif, des Königs vertrauter Diener schon aus der Zeit, da er noch Kronprinz war, — ruhig und unbeweglich an der Thür stehen bleibend, meldete er seinem königlichen Herrn:

„Der Fürst Hohenlohe ist so eben von Starnberg eingetroffen und bittet Eure Majestät um Audienz.“

Der König seufzte tief auf.

„Da schneidet wieder des Lebens Wirklichkeit in meine Träume,“ sagte er, sich langsam erhebend, und schritt an dem die Thür offen haltenden Kammerdiener vorüber in den roth tapezirten und mit Möbeln von rothem Seidendamast garnirten Empfangssalon.

„Ich erwarte den Fürsten,“ sagte er, sich neben dem großen Tische in der Mitte des Salons in einen Fauteuil niederlassend, so daß seinem Blick sich die Aussicht durch die geöffnete Thür zu dem Balkon mit einer Gallerie von Eisengitter öffnete. Einen Augenblick später trat der Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst in den Salon.

Dieser Minister, welcher die schwere Erbschaft des Herrn von der Pfordten angetreten hatte und nun bemüht war, das Staatsschiff durch die vielen und gefährlichen Klippen der neuen Zeitentwicklung zu führen,

war eine äußerst aristokratische Erscheinung. Sein Gesicht, das trotz des Ausdrucks einer gewissen Kränklichkeit sein Alter von fünfzig Jahren nicht vermuthen ließ, trug einen militärischen Typus. Der starke Schnurrbart verdeckte nicht vollständig den geistvollen Ausdruck des leicht beweglichen Mundes. In den klar und frei blickenden Augen vereinigte sich eine feine und scharfe Beobachtung mit wohlwollender Offenheit.

Der Fürst ergriff ehrerbietigst die dargereichte Hand des Königs, der sich bei seinem Eintritte einen Augenblick erhoben hatte, und nahm dann auf einen Wink des jugendlichen Monarchen demselben gegenüber Platz.

„Sie bringen Nachrichten aus Salzburg, mein lieber Fürst, nicht wahr?" sagte der König, den Blick erwartungsvoll auf seinen Minister richtend.

„Erneuerte und dringende Einladungen an Eure Majestät, dorthin zu kommen," erwiederte der Fürst, indem er sein Portefeuille öffnete und daraus verschiedene Papiere neben sich auf den Tisch legte, — „der Graf Trautmannsdorf hat mir den lebhaften Wunsch Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph ausgesprochen, daß Eure Majestät wenigstens auf einen Tag dorthin kommen möchten, und auch der Marquis de Cadore hat mir im Namen des Kaisers der Franzosen den gleichen Wunsch seines Herrn sehr lebhaft betont."

König Ludwig zuckte die Achseln.

„Ich habe dem Kaiser Napoleon alle Höflichkeiten erwiesen,“ sagte er leichthin, „die er bei der Durchreise durch Bayern verlangen oder nur erwarten konnte, und sehe nicht ein, daß irgend welche Forderung der Etikette bestehen könnte, die mich zu einem Besuch bei dem Kaiser auf österreichischem Gebiet veranlassen sollte. Hat Graf Trautmannsdorf,“ fragte er abbrechend, „der Einladung des Kaisers Franz Joseph irgend welche Bemerkung hinzugefügt?“

„Graf Trautmannsdorf hat lange mit mir gesprochen,“ erwiederte der Fürst, „und wenn auch sehr vorsichtig und nur in allgemeinen Andeutungen, so hat er mir doch sehr klar und verständlich die politische Idee entwickelt, welche nach der Auffassung des Kaisers der Zusammenkunft in Salzburg zum Grunde liegt, und der zufolge es für Oesterreich sehr wünschenswerth ist, daß Eure Majestät ebenfalls dort anwesend sei.“

„Ich bin begierig zu hören,“ sagte der König, indem er sich in seinen Sessel zurücklehnte und die Lippen fest an einander schließend seine erwartungsvollen Blicke auf den Minister richtete.

„Graf Trautmannsdorf hob hervor,“ sagte der Fürst, „wie es das gemeinsame Interesse Oesterreichs und Bayerns erfordere, daß die Grenzen, welche der

Prager Frieden dem Vordringen des preußischen Einflusses gesteckt habe, sorgfältig innegehalten und mit möglichst starken Garantieen umgeben werden. Jeder Gedanke eines Zurückgreifens in die Vergangenheit liege dem Kaiser und seiner Regierung fern, aber es sei nothwendig, sich mit Frankreich, welches ja fast überall gemeinsame Interessen mit Oesterreich habe, darüber zu verständigen, daß das nunmehr Geschaffene und Bestehende erhalten und gegen jede erneute Schwankung geschützt werde. Der Prager Frieden sei eine Lebensbedingung für die Selbstständigkeit der süddeutschen Staaten und zugleich von höchstem Interesse für die Ruhe Europas, welche bei neuen Erschütterungen in Deutschland nicht ungefährdet bleiben könne. Müsse daher Oesterreich unter den verschiedenen Punkten der europäischen Politik, in welchen es seine Anschauung in Uebereinstimmung mit Frankreich zu formuliren denke, ganz besonders den Prager Frieden hervorheben, so liege hier doch die Grenze einer französischen Einmischung in deutsche Angelegenheiten so nahe, daß es dem Kaiser besonders erwünscht sei, bei den Besprechungen über diesen Punkt den mächtigsten Fürsten Süddeutschlands neben sich zu sehen. Eure Majestät würden daher durch Ihr Erscheinen nicht nur den wahren Interessen Deutschlands, sondern auch der Ruhe Europas einen großen Dienst

leisten und wesentlich dazu beitragen, der Zusammenkunft in Salzburg die eminent friedliche Bedeutung zu geben, welche sie nach den Intentionen der österreichischen Regierung haben soll.“

Der König hatte mit unbeweglicher Aufmerksamkeit zugehört, leicht neigte er das Haupt zum Zeichen, daß er die Ausführung, welche der Fürst ihm wiederholt, genau verstanden habe.

„Und was ist Ihre Meinung, mein lieber Fürst?“ fragte er in ruhigem Ton.

Fürst Hohenlohe ergriff ein Papier, auf welches er einige Notizen verzeichnet hatte, und sprach:

„Die Frage, Majestät, um welche es sich hier handelt, ist eine so wichtige und ernste, daß ich's nicht gewagt habe, Allerhöchstdenselben meine persönliche einseitige Ansicht als Ressortminister zu unterbreiten, ich habe mir erlaubt, das Staatsministerium zu vereinigen und mich der Zustimmung meiner Kollegen zu meiner Auffassung zu vergewissern.“

Ein feines, fast unmerkbares Lächeln erschien einen Augenblick auf den Lippen des Königs.

Der Fürst fuhr fort:

„Eure Majestät haben sehr treffend zu bemerken die Gnade gehabt, daß allen Forderungen der Etikette vollständig Genüge geschehen sei, daß keine Höflichkeits-

rücksicht einen Besuch in Salzburg nothwendig mache, ein solcher Besuch würde unter den vorliegenden Verhältnissen und bei der hohen Aufmerksamkeit, mit welcher die Blicke aller Kabinette Europas auf die Vorgänge in Salzburg gerichtet sind, eine wesentlich politische Bedeutung haben, und diese Bedeutung könnte nur die sein, daß Eure Majestät und Bayern im Prinzip sich den Abmachungen anschließen wollten, welche etwa zwischen Oesterreich und Frankreich in Betreff der deutschen Verhältnisse getroffen werden möchten. — Eure Majestät wissen," fuhr der Fürst nach einer Pause fort, „daß ich die Leitung der Geschäfte übernommen habe, um nach dem schweren Schlage von 1866 der Krone Bayern die größte Kraft und Selbstständigkeit zu erhalten und das hartgetroffene Land von den Wunden wieder genesen zu machen, welche noch so frisch bluten. — Zu Erfüllung dieser Aufgabe," fuhr er fort, „ist es aber nothwendig, die guten Beziehungen zum norddeutschen Bunde und das Vertrauen des berliner Hofes ungetrübt zu erhalten und neue Verwicklungen und Unruhen zu vermeiden, welche bösem Willen Gelegenheit geben könnten, gegen die bisher noch gewahrte Unabhängigkeit Bayerns weiter vorzugehen. — Eure Majestät werden überzeugt sein," fuhr der Fürst mit Betonung fort, „daß ich gegen jedes solches Vorgehen mit aller Energie und allen mir

zu Gebote stehenden Mitteln handeln würde. Ich halte es aber der Klugheit für angemessen, Konflikte nicht zu provoziren, in denen wir allein einer mit allen Aktionsmitteln ausgerüsteten und diese Mittel rücksichtslos gebrauchenden Macht gegenüberstehen, oder uns auf die Hülfe des Auslandes angewiesen sehen würden, denn was Oesterreich betrifft," fügte er achselzuckend hinzu, „so müssen uns die Erfahrungen von 1866 wohl belehrt haben, welches Schicksal seine Alliirten zu erwarten haben. Ich bin deßhalb," fuhr er fort, „und zwar in Uebereinstimmung mit meinen Kollegen, der Meinung, daß Eure Majestät es vermeiden sollten, durch einen Besuch in Salzburg und durch eine Theilnahme an den dortigen, noch sehr unklaren, aber jedenfalls dem berliner Kabinet verdächtigen Verhandlungen die preußische Regierung zu reizen. Würden aber Eure Majestät aus Rücksicht auf den Kaiser Franz Joseph einen kurzen Besuch zu machen wünschen, so würde ich Allerhöchstdieselben dringend bitten, mir nicht befehlen zu wollen, Sie zu begleiten, damit Sie durch die Abwesenheit Ihres Ministers die Ablehnung aller eingehenden politischen Erörterungen motiviren könnten und damit zugleich diese Abwesenheit dem Besuch Eurer Majestät in den Augen der europäischen Kabinette die politische Bedeutung nehme und denselben als eine reine Höflichkeit erscheinen lasse."

Der Fürst schwieg und verneigte sich zum Zeichen, daß er seine Meinung ausgesprochen habe. König Ludwig erhob sich und ging einige Male mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Der Fürst war ebenfalls aufgestanden und folgte mit seinem klaren freien Blick den raschen Bewegungen des jungen Königs. Endlich blieb der König vor seinem Minister stehen, stützte den Arm auf den Tisch und sprach, indem er das Haupt hoch aufrichtete und dem Fürsten voll in's Gesicht sah:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihre Meinung und diejenige meiner übrigen Minister ausführlich mitgetheilt. Sie wissen, wie sehr ich des Rathes der Erfahrung bedarf, um meine schweren Pflichten in diesen ernsten Zeiten zu erfüllen, allein ich darf es freudig aussprechen, daß in diesem Fall mein eigenes Gefühl und meine eigene Erkenntniß mich zu demselben Resultat geführt haben, zu welchem die Erwägung meiner erfahrenen Räthe gelangt ist. Mein Entschluß stand fest, nicht dorthin zu gehen, in welchem Sinne, in welchem Maße auch immer wo Frankreichs Kaiser über die Angelegenheiten Deutschlands verhandelt. Ich werde dorthin auch nicht zu einem bloßen Höflichkeitsbesuche gehen, auch nicht ohne Sie, mein lieber Fürst, denn wo ich bin," sagte er, sich stolz aufrichtend, „da ist Bayern,

und ich will nicht, daß der Name Bayerns eingemischt werde in Verhandlungen mit Frankreich. Ich habe die Andeutungen wohl verstanden, welche Napoleon mir während der Reise von Augsburg gemacht hat; es soll ein Südbund geschaffen werden unter österreichischer Führung. Habe ich aber das Schwert gezogen zur Vertheidigung gegen die preußische Hegemonie, um mich nun unter Oesterreich zu stellen, dem die Macht fehlt, einen Alliirten zu schützen? — was würde der Südbund Anderes sein, als die ewige Theilung Deutschlands, dieses Deutschlands, für dessen Einheit und Macht die Wittelsbacher ununterbrochen gefochten? Und wer würde der Schirmherr dieses Südbundes sein? Nicht das schwache, in sich selbst beschäftigte Oesterreich, sondern Frankreich, welches für diesen Schutz seinen Preis aus deutscher Erde schneiden würde. Ein neuer Rheinbund würde entstehen — was aber möglich war und geschehen konnte im Anfang dieses Jahrhunderts, in der Zeit unklarer Zerrissenheit, das darf und soll heute nicht geschehen, nachdem das nationale Bewußtsein im deutschen Volke erwacht ist und unaufhaltsam zur einigen Macht hindrängt."

Der König schwieg tief aufathmend.

Ein warmes Licht glänzte in dem Auge des Fürsten Hohenlohe.

„Ich bin glücklich,“ sagte er mit voller Stimme, „diese edlen und hochherzigen Worte aus dem Munde meines Königs zu vernehmen; wollte Gott, daß ganz Deutschland Eure Majestät hören könnte, damit die Nation sich überzeuge, wie der Enkel so vieler glorreichen Fürsten über deutsche Ehre und deutsche Würde denkt.“

Der König lächelte freundlich, blickte einen Augenblick sinnend über den Balkon hin in die weite lachende Landschaft hinaus.

„Sehen Sie, mein lieber Fürst,“ sagte er dann, „ich bin stolz auf die Krone, welche mir meine Vorfahren hinterlassen, ich bin eifersüchtig auf meine königlichen Rechte, weil sie Gott und die Geschichte mir gegeben, weil sie mir die Macht verleihen, mein Volk glücklich zu machen. Ich werde diese Rechte vertheidigen gegen alle Versuche einer andern Macht, sie mir zu beschränken, aber ich trage wie einen unerschütterlichen Glauben in mir die Zuversicht auf den hohen Beruf, welcher dem deutschen Volk in der Entwicklung der Weltgeschichte zugewiesen ist. Für Deutschland und seine Größe bin ich zu jedem Opfer bereit.“

Wieder schwieg er einige Augenblicke und fuhr dann mit erhöhtem Tone fort, als ob aus seinem Innern heraus die Gedanken unwillkürlich hervorbrächen:

„Dieser ganze Antagonismus zwischen Preußen

und Oesterreich, der endlich zu dem Konflikte von 1866 führte, hat mich in meinem Gefühl immer tief schmerzlich berührt. Das von den republikanischen Zuständen des alten Griechenlands übernommene Wort Hegemonie bildet allein schon eine schneidende Dissonanz zu den Verhältnissen Deutschlands. Dieser nationale Bund von volksthümlich monarchischen Staaten, zu welchem die deutschen Stämme sich vereinigen, schließt den Begriff der Hegemonie aus. Wie im gothischen Dombau das Kleine und das Große zum schönen harmonischen Ganzen zusammengefügt erscheinen, in dem Jedes seinen Sinn und seine Bedeutung hat, so muß auch das deutsche Völkerleben sich gestalten zu einer harmonisch ineinander wachsenden Gliederung, in der kein einzelnes berechtigtes Glied sich dem andern unterordnen, sondern jedes in seiner vollen Eigenthümlichkeit ausblühen soll, wie die symbolische Rose in der gothischen Ornamentik. — Das deutsche Volk," fuhr er immer wärmer und lebhafter fort, „verträgt nur eine Einheitsform, das ist die historische Reichseinheit, der Bundesbau der deutschen Stämme schließt sich nur unter einer Kuppel, — das ist die Kaiserkrone."

Immer erstaunter blickte der Fürst auf diesen jungen König, der seiner Gewohnheit entgegen in plötz-

licher Erregung aus sich heraustrat und die Gedanken, welche ihn bewegten, in so warmen und lebendigen Worten aussprach.

„Die Geschichte meines Hauses," fuhr der König fort, „würde mir das Recht geben, die Hand auszustrecken nach diesem herrlichen Diadem, wenn die heutige Macht meines Landes seiner historischen Vergangenheit entspräche, aber ebenso wie ich es erstreben würde, mich mit dem kaiserlichen Reichsschwert zu umgürten, wenn die Vorsehung mir dazu den Beruf gegeben hätte, ebenso werde ich mich als der Erste unterordnen unter die kaiserliche Hoheit desjenigen deutschen Fürsten, dem Gott die Macht und den Beruf geben wird, das einige Reich deutscher Nation wieder aufzurichten. Wenn die Hohenzollern sich dazu erheben können, Kaiser der einigen, in ihrer Eigenart freien deutschen Nation zu sein, die spezifische Vergrößerung Preußens, seine einseitige Hegemonie aufzugeben, dann werde ich mich freudig auf die erste Stufe ihres kaiserlichen Thrones stellen, und dem deutschen Kaiser wird Bayern gern und bereit seinen Heerbann stellen zur Bekämpfung des Reichsfeindes, von woher auch immer er den Grenzen sich nahen möge."

„Und halten es Eure Majestät für möglich," sagte der Fürst mit bewegter Stimme, „daß der große und erhabene Gedanke, den Sie so eben ausgesprochen und

der jedes deutsche Herz höher aufwallen läßt, jemals zur Wirklichkeit sich gestalten könne, der Eifersucht und hemmenden Gewalt der Mächte Europas gegenüber, welche alle die einige Macht Deutschlands fürchten, da sie wohl wissen, daß ihr der erste Rang unter den Großmächten nicht streitig gemacht werden kann?"

Das Auge des Königs öffnete sich weit und es sprühte daraus hervor wie helle Flammen stolzen Muthes und hoher Begeisterung.

„Die hemmende Gewalt des Auslandes!" rief er mit dem Ausdruck tiefer Verachtung, „welche Gewalt kann es auf Erden geben, die sich dem Willen des einigen Deutschlands entgegenstellen möchte? Lassen Sie das Ausland herantreten an die deutsche Grenze; wenn die Nation einig ist, wird der germanische Riese Diejenigen zerschmettern, die sich seinem Willen entgegenzustellen wagen, und es ist, als ob mir eine innere Stimme sagte, daß ich die Zeit noch erleben werde, in der dieß geschehen wird, daß ich berufen sein werde Zeugniß abzulegen für die heilige Ueberzeugung, die ich in mir trage und die ich so eben vor Ihnen ausgesprochen."

Der Fürst trat einen Schritt vor und sprach, indem er sich ehrfurchtsvoll vor dem König verneigte:

„Möge der gute Geist Deutschlands die vertrauens-

volle Zuversicht Eurer Majestät erfüllen, möge es Ihnen vergönnt sein, mit Ihrer königlichen Hand den Grundstein zu legen zum Aufbau des neuen deutschen Kaiserthums; die Geschichte wird den spätesten Zeiten den Ruhm Eurer Majestät aufbewahren, einen Ruhm, den die gerechte Dankbarkeit der Nation in den Namen zusammenfassen müßte: ‚Ludwig der Deutsche‘."

Der König lächelte sanft und reichte dem Fürsten die Hand.

„Und diesen Namen, mein lieber Fürst," sagte er, „würde ich gern und dankbar annehmen, denn ich würde das Bewußtsein haben, ihn ein wenig zu verdienen. Groß zu sein," fuhr er fort, „ist nicht Jedem gegeben, nur selten bietet sich die Gelegenheit, große Thaten zu thun, auch wenn man den Muth und die Kraft dazu hätte; aber sein ganzes Wesen für das Vaterland hinzugeben, ist Jedem und jederzeit möglich, und jeder deutsche Fürst hat vor allen Dingen den Beruf, deutsch zu sein in seinem Denken, Wollen und Wünschen. — Ich bitte Sie nicht, hier zu bleiben, mein lieber Fürst," sagte er nach einigen Augenblicken im Ton leichter Konversation, „Sie werden nach München zurückeilen müssen, um die Antwort auf jene Einladung zu geben. Nehmen Sie welchen Grund Sie wollen — meine Scheu vor großer Repräsentation, wenn Sie wollen, nur machen

der jedes deutsche Herz höher aufwallen läßt, jemals zur Wirklichkeit sich gestalten könne, der Eifersucht und hemmenden Gewalt der Mächte Europas gegenüber, welche alle die einige Macht Deutschlands fürchten, da sie wohl wissen, daß ihr der erste Rang unter den Großmächten nicht streitig gemacht werden kann?"

Das Auge des Königs öffnete sich weit und es sprühte daraus hervor wie helle Flammen stolzen Muthes und hoher Begeisterung.

„Die hemmende Gewalt des Auslandes!" rief er mit dem Ausdruck tiefer Verachtung, „welche Gewalt kann es auf Erden geben, die sich dem Willen des einigen Deutschlands entgegenstellen möchte? Lassen Sie das Ausland herantreten an die deutsche Grenze; wenn die Nation einig ist, wird der germanische Riese Diejenigen zerschmettern, die sich seinem Willen entgegenzustellen wagen, und es ist, als ob mir eine innere Stimme sagte, daß ich die Zeit noch erleben werde, in der dieß geschehen wird, daß ich berufen sein werde Zeugniß abzulegen für die heilige Ueberzeugung, die ich in mir trage und die ich so eben vor Ihnen ausgesprochen."

Der Fürst trat einen Schritt vor und sprach, indem er sich ehrfurchtsvoll vor dem König verneigte:

„Möge der gute Geist Deutschlands die vertrauens-

volle Zuversicht Eurer Majestät erfüllen, möge es Ihnen vergönnt sein, mit Ihrer königlichen Hand den Grundstein zu legen zum Aufbau des neuen deutschen Kaiserthums; die Geschichte wird den spätesten Zeiten den Ruhm Eurer Majestät aufbewahren, einen Ruhm, den die gerechte Dankbarkeit der Nation in den Namen zusammenfassen müßte: ‚Ludwig der Deutsche‘."

Der König lächelte sanft und reichte dem Fürsten die Hand.

„Und diesen Namen, mein lieber Fürst," sagte er, „würde ich gern und dankbar annehmen, denn ich würde das Bewußtsein haben, ihn ein wenig zu verdienen. Groß zu sein," fuhr er fort, „ist nicht Jedem gegeben, nur selten bietet sich die Gelegenheit, große Thaten zu thun, auch wenn man den Muth und die Kraft dazu hätte; aber sein ganzes Wesen für das Vaterland hinzugeben, ist Jedem und jederzeit möglich, und jeder deutsche Fürst hat vor allen Dingen den Beruf, deutsch zu sein in seinem Denken, Wollen und Wünschen. — Ich bitte Sie nicht, hier zu bleiben, mein lieber Fürst," sagte er nach einigen Augenblicken im Ton leichter Konversation, „Sie werden nach München zurückeilen müssen, um die Antwort auf jene Einladung zu geben. Nehmen Sie welchen Grund Sie wollen — meine Scheu vor großer Repräsentation, wenn Sie wollen, nur machen

Neununddreißigstes Kapitel.

Die erste Begrüßung der Kaiser von Oesterreich und Frankreich in Salzburg hatte stattgefunden, und alle Zeitungen waren voll von der Beschreibung des Empfangsceremoniels und des Diners am Abend des ersten Tages, bei welchem der Kaiser Franz Joseph persönlich dem Fürsten Richard Metternich den Orden des goldenen Vließes überreicht hatte, wo er ihm seine Anerkennung ausgedrückt für die Verdienste, die er um die guten Beziehungen der beiden Höfe sich erworben.

Der Kaiser Napoleon hatte, den Sinn dieser Auszeichnung in ostensiblem Verständniß erfassend, dem Kaiser von Oesterreich dafür, als für eine ihm selbst erwiesene Artigkeit, gedankt, und damit der ganzen Begegnung noch um einen Grad mehr den politischen Stempel aufgedrückt. Daneben berichtete man ausführlich von der Begegnung der Kaiserinnen, über die Toiletten der hohen Damen, über den Spazierstock der Kaiserin Eugenie,

über den Hund der Kaiserin von Oesterreich und über alle jene tausend kleinen Details.

Kurz, das Schauspiel, welches sich vor den Augen Europas vollzog, war in vollem Gang. In der alten Bergstadt, umragt von den mächtigen Alpen, entwickelte sich das ganze bunte und geschäftige Treiben zweier großen Höfe, welches den eigentlichen Kern des Lebens der Souveräne wie mit einer glänzenden Wolke verhüllt, die profanen Blicke ablenkend auf kleine und unscheinbare Aeußerlichkeiten.

Der Herzog von Gramont mit seiner zahlreichen Dienerschaft bewohnte das Hotel de l'Europe. Nicht wenig Neugierige drängten sich vor der Thür des Hotels, der glänzenden Auffahrt des französischen Botschafters beizuwohnen.

In später Abendstunde, wenn alle Festlichkeit zu Ende war, versammelte sich noch ein ziemlich zahlreiches, neugieriges Publikum vor den weitgeöffneten Fenstern der Wohnung des Fürsten Metternich, um den wunderbaren Phantasieen zu lauschen, welche der Sohn des großen österreichischen Staatskanzlers auf seinem Piano in die laue Sommernacht hinausklingen ließ.

Die Kaiser selbst sah man wenig öffentlich, außer wenn sie, rasch durch die Straßen fahrend, sich zu den im Programm festgestellten Ausflügen der Umgegend

begaben. Und inmitten all' dieses glänzenden Treibens zog nur noch die Gestalt des Reichskanzlers Freiherrn von Beust die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, wenn man diesen Staatsmann, von dessen Thätigkeit alle Welt so große Dinge für die Zukunft Oesterreichs erwartete, in seiner, vielleicht ein wenig absichtlichen, Einfachheit und Nonchalance zu Fuß durch die Straßen gehen sah.

In der frühen Morgenstunde nach dem ersten Tage seines Aufenthalts in Salzburg saß der Kaiser Napoleon bereits völlig angekleidet in dem Salon seines Appartements in der Residenz. Er hatte seinen Thee genommen und lehnte etwas müde und abgespannt in dem reichen Lehnsessel, den er in die Nähe des Fensters gezogen hatte. Der feine Duft seiner Cigarrette erfüllte das Zimmer, und der Kaiser hörte aufmerksam den Worten des Herzogs von Gramont zu, welcher vor ihm saß und so eben eine längere und lebhafte Auseinandersetzung beendet hatte.

„Sie glauben also wirklich, mein lieber Herzog," sagte der Kaiser, „daß es nicht möglich sein wird, in Gemeinschaft mit Oesterreich eine Aktion zu beginnen, welche Frankreich das wiedergibt, was wir durch die gezwungene Unthätigkeit des vorigen Jahrs verloren haben?"

„Ich glaube nicht an die Möglichkeit einer solchen Aktion, Sire," erwiederte der Herzog, „wenigstens nicht für jetzt, schwerlich nach einem vorbereiteten Plane. Das ganze Programm des Herrn von Beust ist ein passiver Widerstand gegen die preußische Machterweiterung. Er will Garantieen finden für die Aufrechterhaltung des Prager Friedens, der ja doch bereits in seinen wesentlichen Grundprinzipien verletzt ist. Er glaubt Preußen dadurch zu einer Aggression zu bewegen, welche alle Kabinette Europas zu Gegnern des berliner Hofs machen würde. Er täuscht sich darin, wie in den meisten seiner zu feinen Berechnungen, welche theoretisch vielleicht richtig, praktisch aber unausführbar sind. Ich kann Eurer Majestät nur wiederholt meine Ansicht dahin aussprechen, daß, wenn auch Oesterreich, — wozu man indeß bis jetzt noch nicht geneigt ist, — die bestimmtesten und bindendsten Verpflichtungen zu einer gemeinsamen Aktion eingehen wollte, dennoch die eigenthümliche Geschicklichkeit dieses vielgewandten Staatsmannes Mittel finden wird, seine Thätigkeit und Mitwirkung von dem ersten Erfolge unserer Aktion abhängig zu machen. Immer wird Frankreich die Rolle des ersten Handelns allein zufallen und," fügte er hinzu, mit der Hand leicht über seinen kleinen Schnurrbart streichend, „ich muß Eurer Majestät aufrichtig bekennen,

daß mir diese Rolle für Frankreich als die passendste und auch als die klügste erscheint. Ich halte die französische Macht für stark genug, nöthigenfalls auch allein ihren Willen in Europa zur Geltung zu bringen, und warum sollten wir die Früchte unserer Anstrengungen zu theilen gezwungen sein? Gegen uns kann und wird Oesterreich niemals stehen, für uns eintreten wird es aber nur dann, wenn wir siegreich sind, — warum also unter solchen Verhältnissen uns die Fesseln einer vorher stipulirten Allianz auferlegen?"

Der Kaiser hatte schweigend zugehört, ohne daß sein Blick einen Moment aus der schleierhaften Verhüllung seiner Augenlider hervorgetreten wäre. Er kräuselte leicht seinen Schnurrbart und sprach nachdenklich:

„Wenn es sich aber um eine deutsche Frage handelt — und schließlich liegt doch die ganze Zukunft Europas in der Gestaltung der deutschen Zustände eingeschlossen, so bedürfen wir der Allianz Oesterreichs und seiner thätigen Mitwirkung für das deutsche Nationalgefühl. Die Fürsten Süddeutschlands werden schwere Bedenken haben, sich Frankreich anzuschließen, während sie gewiß gerne einem österreichischen Vorgehen folgen möchten."

„Ich muß mir erlauben, es auszusprechen, Sire,"

erwiederte der Herzog von Gramont, „daß ich diese Meinung Eurer Majestät nicht zu theilen im Stande bin. Ich bezweifle es überhaupt, ob die Könige von Bayern und Württemberg nach den Erfahrungen des vorigen Jahres und nach den drohenden Beispielen, welche die Annektirung von Hannover und Hessen ihnen gegeben hat, sich, ohne einen großen Erfolg vor Augen zu haben, je wieder zu einem militärischen Widerstande gegen die norddeutsche Uebermacht entschließen werden. Jedenfalls werden sie dieß am leichtesten thun, wenn sich ihnen der Schutz einer starken Macht wie Frankreich bietet. Oesterreich," fügte er achselzuckend hinzu, „dürfte ihnen wenig Vertrauen einflößen zu nochmaligen Experimenten, bei welchen ihre Kronen auf's Spiel gesetzt würden."

Der Kaiser schüttelte zweifelnd das Haupt.

„Sie rechnen nur mit der politischen Klugheit," sagte er, „doch kommt hierbei noch sehr wesentlich ein Faktor in Frage, das ist das deutsche Nationalgefühl, welches jeder Verbindung deutscher Staaten mit uns entgegenstehen wird."

Der Herzog zuckte mit leichtem Lächeln die Achseln.

„Sie kennen die Deutschen nicht," sagte der Kaiser, den Kopf leicht zur Seite neigend, „wie ich sie kenne. Ich habe in Augsburg Erinnerungen meiner Jugend

wieder emporsteigen gefühlt. Dieß deutsche Volk ist merkwürdig in seiner fast lethargischen Gleichgültigkeit, so lange es nicht durch irgend eine große Idee erwärmt und angeregt wird. Diese große Idee aber, die Idee der nationalen Einheit und Kraft, ist jetzt vorhanden und durchdringt das Volk in allen seinen Theilen. Man darf heute mit dem deutschen Volke nicht mehr rechnen, wie mein Oheim es konnte, als mit einem willenlosen Element, das sich schweigend den Verhältnissen unterwirft. — Doch," fuhr er abbrechend fort, „das sind Konjekturen, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit die Zeit zeigen wird. Ich hoffe, daß der König von Bayern heute oder morgen hieher kommt, es wird nicht schwer sein, auf den Geist dieses jungen Fürsten Einfluß zu gewinnen. Auf der Reise hierher war er sehr zurückhaltend, es war mir kaum möglich, ein ernstes und eingehendes Gespräch mit ihm zu führen."

„Und glauben Eure Majestät," fragte der Herzog, „daß der König von Bayern wirklich hierher kommt?"

„Zweifeln Sie daran?" sagte der Kaiser, indem sein plötzlich klar hervortretendes Auge sich voll Verwunderung auf den Herzog richtete. „Der Kaiser Franz Joseph hat ihn eingeladen, ich habe ihm selbst den Wunsch ausgedrückt, ihn noch hier zu sehen."

„Es wäre fast eine Unhöflichkeit, wenn er nicht

käme, und doch, Sire," sagte der Herzog von Gramont, „glaube ich es nicht. Ich habe es stets," fuhr er fort, gleichsam dem forschenden Blick des Kaisers antwortend, „für meine Pflicht gehalten, zum Verständniß der Situation in Wien mir ein wenig Fühlung mit den süddeutschen Höfen zu erhalten, und was ich von München gehört habe, läßt mich sehr daran zweifeln, daß Bayern geneigt sei, eine Rolle in den Kombinationen des Herrn von Beust zu spielen."

Der Kaiser blickte finster vor sich nieder und warf das ausgebrannte Ende seiner Cigarrette zu Boden.

„Und wenn Sie Recht hätten," fragte er dann mit dumpfem Tone, „was würde die Allianz dieses Oesterreichs bedeuten, wenn es nicht einmal die Macht hätte, die Staaten Süddeutschlands in seine politische Aktion hineinzuziehen?"

Er saß einige Sekunden in schweigendem Nachdenken.

Der Herzog erhob sich.

„Ich darf mir erlauben, Eure Majestät daran zu erinnern," sagte er, „daß die Stunde herannaht, zu welcher die Kaiserin von Oesterreich mir die Ehre einer Audienz gewähren will."

„Gehen Sie, mein lieber Herzog," sagte der Kaiser, indem er sich erhob und dem Herzog die Hand

reichte. „Ich erwarte Herrn von Beust und hoffe bald zu sehen, wie viel festen Grund man in seinen Ideen finden kann.“

„Darf ich Eure Majestät noch um die Erlaubniß bitten,“ sagte der Herzog, „zu der Vollendung des Systems der Vizinalwege, welche so eben verkündet wird, meinen Glückwunsch abzustatten? Es ist dieß eine große That der Regierung Eurer Majestät, wichtiger und segensreicher als eine gewonnene Schlacht.“

Ein glückliches Lächeln umspielte den Mund des Kaisers und gab seinen Zügen jenen so angenehmen und sympathisch berührenden, fast kindlichen Ausdruck, der ihm in gewissen Augenblicken eigen war.

„Ich bin in der That stolz auf dieses Werk,“ sagte er, „das ich ohne Anmaßung als mein eigenes bezeichnen darf, denn es ist das Resultat meines eigenen ernsten Studiums und langer Arbeit. Sie kennen, lieber Herzog,“ fuhr er fort, indem er sich, wie in einer Anwandlung körperlicher Schwäche, auf seinen Stuhl sinken ließ, „Sie kennen die Verhältnisse der ländlichen Produktion in Frankreich, es freut mich, daß Sie mit mir in der Beurtheilung der hohen Wichtigkeit und Bedeutung jener Maßregel übereinstimmen, welche ich lange vorbereitet und nunmehr glücklich ausgeführt habe. — Die reiche Produktion Frankreichs,“ sagte er, wie un-

willkürlich einem Lieblingsgedanken folgend, „konnte bisher nicht zur Verwerthung kommen, weil es den Landbauern unmöglich war, ihre Erzeugnisse nach den Absatzorten zu führen. Sie produzirten daher nur ihren eigenen Bedarf und ein großer Theil des nationalen Reichthums ging verloren. Das neue Wegesystem gibt nun jedem Bauern die Möglichkeit, die Produkte seines Bodens leicht und einfach zu verwerthen. Er wird deßhalb die Produktion auf das Höchste anspannen, um seinen Grundbesitz auf die größtmöglichste Kulturstufe zu bringen. Erst später," fuhr er, immer lebhafter sprechend, fort, „wird man vollständig beurtheilen können, welchen ungeheuren Zuwachs der Nationalreichthum dadurch gewonnen hat, und wenn Frankreich jemals in die Lage kommen sollte, großen Katastrophen die Spitze bieten zu müssen, große finanzielle Anstrengungen zu machen, wird man erstaunen über die unerschöpflichen Leistungen des Landes. — Nicht aus den schimmernden Schatzkammern der Börsenwelt, die in anscheinend unerschöpflicher Fülle die Augen der Welt blenden, wird man in der Stunde der Opfer schöpfen, sondern aus dem stillen, dem Schooße der ländlichen Arbeit entwachsenden Reichthum des Landes, der unerschöpflich ist wie die Fruchtbarkeit, welche Gott in die Erde legte — wie die Arbeitskraft, welche den Arm der Menschen

spannt. — Ich bin hier inmitten der so vielfach gekreuzten Fäden der europäischen Politik, mein Geist arbeitet an weiten Kombinationen für die Größe und Macht Frankreichs, — alle diese Fäden, die heute das Spiel der politischen Kräfte lenken, werden vergehen, meine Kombinationen können mich trügen, des Schicksals Hand kann zu schwerem, vielleicht vernichtendem Schlage sich gegen mich erheben, — das Alles liegt im Reich der Ungewißheit und hängt von den dunkeln Schlüssen des Fatums ab, — aber die Quelle des Segens und Wohlstandes, die ich durch die Ausführung meines Systems der Landwege geöffnet habe, wird in immer vermehrter Ergiebigkeit fließen, — das ist eine Gewißheit, die nicht vom Zufall abhängt, wenn nicht eine neue Völkerwanderung zerstörend über die europäische Civilisation hereinbricht. Glauben Sie mir, mein lieber Herzog," fuhr er mit einem milden, strahlenden Lächeln und einem leuchtenden Blick seines weit offenen, wie verklärt in die Ferne schauenden Auges fort, „glauben Sie mir, — wenn alle Gebäude meines Ehrgeizes und meiner Hoffnungen zusammenbrechen sollten, — wenn, was die Vorsehung verhüte, schwere Zeiten über Frankreich kommen und schwere Opfer von diesem schönen, theuren Lande verlangt werden sollten, — wenn man Magenta und Solferino vergessen wird, — dann wird

man erkennen, was ich geschaffen habe für die innere Entwickelung des Wohlstandes meines Volkes, das aus dem eigenen Boden, wie einst Antäus, die ewig verjüngende und regenerirende Kraft saugen wird. Möchte man dann so gerecht sein, sich meiner in dankbarer Anerkennung zu erinnern und um dieser Wohlthat willen die Fehler zu vergessen, die ich zu begehen bestimmt bin, wie jeder Mensch, der geboren ist in diesem Reich des Irrthums und der Dämmerung."

Er ließ langsam das Haupt sinken und schien schweigend seinen Gedanken zu folgen.

„Eure Majestät sehen mich voll tiefer Bewunderung," sagte der Herzog von Gramont im Tone des Hofmanns, „vor dem Geist, der so sorgsam an die tiefen und dem gewöhnlichen Blicke verborgenen Quellen denkt, aus welchen sich die nationale Kraft entwickelt und ergänzt, während er zugleich die weite Anspannung dieser Kraft mit freiem Blick und sicherer Hand zu lenken versteht."

„Aus den kleinen Wurzeln ziehen die mächtigen Bäume ihre Kraft," sagte der Kaiser, — „ich habe viel und tief über alle Fragen der nationalen Oekonomie nachgedacht in langen einsamen Stunden — es ist doch gut," fügte er mit anmuthigem Lächeln hinzu, „wenn ein Souverän vorher ein wenig Verbannter und Gefangener gewesen ist. — Doch," sagte er dann ab=

brechend, — „die Kaiserin Elisabeth erwartet Sie, — auf Wiedersehen!“ und freundlich mit der Hand grüßend entließ er den Herzog, der sich mit tiefer Verbeugung zurückzog.

Längere Zeit blieb der Kaiser in schweigendem Nachdenken auf seinem Stuhle sitzen.

„Er hat Recht,“ sagte er dann, — „er hat Recht, — es ist eine schwache Stütze diese österreichische Allianz, — deren Abschluß noch nicht einmal gesichert ist und deren Bedingungen in verschwimmender Unklarheit schwanken. Dieser Staat hat keine Kraft in seiner inneren Gährung, und dieser Staatsmann mit seinem feinen kritischen Geist hat keinen Entschluß. — Und wenn es wahr ist, was Gramont sagt, der gut unterrichtet ist und fein zu beobachten versteht — wenn es wahr ist, daß die süddeutschen Staaten sich scheu und vorsichtig zurückhalten, — welchen Werth hat dann diese österreichische Kombination? — Immerhin,“ sagte er nach einem kurzen Nachdenken mit einem feinen und zufriedenen Lächeln, — „immerhin hat diese Zusammenkunft die große Bedeutung einer Drohung gegen Preußen, — man sieht in Berlin, was ich thun, — wohin ich mich wenden könnte, wenn man dort hartnäckig jede Ausgleichung und Verständigung zurückweist und lediglich den Standpunkt der vollendeten Thatsache festhält. — O,“ fuhr er mit demselben zu-

friedenen Lächeln fort, — „er ist nicht so gleichgültig gegen das, was hier vorgeht, dieser preußische Minister, der es unternommen hat, mir den Rang in Europa abzulaufen, — so ruhig er scheint, so bin ich überzeugt, daß sein Auge und sein Ohr hier ist! — Nun, je weniger Wirkliches hier geschehen und erreicht werden kann, um so mehr Staub muß aufgewirbelt werden; kann die Koalition nicht wirklich gebildet werden, so soll das Gespenst der Koalition ihn aus seiner sichern Ruhe aufschrecken und ihm die Anmaßung nehmen, ohne Verständigung mit mir die Gestaltung Deutschlands in seinem Sinne vollenden zu können."

Er stand auf und ging einige Male mit langsamem, etwas schwerfällig schleppendem Schritt im Salon auf und nieder.

„Es wird nothwendig werden," sagte er dann halblaut vor sich hin, — „es wird nothwendig werden, Italien ganz fest zu halten und vor Allem die letzten Fäden seiner Beziehungen zu Preußen abzuschneiden. — Durch Italien halte ich Oesterreich, — durch Oesterreich und Italien die Süddeutschen. — Eine Konferenz über die römische Frage," fuhr er noch leiser fort, als fürchte er, daß die stummen Wände seine Gedanken vernehmen könnten, — „eine Konferenz der Großmächte, — Preußen mit den stark katholischen Elementen seiner Bevölkerung

kann den Papst nicht preisgeben, — ich werde ein günstiges Spiel haben, — die Alliirten von 1866 werden sich immer weiter von einander entfernen, — dazu einige Rekriminationen — Lamarmora —"

Er vertiefte sich immer mehr in seine Gedanken, deren Folgen ihm befriedigende Bilder in der Zukunft zeigen mußten, denn immer heiterer wurde der Ausdruck seines Gesichtes, — er ließ sich wieder auf den Lehnstuhl nieder und zündete eine neue Cigarrette an, deren feine blaue Wölkchen das Gemach erfüllten — aufsteigend sich kräuselnd in verschlungenen Ringen und wieder verfliegend, — wie die Gedanken und Pläne der Zukunft, die im Kopf des Kaisers sich bildeten.

Nach einiger Zeit trat Felix, sein Kammerdiener, ein und meldete:

„Der Herr Baron von Beust steht zu Eurer Majestät Befehlen."

Der Kaiser neigte zustimmend den Kopf und trat dem österreichischen Minister entgegen, welchem der Kammerdiener die Thüre öffnete.

Herr von Beust war im schwarzen Morgenanzug, das ergrauende Haar an den Schläfen sorgfältig in Locken frisirt, — sein Gesicht mit den feinen, geistig bewegten Zügen war heiter und frisch und zeigte seinen

sorglos lebensfrohen Ausdruck, den man an diesem so sehr gewandten Staatsmann zu allen Zeiten zu bemerken gewohnt war.

Der Kaiser reichte Herrn von Beust die Hand, und indem er sich wieder in seinen Sessel niederließ, lud er den österreichischen Minister ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„Es freut mich sehr, mein lieber Baron," sagte Napoleon in verbindlichem Ton, „daß ich mich einmal mit Ihnen allein ausführlich besprechen kann, bevor wir in weitere Konferenzen treten, namentlich bevor der König von Bayern hier eintrifft, denn es wäre in der That sehr erwünscht, daß die süddeutschen Staaten unser Einverständniß nicht nur im großen Prinzip, sondern auch in den einzelnen Detailfragen bereits vollständig fertig fänden."

Ein eigenthümlich forschender Blick zuckte in schnellem Aufblitzen aus den Augen des Kaisers zu dem österreichischen Minister herüber.

Kein Zug veränderte sich in dem ruhig lächelnden Gesicht des Herrn von Beust.

„Eure Majestät sind sehr gnädig," sagte er, „daß Sie auf eine persönliche Verständigung mit mir einen gewissen Werth legen; allerdings würde es für die weiteren Verhandlungen von großem Vortheil sein, wenn

gewisse maßgebende Grundzüge zwischen Eurer Majestät und mir vorher festgestellt würden. Ich habe meine unmaßgeblichen Ideen über die verschiedenen Fragen der europäischen Politik mir in kurzen Sätzen zusammengestellt und möchte mir erlauben, sie Eurer Majestät zur gnädigen Beurtheilung zu unterbreiten."

Er zog aus der Tasche seines Ueberrocks einen Bogen Papier, auf welchem eine Reihe von Notizen von der eigenthümlich in einander fließenden, fast unleserlichen Handschrift des Herrn von Beust sich befand.

„Ich bin auf's Höchste gespannt, Ihre Ideen aus Ihrem eigenen Munde zu hören," sagte der Kaiser, „nachdem ich über dieselben bereits ein wenig durch den Herzog von Gramont unterrichtet worden bin. Vor Allem wird es wichtig sein, uns über alles Das auszusprechen, was Deutschland betrifft," fuhr er fort, indem abermals jener rasche, forschende Blick das Gesicht des österreichischen Staatsmannes traf, — „Sie legen mit Recht einen hohen Werth auf die Herstellung eines deutschen Südbundes, der, gestützt auf die Bedingungen des Prager Friedens, ein Gegengewicht gegen den in den Händen Preußens befindlichen norddeutschen Bund zu bilden geeignet wäre. Gerade über die Natur der Durchführung dieses Südbundes müßten wir uns voll-

kommen verständigen, bevor der König von Bayern hierher kommt, der ja wohl heute noch zu erwarten ist.“

„Die persönliche Anwesenheit des jungen Königs von Bayern,“ sagte Herr von Beust, ruhig und unbeweglich den Blick des Kaisers erwiedernd, „würde bei der großen Verschlossenheit dieses Fürsten vielleicht von geringer Bedeutung sein, da er nicht gewohnt ist, sich über politische Fragen ohne tieferes vorheriges Nachdenken auszusprechen. Die Verhältnisse sind hier mächtiger als die Person, ich bedaure deßhalb auch nicht so sehr, wie ich sonst thun würde, die Nachricht, welche ich so eben von Graf Trautmannsdorf erhalten, und nach welcher der König Ludwig sich wahrscheinlich nicht wird entschließen können, seinem fast menschenscheuen Hange zur Einsamkeit Gewalt anzuthun und hier in Salzburg zu erscheinen.“

Trotz der dem Kaiser eigenen Selbstbeherrschung konnte er den Ausdruck düsterer Niedergeschlagenheit nicht ganz verbergen, der bei den letzten Worten des Herrn von Beust auf seinem Gesicht erschien. Er senkte den Blick auf den Boden und kräuselte die Spitze seines Schnurrbartes mit den Fingern.

„Vielleicht,“ fuhr Herr von Beust fort, „ist es auch besser, die Idee des Südbundes hier zunächst nach allen Richtungen zu ventiliren und vorläufig festzustellen,

um sie dann dem König von Bayern vollständig ausgearbeitet zur Erwägung mitzutheilen. Der leicht zu Mißtrauen geneigte Geist des jungen Fürsten könnte bei einer plötzlichen persönlichen Anregung der Sache die Furcht vor Ueberrumpelung fassen und zurückgeschreckt werden."

Das Gesicht des Kaisers hatte seine vollständig gleichmäßige, heitere Ruhe wieder gefunden. Er stützte den Arm auf die Lehne des Sessels, und indem er das Haupt mit leichter Neigung auf die Schultern herabsinken ließ, sagte er in fast gleichgültigem Ton:

„Ich finde den Gedanken einer innigen Verbindung der Südstaaten, die sich in natürlicher Gravitation an Oesterreich anlehnen würden, in hohem Grade bedeutungsvoll für die politische Entwicklung der Zukunft. Wie ein solcher Bund indeß in's Leben geführt werden könnte, namentlich bei der unsichern Haltung von Baden, ist für mich, der ich den innern deutschen Verhältnissen ferner stehe, sehr schwer zu übersehen. Ich möchte Sie deßhalb bitten, mir eine kurze Notiz über Ihre Gedanken mitzutheilen — nicht aus Furcht vor Ueberrumpelung," fügte er lächelnd hinzu, — „bis morgen werde ich dann wohl die Muße gefunden haben, mich genau über Ihre Ideen zu orientiren und en connaissance de cause mit Ihnen über dieselben zu sprechen."

Herr von Beust sah den Kaiser bei diesen im unbefangensten Tone gesprochenen Worten befremdet an. Er warf einen Blick auf das Papier in seiner Hand und schien eine Bemerkung machen zu wollen. Bevor dieß jedoch geschehen, fuhr der Kaiser fort:

„Da der Besuch des Königs von Bayern nicht zu erwarten ist, so haben wir ja auch keine dringende Veranlassung, diese Frage vor allen anderen in Erwägung zu ziehen. Für die großen europäischen Interessen liegt uns eine andere Frage näher, das ist die orientalische; ich glaube, daß Frankreich und Oesterreich nach dieser Richtung hin fast ganz identische Interessen haben. Der Orient ist vollgehäuft von Zündstoff, und wenn die dort schlummernden gewaltigen Konflikte einmal zum Austrag kommen, so steht zu befürchten, daß eine vernünftige Diplomatie nicht im Stande sei, Herrin des angeschürten Brandes zu werden. Ihre Aufgabe muß daher sein, darüber zu wachen, daß kein Funken in jenes mit Explosionsstoffen vollgefüllte Arsenal falle, so lange nicht Chancen vorhanden sind, daß man die dortigen Ereignisse lenken und beherrschen könne."

Eifrig erhob Herr von Beust sein Notizblatt und sprach:

„Ich freue mich, mit Bezug auf diesen wichtigen Punkt ganz mit den Anschauungen Eurer Majestät über-

einzustimmen, denn ich hatte mir als Basis für das Einverständniß der Politik Oesterreichs und Frankreichs Folgendes notirt:

‚Die orientalische Frage darf augenblicklich ihrer Lösung nicht näher gebracht werden. Etwaigem Versuch einer dritten Macht, nach dieser Seite hin vorzugehen, ist entgegenzutreten.'"

Der Kaiser nickte mehrmals zustimmend mit dem Kopfe.

„Das ist in wenigen Zügen," sagte er dann, „ganz genau die Richtschnur einer vernünftigen Politik; es handelt sich nur darum, zu erwägen, welcher Art die Versuche der dritten nächstbetheiligten Macht etwa sein könnten, und vor Allem, durch welche Mittel solchen Versuchen wirksam entgegengetreten werden könnte."

Schnell erwiederte Herr von Beust:

„Die Versuche, welche Rußland — denn eine andere Macht hat kein Interesse an der Anregung der orientalischen Frage, — die Versuche, welche Rußland machen könnte, werden nicht in der direkten Herbeiführung von Konflikten zwischen dem petersburger Kabinet und der hohen Pforte bestehen, man wird, wie das fortwährend schon geschieht, die von der Türkei abhängigen Fürstenthümer zum Streben nach Unabhängigkeit aufreizen und in diesen Bestrebungen unterstützen,

man wird von Griechenland aus die griechischen Unterthanen der Pforte aufwiegeln, so daß, wenn irgend eine, Europa beunruhigende Katastrophe ausbrechen wird, die Türkei im Unrecht ist und Rußland vor den Augen der europäischen Mächte nur den Schutz einer gerechten Sache in die Hand zu nehmen hätte."

„Ganz recht," sagte der Kaiser, „dieß Spiel liegt ziemlich deutlich vor Augen; um ihm aber wirksam entgegen zu treten, müßte wenigstens eine feste Defensiv-Allianz geschlossen werden, welche unter gewissen Voraussetzungen zur Offensive überzugehen hätte, um mit gewaffneter Hand einzuschreiten."

Eine peinliche Bewegung zuckte einen Augenblick über das Gesicht des Herrn von Beust.

„Bei geschickter Verfolgung und Leitung der diplomatischen Fäden," sagte er, „dürfte es nach meiner Ueberzeugung kaum zu diesem Aeußersten kommen, wenn Eurer Majestät Diplomatie vollständig in Uebereinstimmung mit der von Oesterreich in ihrer Haltung und in ihren Worten unbeirrt daran festhält, daß der Vertrag von 1856 die einzige völkerrechtliche Grundlage für die Verhältnisse im Orient bildet, und daß jede etwaige, durch die politische Entwicklung gebotene Veränderung nur auf der Basis des Pariser Traktats und unter der Zustimmung seiner Unterzeichner vereinbart werden könnte, so

einzustimmen, denn ich hatte mir als Basis für das Einverständniß der Politik Oesterreichs und Frankreichs Folgendes notirt:

‚Die orientalische Frage darf augenblicklich ihrer Lösung nicht näher gebracht werden. Etwaigem Versuch einer dritten Macht, nach dieser Seite hin vorzugehen, ist entgegenzutreten.‘"

Der Kaiser nickte mehrmals zustimmend mit dem Kopfe.

„Das ist in wenigen Zügen," sagte er dann, „ganz genau die Richtschnur einer vernünftigen Politik; es handelt sich nur darum, zu erwägen, welcher Art die Versuche der dritten nächstbetheiligten Macht etwa sein könnten, und vor Allem, durch welche Mittel solchen Versuchen wirksam entgegengetreten werden könnte."

Schnell erwiederte Herr von Beust:

„Die Versuche, welche Rußland — denn eine andere Macht hat kein Interesse an der Anregung der orientalischen Frage, — die Versuche, welche Rußland machen könnte, werden nicht in der direkten Herbeiführung von Konflikten zwischen dem petersburger Kabinet und der hohen Pforte bestehen, man wird, wie das fortwährend schon geschieht, die von der Türkei abhängigen Fürstenthümer zum Streben nach Unabhängigkeit aufreizen und in diesen Bestrebungen unterstützen,

man wird von Griechenland aus die griechischen Unterthanen der Pforte aufwiegeln, so daß, wenn irgend eine, Europa beunruhigende Katastrophe ausbrechen wird, die Türkei im Unrecht ist und Rußland vor den Augen der europäischen Mächte nur den Schutz einer gerechten Sache in die Hand zu nehmen hätte."

„Ganz recht," sagte der Kaiser, „dieß Spiel liegt ziemlich deutlich vor Augen; um ihm aber wirksam entgegen zu treten, müßte wenigstens eine feste Defensiv-Allianz geschlossen werden, welche unter gewissen Voraussetzungen zur Offensive überzugehen hätte, um mit gewaffneter Hand einzuschreiten."

Eine peinliche Bewegung zuckte einen Augenblick über das Gesicht des Herrn von Beust.

„Bei geschickter Verfolgung und Leitung der diplomatischen Fäden," sagte er, „dürfte es nach meiner Ueberzeugung kaum zu diesem Aeußersten kommen, wenn Eurer Majestät Diplomatie vollständig in Uebereinstimmung mit der von Oesterreich in ihrer Haltung und in ihren Worten unbeirrt daran festhält, daß der Vertrag von 1856 die einzige völkerrechtliche Grundlage für die Verhältnisse im Orient bildet, und daß jede etwaige, durch die politische Entwicklung gebotene Veränderung nur auf der Basis des Pariser Traktats und unter der Zustimmung seiner Unterzeichner vereinbart werden könnte, so

wird das Gewicht einer so bestimmt ausgesprochenen Haltung zweier Großmächte nach meiner Ueberzeugung vollkommen genügen, um alle weiteren Versuche zurückzudrängen. Denn nach den Erfahrungen der Geschichte entstehen die großen Kriege nur dadurch, daß nicht rechtzeitig und kraftvoll genug das moralische Gewicht den Angriffen gegen berechtigte Interessen entgegengesetzt wird. Wenn irgendwo, so heißt es hier: Principiis obsta."

Der Kaiser Napoleon strich mit der Hand über seinen Schnurrbart und verbarg unter dieser Bewegung ein unwillkürlich über seine Lippen zitterndes Lächeln.

„Wir würden also nur noch genau die Wendungen festzustellen haben, in welchen die Diplomatie über ihre Sprache in den orientalischen Angelegenheiten zu instruiren wäre, und gewiß werden Sie, mein lieber Baron, diese Wendungen in einer so feinen, scharfen Weise zu finden wissen, daß es mir eine Freude sein wird, mich denselben in allen Punkten anzuschließen. — Nach dem Orient," sprach der Kaiser weiter, „sind es insbesondere die Bestimmungen des Prager Friedens, welche, wie ich glaube, ein hohes gemeinschaftliches Interesse für Frankreich und Oesterreich haben."

„Auch hierüber," erwiederte Herr von Beust, „habe ich mir erlaubt, die weitern hauptsächlichsten Gesichts-

punkte zur Grundlage für die Besprechungen und Uebereinkunft in kurzen Worten zu formuliren."

Und sein Notizblatt erhebend, las er langsam und mit Betonung:

„Zur Erhaltung der allseitigen guten Beziehungen würde eine angemessene Vereinbarung Dänemarks mit Preußen bezüglich Nordschleswigs wesentlich beitragen. Eine freundschaftliche Vermittlung Oesterreichs und Frankreichs, die vielleicht dazu beitragen würde, die allerdings zu hoch gespannten Erwartungen Dänemarks auf das richtige Maß zurückzuführen, wäre nicht unpassend."

Napoleon blickte mit dem Ausdruck einer gewissen Befremdung zu Herrn von Beust hinüber.

„Eine herabstimmende Vermittlung Dänemark gegenüber?" fragte er, — „und den preußischen Forderungen gegenüber, — die in Betreff Nordschleswigs denn doch ein wenig über die Grenzen der Bestimmungen des Prager Friedens hinauszugehen scheinen? — was soll —"

„Es wird natürlich auch in Berlin erforderlich sein, ernstlich an die Ausführung des Prager Traktats zu mahnen, um alle Punkte zu beseitigen, welche früher oder später dem europäischen Frieden gefährlich werden könnten," — warf Herr von Beust ein, — „indeß je

mehr man auch Dänemark von exorbitanten Forderungen zurückzuhalten sucht und dieß offiziell zu erkennen gibt, — um so mehr wird man auf Preußen wirken können, seinerseits das Nothwendige zuzugestehen."

Es schien, als ob Napoleon etwas sagen wolle, — doch hielt er inne und sprach nach einem Augenblick des Besinnens:

„Eröffnungen, wie Sie dieselben so eben angedeutet haben, — und wie ich sie meinerseits ebenfalls als nicht unpassend betrachten kann," — der Kaiser legte hier eine leichte Betonung auf die Wiederholung des vorher von Herrn von Beust gebrauchten Wortes, — „möchten meiner Ansicht nach nur von Oesterreich gemacht werden können. Denn es ist Oesterreich, welches den Traktat von Prag unterzeichnet hat, — und wenn auch Frankreich als vermittelnde und rathende Macht den hohen Kontrahenten zur Seite stand und an der strikten Erhaltung des Friedens von Prag ein sehr ernstes Interesse hat, — so sind uns doch unmittelbar aus jenem völkerrechtlichen Dokument keine Rechte erwachsen, welche zu einer Interpellation — auch der vorsichtigsten Art — Veranlassung geben könnten. Frankreich würde in Erörterungen über die Ausführung des Prager Friedens immer nur dann eintreten können, wenn die unmittelbar Betheiligten dazu eine direkte oder indirekte

Anregung gäben und es sich um Ausgleichung entstandener Differenzen handelte. Dann würde sowohl unsere Stellung als europäische Macht, als auch unsere frühere vermittelnde Thätigkeit bei dem Abschluß des Traktats uns Berechtignng zur Einmischung geben, welche sonst als unberufene Zudringlichkeit aufgefaßt werden könnte. — Ich würde daher in der Notiz, welche Sie die Güte gehabt haben mir vorzulesen, bei der in Aussicht genommenen freundschaftlichen Vermittlung nur den Namen Oesterreichs nennen."

„Nach Eurer Majestät Bemerkungen ist dieß gewiß richtiger," — sagte Herr von Beust, mit einem Bleistift seine Notiz korrigirend, — „das gegenseitige Einverständniß über die ganze Sache bedingt ja ohnehin, daß der österreichischen Vermittlung die französische Unterstützung zur Seite steht."

„Soweit dieß die Formen des diplomatischen Verkehrs zulassen," sagte der Kaiser. — „Doch," fuhr er fort, — „da Sie vom Prager Frieden sprechen, so können wir den eigenthümlichen Umstand nicht aus den Augen lassen, daß dieser Traktat doch eigentlich schon vollständig in den wesentlichsten Prinzipien verletzt ist. — Die militärischen Verträge der Südstaaten mit Preußen, welche wenigstens unserer Auffassung des Friedens ganz zuwiderlaufen, sind geschlossen, und es

wird in diesem Augenblick der Eintritt Süddeutschlands in den Zollverein durch das Zollparlament vorbereitet, — was kann diesen Verhältnissen gegenüber geschehen — um die Herstellung eines Süddbundes für die Zukunft möglich zu erhalten?"

Herr von Beust antwortete:

„Eure Majestät haben vollkommen Recht darin, daß durch den Abschluß der Militärkonventionen, welche im tiefsten Geheimniß während der Friedensverhandlungen ohne Oesterreichs und Frankreichs Wissen vorbereitet wurden, der Sinn und die Bedeutung des Traktats vollkommen alterirt ist, — indeß," fuhr er mit einem feinen Lächeln fort, — „gerade dieser Umstand kann für die Zukunft sehr günstig sich gestalten. Wir haben ganz gewiß das Recht, wegen jener Militärverträge zu interpelliren und sie als unverträglich mit den Friedensbestimmungen anzugreifen, — das gibt uns in jedem Augenblick, in welchem wir seiner bedürfen, den Konflikt ganz fertig in die Hand, und zwar einen Konflikt, in welchem das formelle und materielle Recht auf unserer Seite steht. Im gegenwärtigen Augenblicke darf nach meiner Ueberzeugung jener Punkt gar nicht berührt werden, — der Kampf zwischen den Unifikationsbestrebungen Preußens und den Selbstständigkeitsneigungen der süddeutschen Fürsten und Völker wird Schwierigkei-

ten auf Schwierigkeiten und Verstimmungen auf Verstimmungen häufen, die ja durch eine geschickte diplomatische Einwirkung noch immer vergrößert werden können. Lassen wir daher das Alles seinen eigenen Weg gehen, — es ist der Weg der Zersetzung des so schnell Geschaffenen, — und reserviren wir uns den fertigen Konflikt für den Augenblick, in welchem wir seiner bedürfen werden."

Er hielt inne — der Kaiser schwieg.

„Was nun," sprach dann Herr von Beust weiter, „das Zollparlament betrifft, — so habe ich mir den Satz notirt: ‚Bezüglich Süddeutschlands Eintritt in den Zollverein ist nichts zu bemerken, so lange Preußen die Bestimmungen des Prager Friedens im Auge behält.'"

Wieder spielte jenes eigenthümliche Lächeln um die Lippen des Kaisers.

„Im Prager Frieden," sagte Herr von Beust, „ist den Süddeutschen überlassen worden, auf dem Gebiete des materiellen Verkehrs Vereinbarungen mit dem Nordbund zu schließen, — es würde also ganz unmöglich sein, gegen die angestrebte Zolleinigung irgend etwas zu sagen, so lange dieselbe nicht eine Ausdehnung gewinnt, welche die politische Aktionsfähigkeit der süddeutschen Staaten einschränkt."

Der Kaiser neigte schweigend den Kopf.

„Ich möchte nun," sagte Herr von Beust, — „der Meinung sein, daß, wenn diese Punkte auf der von Eurer Majestät so eben gebilligten Grundlage zwischen Eurer Majestät und meinem allergnädigsten Herrn diskutirt und ein Einverständniß darüber erzielt und formulirt ist, — daß dann das Resultat dieses Einverständnisses in ganz allgemeinen Sätzen den übrigen Mächten mitgetheilt, und daß daran die Bemerkung geknüpft werde, die hier erzielte Entente bedrohe Niemanden, halte den andern Mächten den Zutritt offen, und nur im Falle von irgend welcher Seite Entschlüsse zur Durchkreuzung der Entente sich kundgeben sollten, könnten weitergehende und äußerste Eventualitäten erwogen werden."

Rasch erwiederte der Kaiser:

„Ich stimme auch hierin ganz mit Ihnen überein, doch werden Sie gewiß ebenfalls der Meinung sein, daß eine Mittheilung über die hier besprochenen und etwa vereinbarten Punkte an andere Höfe nicht gemeinschaftlich und nicht etwa in identischer Form zu geschehen haben würde, — das könnte als eine Provokation aufgefaßt werden, die doch mit dem so friedlichen Inhalt unserer Erwägungen gewiß nicht im Einklang stehen würde. Auch ist ja der rechtliche Standpunkt, namentlich in Betreff des Prager Friedens, für uns nicht der

gleiche, — es würde mir daher am besten scheinen, die Diplomaten anzuweisen, daß sie in gelegentlichen Unter haltungen im Sinne der von Ihnen so eben ausgesprochenen Auffassung sich äußern sollten."

„Vielleicht wäre ein Rundschreiben dennoch angezeigt," bemerkte Herr von Beust, „damit bei dem festgestellten Wortlaut der Erklärungen jedes bei mündlichen Mittheilungen immerhin mögliche Mißverständniß ausgeschlossen bliebe."

„Ich glaube," sagte der Kaiser, „daß bei der Stellung Oesterreichs zu den mit dem Prager Frieden zusammenhängenden Fragen ein solches Rundschreiben gewiß zweckmäßig sein kann, ich meinerseits müßte mir eine größere Vorsicht und Zurückhaltung auferlegen, um weder juristische Einwendungen noch nationale Empfindlichkeiten zu provoziren."

Herr von Beust verneigte sich.

„Ich möchte noch einen Punkt hervorheben, — einen schmerzlichen Punkt," — sagte er dann mit etwas leiserer Stimme, — „er betrifft die Auslieferung der Leiche des ermordeten Kaisers Maximilian, — die Bemühungen Oesterreichs allein möchten vielleicht nicht von so großem Erfolg sein, als wenn —"

Der Kaiser erhob sich und trat dem ebenfalls sogleich aufstehenden Minister einen Schritt entgegen, — ein wehmüthiges Lächeln umspielte seinen Mund.

„Der Kaiser, Ihr erhabener Herr," sagte er mit voller Stimme, „kann überzeugt sein, daß ich mit ihm gemeinschaftlich bei allen Mächten die entschiedensten und dringendsten Schritte thun werde, um die Auslieferung der Leiche des unglücklichen fürstlichen Opfers eines zu feinen und hochsinnigen Ehrgefühls zu erreichen, und für die Sicherstellung der beiderseitigen Unterthanen von Frankreich und Oesterreich Sorge zu tragen. Alles in dieser Richtung soll gemeinschaftlich erwogen und ausgeführt werden. Gott gebe, daß der gemeinsame Schmerz, den der Kaiser kaum tiefer empfinden kann als ich, — ein Band bilden möge, das Frankreich und Oesterreich für die Zukunft immer fester und inniger vereinigt. — Ich möchte nun meinerseits," fuhr Napoleon nach einem längeren Schweigen fort, — „noch eine Frage anregen, welche für jetzt und insbesondere für die Zukunft eine große Bedeutung hat, — ich will nämlich von dem Verhältniß zu Italien sprechen, dieser Macht, die bei einem Einverständniß zwischen Frankreich und Oesterreich nicht unberücksichtigt bleiben darf, da sie eben so sehr geeignet ist, eine gemeinsame Aktion zu verbinden und zu unterstützen, als unter Umständen trennend zu verhindern."

„Eure Majestät wissen," erwiederte Herr von Beust, „wie sehr ich von der Nothwendigkeit der Ver-

ständigung und des Zusammengehens mit Italien überzeugt bin und wie sehr ich das neuentstandene Reich für ein nothwendiges Glied halte in dem Gefüge der Kooperation von Frankreich und Oesterreich. Ich habe Alles gethan, um eine freundliche Annäherung herzustellen und die Erbitterung und Verstimmung schwinden zu lassen, welche die Erinnerung an die Vergangenheit geschaffen hat. Eure Majestät wissen auch, auf wie schmerzliche Weise die Pläne zur Wiederbelebung der verwandtschaftlichen Beziehungen beider Höfe durchkreuzt worden sind, indeß auch ohne das Band unmittelbarer fürstlicher Verwandtschaft wird es möglich sein, die Verbindung von Oesterreich und Italien herzustellen und zu erhalten, ich hoffe, daß diese Macht, welche in früheren Zeiten der Schauplatz war, auf welchem Frankreich und Oesterreich um ihren Einfluß kämpften, nunmehr bestimmt sein wird, das verbindende Element mit den beiden Mächten zu bilden."

Der Kaiser hörte aufmerksam zu und schien noch weitere Erörterungen des Herrn von Beust zu erwarten.

„Auch das Projekt einer fürstlichen Familienverbindung," fuhr Herr von Beust fort, „ließe sich ja, wenn auch in anderer Form, wieder aufnehmen. Der

Vertraute des Königs von Hannover, welcher vor Kurzem von Paris nach Wien kam, hat mir von einer, Eurer Majestät ohne Zweifel bekannten Idee gesprochen, nach welcher das hannöverische Haus durch eine seiner Prinzessinnen das Bindeglied zu einer persönlichen, nahen Beziehung zwischen dem österreichischen und italienischen Hofe werden soll. Bei dem innigen Freundschaftsverhältniß, welches das Kaiserhaus mit der Familie des Königs von Hannover verbindet, und bei der ganz besonderen Zuneigung, welche Ihre Majestät die Kaiserin für die hannöverischen Prinzessinnen hegt, würde die Ausführung jener Idee in ihrer Wirkung einem unmittelbaren Verwandtschaftsbande zwischen den Häusern von Habsburg und Savoyen fast gleichkommen. Der Kaiser, mein allergnädigster Herr, hat nicht unterlassen, auf die erste Mittheilung von jenem Gedanken sich sogleich zum König von Hannover zu begeben, um ihm zu sagen, daß der König durch ein schnelles Eingehen auf dieses Projekt seiner eigenen Sache einen eben so großen Dienst leisten würde als den Interessen Oesterreichs."

„Ein sehr guter Gedanke," sagte der Kaiser, seinen Schnurrbart streichend, „von dem ich hoffe, daß er sich ausführen lassen wird, — doch," fuhr er abbrechend fort, „jede solche Verbindung würde immer nur die Krönung eines Gebäudes sein, das auf einem politisch

sicheren Fundament erbaut sein müßte. — Sie wissen, daß die vorgeschrittene Aktionspartei in Italien einer Verbindung mit Oesterreich sehr abgeneigt ist. — Die Allianz mit Preußen hat Italien die Erfüllung längst gehegter und berechtigter Wünsche gebracht, durch deren rechtzeitiges Zugeständniß Oesterreich — als es nicht unter Ihrer politischen Leitung stand," fügte er mit artiger Verneigung hinzu — „sich vieles Unglück hätte ersparen können. — Um der italienischen Regierung, welche von der Fortschrittspartei leider nur zu sehr abhängig ist, die Möglichkeit zu gewähren, sich von Preußen definitiv zu trennen und mit Oesterreich zu verbinden, müßte Italien als Preis dieser neuen Allianz eine wenigstens theilweise Erfüllung der Wünsche geboten werden, welche dort noch übrig blieben, damit die Regierung dem Volk einen Gewinn zeigen und den Einfluß der radikalen Aktionspartei paralysiren könne."

„Eure Majestät wissen," sagte Herr von Beust, „daß ich in diesem Augenblicke im Begriff stehe, einen großen und ernsthaften Kampf gegen den Ultramontanismus wegen der von allen liberalen Parteien geforderten Aufhebung des Konkordats zu führen. Eure Majestät werden ermessen, daß Seine Majestät der Kaiser Franz Joseph bei seiner streng kirchlich katholischen Gesinnung sich nur sehr schwer, nur im Hinblick auf

den allgemeinen Wunsch des Landes hat entschließen können, diesen Kampf aufzunehmen, es würde unter diesen Umständen doppelt schwer sein, Seine Majestät zur Theilnahme an einer Aktion zu bestimmen, wenn sie darauf abzielte, das Verhältniß zwischen dem heiligen Stuhl und Italien zu alteriren, oder gar die Unabhängigkeit der päpstlichen Kurie weiteren Beschränkungen zu unterwerfen. — Seine Majestät müßte vielleicht mit Recht befürchten, daß in einem gleichzeitigen Vorgehen gegen das Konkordat und gegen die völkerrechtliche Stellung des Papstes eine prinzipielle Gegnerschaft gegen die katholische Kirche erblickt werden könne. Und selbst die freisinnige Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaats möchte eine solche Auffassung theilen und, wie ich überzeugt bin, derartige Schritte nicht überall billigen."

Napoleon lächelte.

„Seien Sie unbesorgt," sagte er, „es ist nicht Rom, wovon ich sprechen will, ich bin keineswegs gesonnen, den Papst fallen zu lassen und zu gleicher Zeit eine für den französischen Einfluß so wichtige Position aufzugeben. Das italienische Nationalgefühl verlangt, nachdem Venetien wieder mit dem neuen Reiche vereinigt ist, daß auch alle Gebiete, welche nach Bevölkerung und Sprache zu Italien gehören, mit dem Nationalstaate

wieder vereinigt werden. Von diesen Gebieten ist wesentlich das italienische Tyrol noch übrig, welches, wie mir scheint, für Oesterreich nur eine sehr geringe Bedeutung hat, und dessen Abtretung an Italien dort eine große Freude erregen und den Wunsch nach Rom als Hauptstadt, für einige Zeit wenigstens, in den Hintergrund drängen würde. Könnte die italienische Regierung mit Tyrol als Angebinde vor die Nation treten, so würde sie der österreichischen Allianz eine enthusiastische Aufnahme sichern, den preußischen Einfluß definitiv aus der italienischen Politik verdrängen und kräftig in unsere Aktion eingreifen können. Selbstverständlich," fügte er in leichtem Ton hinzu, indem ein scharfer Blick seines schnell aufgeschlagenen Auges zu Herrn von Beust hinüber glitt, — „selbstverständlich dürfte, wenn eine solche Aktion einträte und, wie kaum zu zweifeln ist, siegreichen Erfolg hätte, Oesterreich die Berechtigung ansprechen, für jene Gebietsabtretung Kompensation nach anderer Richtung für sich in Anspruch zu nehmen."

Herr von Beust blickte mit einiger Verlegenheit zu Boden und spielte leicht mit den Spitzen seiner Finger an der Schleife seiner Kravatte.

„Sire," sagte er nach einigem Nachdenken, während der Kaiser sich wie ermüdet wieder in seinen Sessel niedersinken ließ, „ich mache keinen Hehl aus meiner per-

sönlichen Ueberzeugung, nach welcher für Oesterreich weder aus dem Besitz der Gebiete italienischer, noch aus dem der Landestheile polnischer Nationalität Segen erwachsen ist. Oesterreich hätte diese Gebiete vielleicht besser nie erworben, — die italienischen Besitzungen gewiß besser rechtzeitig aufgegeben, um seine ganze Kraft nach Norden zu wenden und sich seine Stellung in Deutschland ungeschmälert zu erhalten. — Aber," fuhr er etwas zögernd fort, — „was die politische Ueberlegung dem Minister als richtig und vernünftig zeigt, das findet oft — einen sehr natürlichen und berechtigten Widerstand in den Gefühlen des Monarchen. Eure Majestät werden begreifen, daß die Vergangenheit persönliche Gefühle im Herzen meines Souveräns erzeugt hat, welche einer Allianz mit Italien nicht günstig sind und welche um so schärfer hervortreten, wenn eine solche Allianz erkauft werden sollte durch Abtretung von Gebietstheilen, die lange zum Besitz des Hauses Habsburg gehört haben. Der Gedanke dieser Kombination müßte also, wie ich glaube, langsam und ruhig erwogen werden, — er ist nicht ein Gegenstand für eine schnelle und unerwartete Besprechung, bei welcher die Rücksichten des persönlich unmittelbaren Verkehrs noch mehr hemmend einwirken. Lassen Eure Majestät es meine Sorge sein, diesen Gedanken zu pflegen und zu entwickeln, — er wird reif werden

und seine Früchte tragen — hier in Salzburg und im persönlichen Verkehr möchte ich Eure Majestät bitten, diesen delikaten Punkt nicht zur Sprache zu bringen."

„Ich danke Ihnen, lieber Baron," sagte der Kaiser in verbindlichem Konversationston, „daß Sie so aufrichtig und eingehend mir geantwortet haben, — das ist ja die Bedingung jedes gemeinsamen Handelns, — zugleich bin ich erfreut, daß Ihre politische Anschauung der Lage mit der meinigen vollständig übereinstimmt, und ich werde mit äußerster Vorsicht vermeiden, Ihrer vorbereitenden Thätigkeit zur Ausführung unserer Gedanken vorzugreifen."

Er sah nach seiner Uhr.

„Es ist für heute ein Ausflug nach Klesheim festgesetzt, — die Kaiserin freut sich unendlich auf die schönen Berge, — ich werde vorher die Ehre haben, Ihren Majestäten meinen Besuch zu machen — wir können vielleicht noch eine Stunde Zeit gewinnen, einige der angeregten Punkte beim Kaiser zu besprechen."

„Ich werde Seine Majestät darauf vorbereiten," sagte Herr von Beust, — „und habe nur noch zu fragen, ob Eure Majestät vollkommen mit den Arrangements Ihrer Wohnung zufrieden sind, oder ob Sie noch irgend welche Befehle haben?"

„Ich danke," erwiederte der Kaiser aufstehend, —

„ich wüßte nicht, was noch zu wünschen übrig bleiben könnte. Die Kaiserin ist entzückt von ihrem Appartement und besonders gerührt von der Aufmerksamkeit, mit welcher ihr Schlafzimmer ganz genau demjenigen in den Tuilerieen gleich hergestellt ist. — Was mich betrifft," sagte er, indem er den Blick im Salon umherschweifen ließ, — „es wäre kaum möglich, mehr Pracht, Geschmack und Comfort zu vereinen."

„Es wird dem Kaiser hocherfreulich sein," erwiederte Herr von Beust, „daß Eure Majestät zufrieden sind; die Einrichtung Ihres Appartements hat ein gewisses historisches Interesse, — es ist diejenige, welche der arme Kaiser Maximilian, der so viel Geschmack besaß, für die Residenz in Mailand machen ließ, als er Statthalter der Lombardei wurde."

Eine plötzliche tiefe Blässe zog über das Gesicht des Kaisers, seine Lippen preßten sich aufeinander und seine Augen blickten mit dem Ausdruck des Entsetzens auf diese reichen und schön geformten Möbel, die den Salon ausfüllten.

Schnell aber faßte er sich wieder, reichte Herrn von Beust die Hand und sagte mit verbindlichem Lächeln:

„Auf Wiedersehen also, — ich wünsche mir nochmals Glück, daß unsere Ideen sich so sympathisch begegnen."

Herr von Beust verließ den Salon.

Kaum war der Kaiser allein, als abermals jener Ausdruck des Entsetzens auf seinem Gesicht erschien, — er ließ sich wie in tiefer Erschöpfung auf seinen Stuhl niedersinken und flüsterte mit bebenden Lippen:

„Ist es eine Mahnung des Verhängnisses, — daß diese Möbel mich hier umgeben, — die der todte Maximilian einst im Glück und Glanz machen ließ, — er, der jetzt so schauervoll geendet? — Ich kam hieher," fuhr er fort, indem sein Haupt schwer auf die Brust herabsank, — „um diesen blutigen Schatten zu beschwören, der sich zwischen Frankreich und Oesterreich erhebt, — und nun tritt er mir selbst in den leblosen Möbeln meines Zimmers drohend entgegen!"

Wie zurückschaudernd vor der Berührung des Stuhles, in dem er saß, sprang er rasch empor und ging mit einigen großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Ist es der dämonische Einfluß dieses Todten, der alle meine Pläne hier scheitern läßt?" sagte er dann, finster vor sich niederblickend. — „Ich suchte die Basis einer festen Stellung — und ich finde diesen Mann, dessen beweglicher Geist nur die Phrase und die Formel zuzuspitzen weiß, — der nicht über die Negation hinauskommen kann! — Welch' eine wunderbare Auffassung,

welch' eine nebelhafte Selbsttäuschung oder furchtsame Besorgniß, den Verhältnissen gerade in's Auge zu sehen!" — rief er mit bitterem Ton. — „Dänemark, das erste Opfer der preußischen Macht, soll durch freundschaftliche Einwirkung zum Nachgeben bestimmt werden, — gegen die Verletzung des Prager Friedens weiß er kein anderes Mittel zu empfehlen, als Schweigen und Warten, — Warten, bis die jetzt noch den Süddeutschen widerstrebende Einigung mit dem Norden sich durch die tausend Beziehungen des materiellen Lebens unauflöslich verkittet hat! Und die Allianz mit Italien langsam vorbereiten, — ein kleines Opfer will man scheuen, um so Großes zu erreichen! — Nein, nein," fuhr er fort, „dieser Mann wird nie ein fester Verbündeter sein — ich habe mich getäuscht, — dieß in so viele Theile gespaltene Oesterreich bedarf einer festen und energischen Hand, um alle diese Theile zu einem handlungsfähigen und thatkräftigen Ganzen zusammenzufügen, — nicht eines dialektischen Geistes, der seine Gewandtheit zu beweisen glaubt, indem er die Kräfte der einzelnen Theile des Reiches in konstitutionellem Spiel und Gegenspiel gegen einander abnützt und sie so unthätig macht. — Ich muß anders vorgehen," sagte er nach einer Pause, — „ich muß mit Italien mich zunächst verständigen, — das italienische Tyrol muß es erhalten, — und dann soll

Oesterreich und dieser unschlüssige Herr von Beust vor die einfache Frage: Ja oder Nein — gestellt werden. So allein ist eine Koalition möglich, welche auch die süddeutschen Staaten umfaßt, — ohne welche eine Aktion gegen Preußen thöricht wäre. Ohne einen starken Druck werden die süddeutschen Fürsten es niemals wagen, zu handeln, und steht Italien fest zu mir, folgt Oesterreich dem nothwendigen Zuge dieser Allianz, so ist Süddeutschland eingeschlossen und hat einen gewiß willkommenen Vorwand, um sich von der immer engeren Umarmung des Nordbundes zu befreien. — Hier ist nichts zu thun," sprach er seufzend, „als die Komödie mit Anstand zu Ende zu spielen, damit sie wenigstens vor den Augen der Welt ihren Zweck erfülle und mir als Druckmittel in Berlin nütze, — wo ich doch noch einen Versuch machen will, — denn dort liegt die wahre Macht, mit der ich lieber mich verbinden als gegen sie kämpfen möchte. — Immerhin ist dieser Besuch nützlich gewesen. Diese Vormittagsstunde ist nicht verloren, — das Nichterscheinen des Königs von Bayern, diese Unterhaltung mit Herrn von Beust, die mir das Vacuum in seinem Geiste klar gezeigt hat, — das Alles hat mir wie ein erhellender Blitz die Situation klar gemacht, und von diesem Augenblick an beginnt eine neue Aktion für mich — ohne Illusion, mit bestimmtem Ziel."

Er richtete den frei aus seinen Augenlidern hervortretenden Blick sinnend aufwärts und citirte langsam die Worte aus dem „Tod des Pompejus“:

„J'ai servi, commandé, vécu quarante années:
Du monde entre mes mains j'ai vu les destinées;
Et j'ai toujours connu, qu'en tout événement,
Le destin des États dépendait d'un moment.“

Vierzigstes Kapitel.

Der Kaiser Napoleon war nach Paris und der Kaiser Franz Joseph nach Wien zurückgekehrt. Die Konjekturalpolitik hatte allmälig aufgehört, sich mit der Zusammenkunft zu beschäftigen. Das einzige greifbare Resultat dieser so vielfach besprochenen Begegnung war die von den wiener und pariser Journalen einmüthig verkündete Nachricht, daß der Kaiser von Oesterreich im Oktober den Besuch Napoleon's erwiedern und zur Besichtigung der Ausstellung in Paris erscheinen werde. Bei diesem Besuche würden dann, so erzählten die mehr oder weniger offiziösen Korrespondenten aus Paris und Wien, die vorläufigen Besprechungen von Salzburg zu bestimmten Stipulationen erhoben werden.

Unbekümmert um alle Konjekturen, welche man an die Zusammenkunft in Salzburg geknüpft hatte, und welche man noch an den bevorstehenden Besuch des Kaisers von Oesterreich in Paris zu knüpfen fortfuhr, saß

der Kanzler des norddeutschen Bundes vor dem großen Schreibtische in seinem Arbeitszimmer. Das Gesicht des Grafen Bismarck zeigte den Ausdruck ruhiger Heiterkeit, es schien nicht, daß irgend eine am Horizont der europäischen Zukunft aufsteigende Wolke seinen Gleichmuth zu beeinträchtigen im Stande sei. Er hielt einen Brief in der Hand, den man ihm so eben überbrachte, und durchlas aufmerksam dessen Inhalt.

„Dieß scheint allerdings die Handschrift Garibaldi's zu sein," sagte er, genau die Schriftzüge des Briefes prüfend, — „er empfiehlt mir den Ueberbringer als einen vertrauenswürdigen Mann, der mir wichtige Mittheilungen zu machen habe. — Hören will ich ihn," sagte er nach einigem Nachdenken, — „wie ich Alles zu hören gewohnt bin, was an mich herantritt, — aber wer bürgt mir dafür, daß man mir nicht irgend eine Falle stellt, — sei es von Oesterreich aus, um Konflikte mit Frankreich zu erregen, — sei es auch von Paris aus! — Die Handschrift dieses Garibaldi ist so leicht nachzuahmen, und," fuhr er fort, „wie leicht könnte man den alten, naiv fanatischen Condottiere selbst zu einer Intrigue mißbrauchen, um mich zu kompromittiren!"

Er bewegte die Glocke.

„Ist der Ueberbringer dieses Billets noch da?" fragte er den Kammerdiener.

„Er hat unten die Antwort Eurer Excellenz abwarten wollen.“

„Lassen Sie ihn rufen,“ sagte der Graf, „ich will ihn empfangen.“

Nach einigen Minuten, während deren der Ministerpräsident langsam im Zimmer auf und nieder schritt, öffnete der Kammerdiener einem mittelgroßen, schlanken Mann in einfachem schwarzen Anzug die Thür. Der Eintretende mochte etwa vierzig Jahre alt sein, sein Gesicht war gelblich bleich, das dunkle, lebhaft bewegte Auge sah unter den Wimpern hervor mit jenem eigenthümlichen, halb träumerisch glühenden, halb lauernd zurückhaltenden Blicke, der allen Verschwörern aller Zeiten und Länder gemeinsam ist.

Graf Bismarck hatte sich der Thür zugewendet, ging dem Eintretenden einen Schritt entgegen und sprach, sich mit kalter Höflichkeit verneigend:

„Sie haben mir ein Einführungsschreiben des Generals Garibaldi gebracht, mein Herr, — ich bin mit Vergnügen bereit, zu hören, was der General mir mitzutheilen hat.“

Er deutete auf einen seinem Schreibtisch gegenüber stehenden Lehnstuhl und setzte sich selbst auf der andern Seite vor seinem Schreibtisch nieder.

„Der General hat mich zu Eurer Excellenz gesen-

det," sagte der Fremde in französischer Sprache, — „weil er das feste Vertrauen hat, daß die Gesinnungen und Ueberzeugungen, welche Sie im vorigen Jahre bei dem Abschluß einer Allianz mit Italien erfüllten, auch heute noch für Sie maßgebend sind, und daß Sie die tiefe Ueberzeugung des Generals theilen, die Einigung und Erstarkung Deutschlands zur nationalen Macht und Größe könne nur in inniger Verbindung mit dem Einigungswerk Italiens zur Vollendung gebracht werden, wie die Feinde der deutschen Einheit und derjenigen Italiens dieselben sind."

Das klare graue Auge des Grafen ruhte mit scharfem und durchdringendem Blicke auf dem Fremden, der eine gewisse Befangenheit nicht verbergen konnte unter dem Eindruck dieses eisernen und kalten Blicks.

„Ich habe durch die gemeinsame Aktion im vorigen Jahre bewiesen," sagte Graf Bismarck mit ruhigem Tone, „wie sehr ich davon durchdrungen bin, daß die neuen nationalen Gestaltungen in Italien und Deutschland viele gemeinsame Interessen bedingen und gemeinsamen Feinden begegnen, — und durch meine Haltung seitdem glaube ich gezeigt zu haben, daß meine Ansichten in dieser Beziehung sich nicht geändert haben, — wenn ich auch zuweilen nicht habe verkennen können, daß eine

gleiche Kontinuität der Ansichten bei der italienischen Regierung nicht immer stattzufinden schien."

„Die italienische Regierung ist nicht das italienische Volk, Herr Graf," sagte der Fremde, — „in diesem Augenblicke am allerwenigsten. Es machen sich am Hofe zu Florenz in diesem Augenblicke maßgebende Einflüsse geltend, welche von Paris aus geleitet werden, und welche nach der Ueberzeugung des Generals und aller italienischen Patrioten geradezu den wahren Interessen der Nation entgegenarbeiten."

Graf Bismarck neigte ruhig und schweigend das Haupt, — es wäre schwer zu sagen gewesen, ob zum Zeichen des Einverständnisses mit den Worten des Sprechenden oder der bereitwilligen Aufmerksamkeit, seinen weiteren Eröffnungen zuzuhören.

„Eure Excellenz haben noch mehr Mittel als wir," fuhr der Emissär Garibaldi's fort, „um die Fäden der europäischen Politik zu verfolgen, es wird daher Ihrem Blicke nicht entgangen sein, was vor uns klar daliegt, — daß nämlich in diesem Augenblick ein Plan gesponnen wird, der in Salzburg zuerst Form erhielt und der bei dem Besuch des Kaisers von Oesterreich in Paris, — wo auch Viktor Emanuel anwesend sein soll, zur Vollendung gebracht zu werden bestimmt ist."

Ein leichtes Lächeln glitt wie ein unwillkürliches Zucken über das ernste Gesicht des Ministerpräsidenten, — dann blickte er mit unverändertem Ausdruck einer gespannten, fast neugierigen Aufmerksamkeit zu seinem Besuche hinüber.

„Es handelt sich darum," fuhr dieser fort, „die französisch-österreichische Allianz, welche dem weiteren Fortschritt der deutschen Einigungsbewegung entgegengestellt werden soll, durch den verbindenden Eintritt Italiens in diese Kombination zu ermöglichen, und mit kleinlichen und ungenügenden Konzessionen das Nationalgefühl und die nationalen Forderungen des italienischen Volkes einzuschläfern, um das große Ziel, die Erhebung der nationalen Fahne auf dem Kapitol, zu beseitigen. — Eine solche Politik wäre aber," sprach er lebhaft weiter, — „für Italien geradezu eine selbstmörderische, — denn sie würde dahin führen, daß diesseits wie jenseits der Alpen eine unfertige, in ewigem inneren unruhigen Ringen sich aufreibende Staatsform erhalten bliebe, welche es der französischen und österreichischen Politik möglich machen würde, ihren zersetzenden und durch die Zersetzung herrschenden Einfluß nach beiden Richtungen ferner auszuüben und mit der Zeit auch das wieder zu zerstören, was unter der Mitwirkung Napoleon's geschaffen ist, der heute schon bitter bereut,

zu der Einigung Italiens aktiv — und zu derjenigen Deutschlands passiv seine Hand geboten zu haben."

Er hielt inne.

„Und wie glaubt der General Garibaldi den Plänen begegnen zu können, über deren Existenz Sie mir zu sprechen die Güte haben, und deren Ausführung, — wie ich anerkenne, — wenn sie in der Absicht der betreffenden Kabinette liegen sollte, für Deutschland eben so bedenklich wäre wie für Italien?"

Ein gewisses Erstaunen zeigte sich auf dem Gesichte des Boten Garibaldi's.

„Die Ausführung dieser Pläne," sagte er, „liegt in der That in der Absicht der Kabinette und ist bereits weit vorgeschritten, — daß sie nicht noch weiter gediehen ist, liegt vielleicht nur an einem gewissen Widerstreben des Kaisers Franz Joseph und an dem ängstlichen Zögern Ratazzi's, der die mächtige Aufwallung des nationalen Unwillens in Italien fürchtet und durch allerlei kleine Mittel und Intriguen zurückzuhalten sucht. Wir haben die Beweise," — fuhr er fort, indem er einige Papiere aus seiner Tasche zog, — „daß —"

Graf Bismarck machte eine abwehrende Handbewegung.

„Wir sprachen von Eventualitäten, — deren Möglichkeit die Erörterung anderer Eventualitäten bedingt,

um gemeinsamen Gefahren zu begegnen, — bleiben wir dabei — nach Erörterung dieser Eventualitäten wird es Zeit sein, zu erwägen, ob es geboten sei, das Gebiet der Thatsachen zu betreten. — Was glaubt der General vorbereiten und thun zu müssen, um die Ausführung der Pläne, welche er voraussetzt, zu verhindern?"

Der Fremde unterdrückte einen gewissen Ausdruck von Enttäuschung, der bei den Worten des Ministers auf seinem Gesicht erschien, und fuhr fort, indem er seine Papiere wieder in die Tasche seines Rockes steckte:

„Wie die Regierung zu Florenz, französischen Einflüssen gehorchend, daran arbeitet, das nationale Gefühl einzuschläfern und Italien in eine Kombination hineinzuführen, welche die Entwickelung zur nationalen Größe und Macht für lange Zeit unterbrechen muß, — während dieß Werk der Finsterniß, — dieser große Verrath an der Sache des Volks sich vorbereitet, ist es die Aufgabe der wahren Patrioten, durch einen reinigenden und plötzlich erhellenden Wetterschlag das Volk zu erwecken und ihm das Ziel seines Strebens in scharfer Erleuchtung vor Augen zu führen, — das Volk wird schnell begreifen, wo seine wahren Interessen liegen, — die Regierung wird der Aufwallung des Volkswillens folgen müssen, — die Verräther werden stürzen, — und vielleicht wird es gelingen, mit einem kräftigen Schlag

das Werk zu vollenden und das Gebäude der nationalen Einheit Italiens auf dem Kapitol zu krönen. — Ich habe," fuhr er lebhafter fort, „die Zuversicht, daß dieß gelingen wird — und wenn es gelingt — wenn es unter dem Beistande Eurer Excellenz gelingt, so wird Deutschland an dem zu voller Macht erstarkten Italien einen treuen und thatkräftigen Bundesgenossen haben, der jederzeit bereit sein wird, ihm die Hand zu bieten, um auch seinerseits alle Schranken niederzuwerfen, welche innere und äußere Feinde seiner Einigung noch entgegenstellen. — Ich spreche besonders auch," fuhr er fort, als Graf Bismarck in ruhigem Schweigen verharrte, „von den inneren Feinden — denn auch diese sind bei den Nationen gemeinsam wie die äußeren. Das Papstthum und die von ihm abhängige Hierarchie bekämpft mit allen Mitteln die italienische Einheit, — weniger um des Glaubens willen — denn Italien ist katholisch und wird trotz aller freien Ideen, die das Volk durchziehen und bewegen, gut katholisch bleiben, — das Papstthum kämpft vielmehr gegen die italienische Einheit in thörichter Verblendung zur Erhaltung des absolutistischen Priesterstaats, den es für sein besonderes Recht und für die wesentlichste Stütze seiner Macht hält. Man begreift in Rom nicht, daß das Papstthum unendlich mächtiger wäre, wenn es der nationalen Bewegung die

Hand reichte, sich an die Spitze derselben stellte und so von dem gewaltigen Aufschwunge des Volkes getragen eine neue Herrschaft begründete, der die Zukunft gehören würde. — Doch das ist vorbei,“ fuhr er seufzend fort, — „es ist der Krieg auf Leben und Tod erklärt zwischen der Nation und der Kirche, wie sie jetzt ist — und mögen Diejenigen es verantworten, welche ihn heraufbeschworen haben. — Wie aber,“ sprach er weiter, „das Papstthum die nationale Einigung Italiens bekämpft, um seinen politisch absoluten Priesterstaat zu erhalten, so wird es die Einigung Deutschlands aus religiösen Gründen bekämpfen, — einen deutschen Kaiser würde der Vatikan gern acceptiren, — aber daß dieser deutsche Kaiser ein protestantischer Fürst sein soll, — daß das freisinnige Berlin der Mittelpunkt Deutschlands werden soll, — das wird man in Rom nicht zulassen wollen, und bald wird man alle Dämonen der Finsterniß heraufbeschwören, um die Wurzeln der nationalen Einheit in Deutschland zu untergraben und den Religionshaß mit seiner zerstörenden Furienfackel aufzuhetzen gegen die einträchtige Erstarkung des Volkes.“

„Wir haben uns in keiner Weise über die römische Kurie zu beklagen,“ sagte Graf Bismarck ruhig, — „und Preußen, in dessen Hand die nationale Zukunft Deutschlands liegt, hat viele sehr patriotisch gesinnte katholische

Unterthanen; wenn also der König von Preußen persönlich Protestant ist, so ist er als Staatsoberhaupt doch wahrlich kein Feind der Katholiken, und ich sehe in der That nicht, welche Veranlassung das Papstthum haben könnte, sich der Erstarkung Deutschlands unter preußischer Führung entgegenzustellen."

„Und doch wird es geschehen," erwiederte der Agent Garibaldi's, „blicken Sie hin auf Süddeutschland, auf die Volkspresse in Bayern, — auf Polen, — überall regt und bewegt sich der zersetzende feindselige Einfluß der ultramontanen Parteiführer — und wenn heute die römische Kurie noch keine offizielle Stellung in diesem Kampfe nimmt, so wird dieß früher oder später geschehen, — früher oder später wird die Maske fallen, — Sie werden sich und Ihr Werk dem hartnäckigen und erbitterten Eifer der unversöhnlichen Hierarchie gegenüber sehen."

„Wenn das geschehen sollte," sagte Graf Bismarck mit fester, volltönender Stimme, „wird man mich stets bereit finden, den Kampf aufzunehmen und die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der Gegner überwunden ist. Ich meinerseits aber habe keinen Grund, einen solchen Streit heraufzubeschwören."

„Ich habe," sagte der Italiener, „diesen Gegenstand nur berührt, um meine Ansicht über die Zusammen-

gehörigkeit der Interessen von Deutschland und Italien vollkommen klar zu machen; ich will mir nun erlauben, den Weg zu bezeichnen, auf welchem der General die Nation zu erwecken und die verrätherischen Pläne des gegenwärtigen Ministeriums zu durchkreuzen denkt. Der General hat den Rath seiner Getreuen versammelt und beabsichtigt sogleich einen Zug gegen Rom zu unternehmen, welcher den nationalen Geist mächtig erwecken und das Ministerium zwingen wird, Farbe zu bekennen. Mag Ratazzi noch so sehr dem Einflusse Frankreichs gehorchen, der König Viktor Emanuel wird der nationalen Bewegung folgen, und was die Hauptsache ist, Frankreich wird gezwungen sein, uns entweder Rom auszuliefern, oder aber sich der nationalen Erhebung mit den Waffen in der Hand entgegenzustellen und damit für immer jede Allianz mit Italien für sich unmöglich zu machen."

„Es liegt viel Wahres und Richtiges in der politischen Kombination, die Sie mir so eben entwickeln; jeder Staatsmann in Europa hat gewiß das höchste Interesse, eine Bewegung, wie die von Ihnen angedeutete, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu verfolgen. Ich danke Ihnen für das Vertrauen und vermag nur nicht genau zu sehen, in welcher Weise die von Ihnen vorhin als wünschenswerth bezeichnete Mitwirkung meinerseits

bei dem vom General beabsichtigten Unternehmen würde eintreten können."

„Ich werde die Natur der Mitwirkung Eurer Excellenz an einem für Deutschland so wichtigen Werke mit zwei Worten bezeichnen," sagte der Abgesandte Garibaldi's; „der General hat Mannschaften genug für sein Unternehmen, denn die ganze Jugend Italiens wird zu seinen Fahnen strömen, aber er hat keine Waffen und kein Geld, oder wenigstens nicht Waffen und nicht Geld genug, um ein zu nachhaltiger militärischer Aktion befähigtes Korps auszurüsten und zu unterhalten."

„Und der General erwartet von mir Waffen und Geld?" fragte Graf Bismarck, den stahlscharfen Blick gerade auf den Sprechenden richtend, indem ein eigenthümliches Zucken um seine Mundwinkel spielte.

„Wenn Eure Excellenz von der Gemeinsamkeit der Interessen Deutschlands und Italiens überzeugt sind, so werden Sie in einer solchen Unterstützung, welche kein völkerrechtliches Hervortreten bedingt, nur die Förderung der deutschen Sache erblicken."

Graf Bismarck schwieg einen Augenblick, während des Italieners brennende Augen erwartungsvoll auf seinem Gesichte ruhten.

„Die Frage, welche Sie angeregt haben," sagte der Ministerpräsident, „hat zwei Seiten, eine rechtlich

Mittheilung nicht zurückweisen, wenn Sie damit einverstanden sind, daß der Geschäftsträger Italiens an dieser Unterhaltung Theil nimmt."

Der Agent Garibaldi's erhob sich rasch.

„So tief ich bedaure," sagte er mit resignirtem Ausdrucke, „die Wünsche des Generals und diejenigen aller Patrioten meines Landes nicht erfüllt sehen zu können, so muß ich doch unter dieser Bedingung auf eine weitere Unterhaltung über den angeregten Gegenstand verzichten. Ich habe nur noch die Bitte auszusprechen, daß Eure Excellenz meine Mittheilungen als ganz vertrauliche zu betrachten die Güte haben mögen."

„Ich weiß persönlich dem Vertrauen stets zu entsprechen," sagte Graf Bismarck, ebenfalls aufstehend, „und der General kann überzeugt sein, daß das seinige nicht getäuscht werden wird; wenn politische Rücksichten auf die Regeln des nationalen Verkehrs meine Handlungen bestimmen müssen, so kann doch in diesen Rücksichten keine Veranlassung für mich liegen, Dinge, die mir persönlich mitgetheilt werden, denunziatorisch Andern zur Kenntniß zu bringen."

„Ich danke Eurer Excellenz für diese Versicherung," sagte der Italiener; „und habe nur noch meine Freude auszudrücken, daß die Mission des Generals Garibaldi

mir Gelegenheit gegeben hat, den großen Regenerator Deutschlands von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Glauben Eure Excellenz auch jetzt uns Ihren Beistand versagen zu müssen, so bitte ich Sie doch, von mir im Namen aller italienischen Patrioten die innigsten Wünsche für das Gelingen Ihres großen nationalen Werkes entgegenzunehmen."

Graf Bismarck verneigte sich mit schweigender Höflichkeit und begleitete den Emissär Garibaldi's einige Schritte nach der Thür des Kabinets hin.

„Das Schicksal ist mir günstig," sagte er, indem er leicht die Hände reibend einige Male im Zimmer auf und nieder ging. — „Während man in Paris und Wien künstliche Pläne spinnt, um der deutschen Entwicklung eine Koalition entgegenzustellen, welche mich einengen und zurückdrängen soll, kommt mir dieser Garibaldi wie ein deus ex machina zu Hülfe und bereitet einen Handstreich vor, der für mich von großem Werth ist. Er wird Rom nicht gewinnen, dieser arme Enthusiast," sagte er achselzuckend, — „alle diese Italiener, die Freischaaren so wenig wie die Regierungstruppen, werden etwas ausrichten, so lange der französische Adler die ewige Stadt und den Papst beschützt. Aber das wird jedenfalls erreicht werden durch diese Diversion, daß die in Salzburg so fein geplante Koalition in ihrer inner=

sten Wurzel tödtlich getroffen wird. — Ja, ja,“ sagte er lachend, „mein Herr von Beust, mit den feinen Spinnengeweben Ihrer politischen Kombinationen fesselt man das erwachende Deutschland nicht. — Doch,“ sagte er, rasch zu seinem Schreibtisch tretend, „es ist immerhin erforderlich, diesen eigenthümlichen und geheimen Abgesandten Garibaldi’s ein wenig zu überwachen und mich zu vergewissern, was er treibt und wo er bleibt.“

Er ergriff einen Bogen Papier, warf rasch einige Zeilen seiner großen und charakteristischen Handschrift auf dasselbe, verschloß es mit dem auf dem Tisch stehenden Petschaft und bewegte die Glocke.

„Dieß Billet sogleich an den Polizeipräsidenten,“ befahl er dem eintretenden Kammerdiener.

„Zu Befehl, Euer Excellenz.“

„Ist Jemand im Vorzimmer?“

„Der französische Botschafter ist so eben gekommen, ich war im Begriff, ihn Eurer Excellenz zu melden.“

„Führen Sie ihn sogleich herein,“ sagte Graf Bismarck. — „Er ahnt nicht, welche Mittheilung mir so eben gemacht ist,“ flüsterte er, während der Kammerdiener dem Botschafter die Thür öffnete.

Lächelnd trat der Botschafter des Kaisers Napoleon in das Kabinet, glatt und geschmeidig wie immer, — mit ausgesuchter Höflichkeit begrüßte ihn der Graf Bis-

marck. Wer die Begegnung des Ministers und des Diplomaten hätte sehen können, der hätte die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland die allerbesten und vorzüglichsten seien und daß auf der Grundlage dieser so freundlichen und innigen Beziehungen der europäische Frieden so sicher und fest als möglich beruhe.

Der Botschafter nahm den Platz ein, welchen unmittelbar vorher der Agent Garibaldi's inne gehabt, — Graf Bismarck setzte sich vor seinen Schreibtisch, mit verbindlicher Aufmerksamkeit die Anrede Benedetti's erwartend.

„Ich möchte mir erlauben," sagte dieser, „heute Ihre Aufmerksamkeit, mein lieber Graf, ein wenig auf die Lage Europas und auf einige für dieselbe besonders wichtigen Fragen zu lenken. Es ist nicht nur mein persönlicher Wunsch, meine Ideen mit Ihnen auszutauschen, der mich dabei leitet, — ich bin besonders dazu durch meine Regierung veranlaßt, — da der Kaiser, wie Sie wissen, einen besonders hohen Werth darauf legt, mit der preußischen Regierung und mit Ihnen," fügte er mit Betonung hinzu, — „in allen Fragen einig zu sein."

„Ich erkenne besonders dankbar diesen Wunsch des Kaisers an," sagte Graf Bismarck sich verneigend, „und

sten Wurzel tödtlich getroffen wird. — Ja, ja," sagte er lachend, „mein Herr von Beust, mit den feinen Spinnengeweben Ihrer politischen Kombinationen fesselt man das erwachende Deutschland nicht. — Doch," sagte er, rasch zu seinem Schreibtisch tretend, „es ist immerhin erforderlich, diesen eigenthümlichen und geheimen Abgesandten Garibaldi's ein wenig zu überwachen und mich zu vergewissern, was er treibt und wo er bleibt."

Er ergriff einen Bogen Papier, warf rasch einige Zeilen seiner großen und charakteristischen Handschrift auf dasselbe, verschloß es mit dem auf dem Tisch stehenden Petschaft und bewegte die Glocke.

„Dieß Billet sogleich an den Polizeipräsidenten," befahl er dem eintretenden Kammerdiener.

„Zu Befehl, Euer Excellenz."

„Ist Jemand im Vorzimmer?"

„Der französische Botschafter ist so eben gekommen, ich war im Begriff, ihn Eurer Excellenz zu melden."

„Führen Sie ihn sogleich herein," sagte Graf Bismarck. — „Er ahnt nicht, welche Mittheilung mir so eben gemacht ist," flüsterte er, während der Kammerdiener dem Botschafter die Thür öffnete.

Lächelnd trat der Botschafter des Kaisers Napoleon in das Kabinet, glatt und geschmeidig wie immer, — mit ausgesuchter Höflichkeit begrüßte ihn der Graf Bis-

marck. Wer die Begegnung des Ministers und des Diplomaten hätte sehen können, der hätte die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland die allerbesten und vorzüglichsten seien und daß auf der Grundlage dieser so freundlichen und innigen Beziehungen der europäische Frieden so sicher und fest als möglich beruhe.

Der Botschafter nahm den Platz ein, welchen unmittelbar vorher der Agent Garibaldi's inne gehabt, — Graf Bismarck setzte sich vor seinen Schreibtisch, mit verbindlicher Aufmerksamkeit die Anrede Benedetti's erwartend.

„Ich möchte mir erlauben," sagte dieser, „heute Ihre Aufmerksamkeit, mein lieber Graf, ein wenig auf die Lage Europas und auf einige für dieselbe besonders wichtigen Fragen zu lenken. Es ist nicht nur mein persönlicher Wunsch, meine Ideen mit Ihnen auszutauschen, der mich dabei leitet, — ich bin besonders dazu durch meine Regierung veranlaßt, — da der Kaiser, wie Sie wissen, einen besonders hohen Werth darauf legt, mit der preußischen Regierung und mit Ihnen," fügte er mit Betonung hinzu, — „in allen Fragen einig zu sein."

„Ich erkenne besonders dankbar diesen Wunsch des Kaisers an," sagte Graf Bismarck sich verneigend, „und

er begegnet vollständig dem meinigen, der — abgesehen von der hohen Achtung, welche ich stets vor den Meinungen des Kaisers habe — aus der innigen und aufrichtigen Ueberzeugung entspringt, daß die Freundschaft zwischen Deutschland und Frankreich eine wesentliche Bedingung für die Ruhe Europas ist. Der Kaiser hat sich übrigens persönlich stets überzeugen können, daß in so vielen und wesentlichen Punkten unsere Anschauungen ganz die gleichen sind."

„Ich darf Ihnen nicht ganz verhehlen," sagte Benedetti, den ruhig gleichgültigen Blick seines fast ausdruckslosen Auges auf das Gesicht des Ministers richtend, — „daß in Paris ein wenig — wie soll ich sagen? — Besorgniß — oder Unruhe darüber besteht, — daß die nahen und augenscheinlich immer inniger sich gestaltenden Beziehungen zwischen Preußen und Rußland, dessen Interessen im Orient ja nicht immer mit denjenigen Frankreichs zusammenfallen können, — Ihren Beziehungen zu uns vielleicht ein wenig Eintrag thun können."

„Mein lieber Botschafter," sagte Graf Bismarck lachend mit dem Ausdruck kordialer Offenheit, „Sie sehen Gespenster, wo keine sind. — Die guten Beziehungen Preußens zu Rußland — basirt übrigens auf die Verwandtschaft der beiden Regentenhäuser und

auf Traditionen, welche beiden fürstlichen Familien heilig sind, — bestehen seit langer Zeit und sind auf jede Weise vor den Augen von ganz Europa zu jeder Zeit manifestirt worden. Zu diesen Beziehungen persönlicher Natur tritt die Nachbarschaft beider Länder, deren Verkehrsbeziehungen immer mehr und dringender die Beseitigung hemmender Schranken erheischen, — divergirende oder kollidirende Interessen liegen nirgends vor, — was ist also natürlicher, als daß von beiden Seiten die freundschaftlichen Beziehungen auf das Sorgfältigste gepflegt werden! Darin liegt aber gewiß kein Grund, hinter diesen so natürlichen Beziehungen politische Abmachungen zu suchen, welche im Stande sein könnten, unserem Freundschaftsverhältniß zu Frankreich Eintrag zu thun oder uns in der Behandlung der Fragen der europäischen Politik die Hände zu binden."

„Es ist mir besonders erfreulich," sagte der Botschafter, „diese Versicherung in diesem Augenblick aus Ihrem Munde zu erhalten, da die eine der Fragen, über welche ich Sie zu unterhalten veranlaßt bin, diejenige des Orients ist, — welche stets die besondere Aufmerksamkeit des Kaisers in Anspruch nimmt."

Der heiter sorglose Ausdruck in dem Gesicht des Grafen Bismarck machte einen Augenblick einer ernsten Aufmerksamkeit Platz. Durch eine schweigende Nei=

gung des Hauptes deutete er an, daß er zu hören bereit sei.

„Es kann Ihnen nicht entgangen sein," fuhr der Botschafter fort, „daß sich sowohl in dem Bassin der untern Donau als von Griechenland aus in der letzten Zeit eine lebhafte und systematisch stets wieder in Gang gebrachte Bewegung bemerkbar gemacht hat."

„Unruhen," warf Graf Bismarck achselzuckend hin, „die in jenen Gegenden natürlich sind und von Zeit zu Zeit immer auftauchen. Ungeordnete und gährende politische und soziale Zustände bringen das mit sich."

„Gegenwärtig indeß," sagte Benedetti, „scheint diese allerdings sehr natürliche Gährung auf den verschiedenen Punkten in einem inneren Zusammenhang zu stehen und zu bestimmten Zwecken geleitet zu werden. Die panslavistische Aktion, welche sich mit einer bewundernswerthen Organisation weithin — selbst bis in die österreichischen Gebiete erstreckt, die allgemeine Bewegung in der griechischen Kirche, — das Alles sind Strömungen, welche, wenn sie wachsend fortschreiten, schließlich dahin führen müssen, daß die Türkei zerfällt und verschwindet, und daß die russische Macht, verstärkt und gesteigert durch den religiösen Einfluß, sich unumschränkt über den ganzen Osten erstreckt."

„Das scheint mir jedenfalls in weiter Zukunft zu

liegen," erwiederte Graf Bismarck, „und für die heutige Lage der Dinge dürfte es kaum nöthig sein, sich mit Eventualitäten künftiger Tage zu beschäftigen, deren Eintritt wohl erst zu einer Zeit stattfinden wird, in der andere Verhältnisse die Politik Europas bestimmen und — andere Männer dieselbe leiten werden."

„Ich möchte über den fernen Zeitpunkt des Eintritts ernster Krisen nicht ganz Ihrer Meinung beistimmen," sagte der Botschafter ruhig, „solche Entwickelungen schreiten oft sehr schnell vor und würden, wenn sie unvorbereitet hereinbrächen, große Gefahren für die Ruhe Europas in sich schließen. — Ich bin weit entfernt, zu behaupten," fuhr er fort, „und habe keine Beweise dafür, daß die russische Regierung in der ganzen, wie es scheint, zusammenhängenden Bewegung, welche den Orient durchzieht, irgend eine leitende oder gar anregende Thätigkeit entwickelt; zweifellos aber ist es, daß die Früchte dieser Bewegung Rußland zugute kommen müssen, — und es ist unmöglich, daß in solcher Lage eine Regierung lange sich dem Einfluß der eigenen Interessen entziehen könne, oder einer ihr nützlichen Bewegung hemmend entgegentreten solle."

„Wir haben allerdings ein Beispiel davon in Italien gesehen, wo die Regierung von Turin — und auch Frankreich — in eine lange von den Parteien

vorbereitete Bewegung eintrat, als es galt, die gereifte Frucht zu brechen," sagte Graf Bismarck, indem sein klares Auge sich durchdringend auf den Botschafter richtete, — „indeß möchte ich kaum glauben, daß in irgend naher Zeit etwas Aehnliches in jenen orientalischen Gegenden zu besorgen sei, — wo ja ohnedieß die Verhältnisse weit verwickelter und weit schwieriger zu beherrschen sind."

„Wo aber," fiel der Botschafter ein, „die zerbröckelnde und in sich schwache Türkei auch einer viel geschlosseneren und imposanteren Macht gegenübersteht, als zu jener Zeit das Königreich Sardinien es war —"

„Sardinien war freilich nur klein," sagte Graf Bismarck, „doch stand ihm Frankreich zur Seite."

Der Botschafter schien die letztere Bemerkung zu überhören, sein glattes Gesicht blieb unbeweglich in seinem Ausdruck unveränderlicher höflicher Gleichgültigkeit.

„Der Kaiser," fuhr er fort, „ist nun der Ansicht, daß es nothwendig sei, einer hochgefährlichen Entwickelung der Dinge im Orient rechtzeitig und in einem Augenblick vorzubeugen, in welchem noch nicht die hochgehenden Wogen eine erfolgreiche Einwirkung unmöglich machen. Der Kaiser erkennt gern an, daß die Bestimmungen des Pariser Friedens der nationalökonomischen

und handelspolitischen Entwickelung Rußlands zu enge und hemmende Grenzen stecken. Er ist deßhalb bereit, in Bezug auf die Schifffahrt und die Küstenvertheidigung des schwarzen Meeres zu einer Revision jenes Vertrages die Hand zu bieten; — auf der andern Seite aber ist der Kaiser und seine Regierung überzeugt von der Nothwendigkeit, die Integrität der Türkei zu erhalten, wenn das europäische Gleichgewicht nicht schweren Erschütterungen ausgesetzt werden soll. Um also allen gefährlichen Katastrophen vorzubeugen, würde es gewiß am zweckmäßigsten sein, wenn die ganze Lage der Dinge im Orient von den Großmächten einer Prüfung unterzogen würde, wonach dann alle dortigen Verhältnisse geordnet, definitiv festgestellt und unter die Garantie Europas gestellt werden müßten. Die Türkei würde sich den nothwendigen Reformen nicht entziehen und ebensowenig würde Rußland wagen, Gedanken an ein orientalisches Weltreich aufkommen zu lassen, oder dahin zielenden Anregungen Gehör zu geben, wenn es sich dem Willen des einigen Europas gegenüber sähe."

Er hielt einen Augenblick inne.

Graf Bismarck schwieg.

„Es ist nun der Gedanke des Kaisers," fuhr Benedetti fort, „daß die Anregung einer solchen Prüfung der orientalischen Frage, durch welche, wenn sie Erfolg

haben soll, Niemand verletzt werden soll und keine Empfindlichkeiten erweckt werden dürfen, — daß diese Anregung am besten von Preußen ausgehen würde, da dasselbe dem Konflikt fernstand, welcher den Krimkrieg und den Pariser Frieden zur Folge hatte. Da das freundschaftliche Verhältniß Preußens zu Rußland jeden Verdacht einer feindlichen Absicht ausschließen muß, — so würde gewiß der nützliche Erfolg einer gemeinsamen europäischen Prüfung der Verhältnisse des Orients am meisten gesichert sein, wenn die preußische Regierung sich entschließen könnte, die Initiative dazu bei den übrigen Mächten zu ergreifen. Es würde sich dabei natürlich von selbst verstehen, daß zwischen Frankreich und Preußen die bestimmenden Gesichtspunkte vorher festgestellt werden, damit diese beiden Mächte sowohl bei der Anregung als bei der weiteren Behandlung der ganzen Sache in vollständigster Uebereinstimmung sich befinden."

Er schwieg und blickte erwartungsvoll zu dem Grafen hinüber.

„Ich erkenne," sagte dieser ernst und ruhig, „in den Gedanken des Kaisers von Neuem dessen Bestreben, alle Gefahren zu beschwören, welche dem europäischen Frieden drohen könnten, — und daneben seinen Wunsch, mit Preußen gemeinsam an diesem Ziel zu arbeiten.

Ich muß indeß," fuhr er fort, — „mit der Offenheit, welche die erste Bedingung des Verkehrs zwischen zwei befreundeten Mächten ist, — sogleich erklären, daß ich nicht einzusehen vermag, wie durch einen europäischen Meinungsaustausch die orientalische Frage, oder vielmehr die orientalischen Fragen irgend gelöst oder auch nur einer späteren Lösung entgegengeführt werden könnten. Die dort schlummernden Konflikte liegen so tief in dem innersten Wesen aller Verhältnisse begründet, daß es meiner Ansicht nach unmöglich ist, sie definitiv auszugleichen. Jedes Anrühren derselben kann nur zu einer Explosion führen, wie es 1854 zu einer solchen geführt hat. Läßt man sie schlummern, so werden sie hoffentlich noch jahrhundertelang weiter schlummern, wie sie es schon jahrhundertelang gethan haben, — es ist das eine chronische Krankheit, bei der man sich nur hüten muß, sie durch unvorsichtige Kuren zu einer akuten Krisis zu führen. — Das ist meine Meinung über die ganze orientalische Angelegenheit im Allgemeinen," sagte er, während der Botschafter nicht im Stande war, ein gewisses Erstaunen über diese kurze und bündige Erklärung ganz zu unterdrücken, — „außerdem aber glaube ich, daß Preußen ganz insbesondere keinen Beruf hat, sich überhaupt in diese Frage zu mischen, — am allerwenigsten aber eine besonders hervortretende Thätigkeit

in derselben zu entwickeln oder eine Initiative zu übernehmen. — Ich persönlich," fuhr er fort, „bin im Ganzen wenig genau über die orientalischen Verhältnisse informirt, — ich lese, wie ich Ihnen schon bei früherer Gelegenheit bemerkte, selten die Berichte von dort, weil in der That weit näher liegende Interessen meine Zeit vollständig in Anspruch nehmen — aber auch aus allgemeinen politischen Gründen halte ich es für Preußen für nothwendig geboten, in jenen Fragen, in welchen ja vorzugsweise England und Frankreich bisher thätig gewesen, eine vollkommen passive Rolle zu spielen."

„Und Sie würden nicht geneigt sein — aus dieser passiven Rolle herauszutreten, — auch nicht durch einen Ideenaustausch — der ja noch keine Aktion ist?" fragte Benedetti.

„Ich bin ein sehr praktischer Mensch, mein lieber Botschafter," sagte Graf Bismarck in kordialem Ton, „und beschäftige mich gern mit Fragen, die ein augenblickliches, nachdrückliches und erfolgreiches Handeln bedingen und möglich machen, — hier vermag ich aber in der That nicht abzusehen, welchen praktischen Nutzen ein Austausch theoretischer Anschauungen haben könnte, — ich muß Ihnen also aufrichtig gestehen, daß ich eine Erörterung jener Fragen, über die ich nicht vollständig orientirt bin, und eine Verständigung über dieselben mit

dem Kaiser und seiner Regierung, die mir von hohem Werthe ist und an der ich nicht zweifle, — lieber vertagen möchte, bis dazu eine unmittelbare praktische Veranlassung vorliegt."

Benedetti hatte seine gleichmäßig ruhige Fassung wieder gefunden und sprach in einem Tone, als sei er durch die Erklärung des Grafen Bismarck vollständig befriedigt, weiter:

„Es bleibt mir noch übrig, dem Wunsche des Kaisers gemäß, Ihre Aufmerksamkeit auf eine zweite Frage zu lenken, welche den Interessen Preußens und Deutschlands, wie mir scheint, weniger fern liegt, und bereits mit denselben in inniger Verbindung gestanden hat, ich meine die Angelegenheiten Italiens."

Graf Bismarck sah den Botschafter mit dem Ausdruck der Verwunderung an.

„Die Angelegenheiten Italiens?" fragte er, — „und in welcher Weise sollten dieselben den Gegenstand von Erörterungen bilden können — die ganzen Verhältnisse dort sind ja in der Konsolidirung begriffen und der Septembervertrag regelt ja vollständig den delikaten Punkt des Verhältnisses zu Rom?"

„Und doch ist es gerade dieser Punkt," sagte Benedetti, „welcher nach der Meinung des Kaisers eine ernste Erwägung und eine Einwirkung der Großmächte

neue Anstellungsdekrete erhalten haben. Zwar ist um das päpstliche Gebiet ein doppelter Kordon von vierzigtausend Mann Regierungstruppen gezogen, — aber die Offiziere Garibaldi's sprechen laut und offen davon, daß sie unter den Regimentern Einverständnisse haben, welche diesen Kordon illusorisch machen würden."

Er hielt inne.

„Es scheint also, daß der alte Garibaldi wirklich wieder einen kleinen Streifzug unternehmen will," sagte Graf Bismarck, — „da wird ein wenig Pulver in die Luft gepufft werden, — ernste Bedeutung vermag ich der Sache dennoch nicht beizulegen, die französische Fahne deckt Rom, und weder werden die Freischaaren Garibaldi's etwas gegen Ihre Truppen ausrichten, noch wird es die italienische Regierung wagen, offen gegen Frankreich aufzutreten."

„Man kann nie wissen, wie weit die italienische Regierung von der Aktionspartei gedrängt wird," sagte Benedetti, — „jedenfalls wird das Alles die Ruhe Europas wieder etwas erschüttern, und es wäre in der That sehr erwünscht, wenn diesen Zuständen ein- für allemal ein Ende gemacht würde."

„Das möchte schwer sein," sagte Graf Bismarck.

„Der Kaiser ist der Meinung," fuhr Benedetti fort, „daß es dennoch gelingen könnte, wenn man —

und Angesichts der neuen Verwickelungen so bald als möglich — eine Konferenz der Großmächte beriefe, welche die italienische Frage in Erwägung nähme, das Verhältniß zwischen der römischen Kurie und dem Königreich Italien definitiv regelte und unter ihre Garantie stellte. Eine solche Konferenz ist nicht nur durch den Einfluß gerechtfertigt, welchen die fortwährenden Bewegungen in Italien auf die Ruhe Europas ausüben, sondern ganz insbesondere durch die Stellung des Papstes als Oberhaupt der katholischen Kirche, denn alle katholischen Mächte ebenso wie diejenigen Staaten, welche eine große Anzahl katholischer Unterthanen haben, sind in hohem Grade dafür interessirt, daß dem obersten Priester der katholischen Welt das für seine Stellung erforderliche Maß von Unabhängigkeit und Sicherheit erhalten bleibe."

„Der französische Schutz wird dafür ohne Zweifel vollkommen genügen," erwiederte Graf Bismarck mit verbindlicher Verneigung.

„Es ist nicht deßhalb, wie ich glaube," erwiederte Benedetti mit einem leisen Anklang von Verstimmung in seinem Ton, „daß der Kaiser die Frage vor eine Konferenz der europäischen Mächte zu bringen wünscht, —. Frankreich wird allerdings den Papst zu schützen wissen, — aber dieser Schutz bedingt eben einen fort=

währenden Kriegszustand. Es wird den Führern der Aktionspartei in Italien stets sehr leicht sein, die französische Intervention der Nation in einem höchst gehässigen Lichte darzustellen und unserer römischen Politik egoistische Absichten unterzuschieben, — dadurch wird die Aufregung und die ihr folgende stete unruhige Bewegung nicht beendet. Anders wäre es, wenn durch die europäischen Mächte die Frage geregelt würde. Der Papst könnte einem Urtheilsspruch der Großmächte sich in Betreff der von ihm etwa zu fordernden Konzessionen eher fügen, als den Ansprüchen Italiens und dem einseitigen Rath, den wir ihm ertheilen, — die italienische Regierung auf der andern Seite würde den vorwärts drängenden Parteien gegenüber fester und sicherer dastehen, wenn sie sich von den europäischen Mächten umgeben sähe, und die Nation selbst könnte der Gesammtheit dieser Mächte gegenüber jedenfalls keine ihr feindlichen Absichten voraussetzen. — Der Kaiser hat deßhalb die Absicht, eine Konferenz der Mächte vorzuschlagen, — möchte sich aber gern mit Ihrem Könige darüber vorher in Akkord setzen, — und neigt zu der Ansicht, daß vielleicht Preußen, welches als Alliirter Italiens vom vorigen Jahre der dortigen Sympathieen sicher ist, und welches zugleich als nichtkatholische Macht dem römischen

Stuhl gegenüber eine freiere Stellung einnimmt, in dieser Sache die Initiative ergreifen könnte."

„Ich muß Ihnen, mein lieber Botschafter," erwiederte Graf Bismarck, als Benedetti schwieg, — „auch in dieser Angelegenheit eben so offen meine abweichende Meinung aussprechen, als in Betreff des Orients. Ich halte ein definitives Arrangement zwischen dem Papst und der italienischen Regierung — das heißt zwischen dem Papst von heute und der italienischen Regierung von heute — für vollständig unmöglich. Italien wird an der Forderung Roms als Hauptstadt festhalten, der Papst bleibt bei seinem: Non possumus stehen. Zwischen diesen Gegensätzen gibt es nichts Anderes als einen praktischen modus vivendi, und zwar wird derselbe niemals de jure, sondern nur de facto gerade so lange bestehen, als eine stärkere Macht ihn beiden Theilen mit gewaltig übermächtiger Hand auflegt. Diesen status quo haben Sie geschaffen und haben die Macht, ihn zu erhalten; jeder Versuch, etwas Anderes an die Stelle zu setzen, müßte nach meiner Ansicht Alles in Frage stellen und könnte leicht herbeiführen, was vermieden werden soll, — eine gewaltsame Katastrophe und eine große Gefahr für den europäischen Frieden. — Was nun Preußen und die Stellung des Königs insbesondere betrifft," fuhr er fort, mit einem Federmesser ein wenig

an der Spitze seines Fingernagels schnitzelnd, — „so muß ich Ihnen sagen, daß nach meiner Ueberzeugung unsere Lage uns ganz besonders zurückhaltende Rücksichten in dieser Frage auferlegt. Der König muß — gerade weil er Protestant ist — als Landesherr einer so bedeutenden Anzahl sehr eifriger und sehr strenger Katholiken, ganz besonders vorsichtig sein; das katholische Westphalen, die Rheinprovinz, Schlesien, — die so delikate polnische Frage — das Alles steht mit der Stellung zum Papste in nahem Zusammenhang, — und es scheint mir für den König von Preußen vorgezeichnet, den Papst ausschließlich als Oberhaupt der Kirche zu behandeln und dessen weltliche Stellung und sein Verhältniß zu Italien niemals zu berühren, — jeder Schritt in dieser Richtung müßte uns mehr mißgedeutet werden, als jeder andern Macht. Eben so sehr bedingt unser Verhältniß zu Italien die höchste Vorsicht. Wir haben Italien Dienste geleistet, — große Dienste; sollten wir uns jetzt in seine Angelegenheiten mischen ohne unmittelbar zwingende Gründe, gleich als glaubten wir uns besonders berechtigt, die Rolle des Mentors zu spielen? — und das in einer Sache, in der doch vom rein nationalen Standpunkt die Berechtigung nicht zu bestreiten ist? — Ich muß Ihnen sagen,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „daß ich nicht nur

keine Veranlassung für Preußen sehe, irgend eine aktive Rolle oder gar eine Initiative in dieser Sache zu übernehmen, sondern daß ich sogar nach meiner innigen Ueberzeugung niemals in der Lage sein würde, dem Könige zu rathen, daß er an einer Konferenz, wie die von Ihnen angedeutete, seine Regierung sich betheiligen lasse. — Halten Sie ruhig und fest," sprach er weiter, während Benedetti in unwillkürlicher Ungeduld mit den Fingern auf der Decke des Tisches spielte, — „halten Sie ruhig und fest den status quo aufrecht, — und überlassen Sie es der Zeit, — vielleicht einer späteren Regierung Italiens und einem späteren Pontifikat, den Ausgleich zwischen zwei Prinzipien zu finden, die sich heute noch in diametral unversöhnlichem Gegensatz gegenüberstehen."

„Wenn aber die andern Mächte," sagte Benedetti, — „wenn Oesterreich — wenn vielleicht selbst England, geleitet von dem Interesse für die Ruhe Europas —"

„Ich glaube," fiel Graf Bismarck ein, „daß ich bei der besonderen Stellung Preußens dem Könige niemals würde rathen können, eine solche Konferenz anzunehmen."

Benedetti neigte einen Augenblick das Haupt vor sich nieder und schien sein Gedanken sammeln, oder seine Willenskraft über den Eindruck der Aeußerungen des

preußischen Ministers Herr werden lassen zu wollen. Als er sein Gesicht wieder erhob, zeigte es nun den Ausdruck heiterer Ruhe und artiger Höflichkeit.

„Ich bedaure,“ sagte er, „daß Sie aus Gründen, welche ich als sehr überlegt und beachtenswerth anerkennen muß, die Anschauungen des Kaisers über die Fragen des Orients und Italiens nicht theilen können —“

„Die Anschauungen des Kaisers über jene Fragen,“ unterbrach ihn Graf Bismarck, „sind fast ganz mit den meinigen übereinstimmend, — es ist mir nur nicht möglich, mich davon zu überzeugen, daß der gegenwärtige Augenblick geeignet sei, jene delikaten Fragen anzuregen, — und daß Preußen Veranlassung — ja eine Berechtigung habe, in diesen Fragen eine besonders thätige Rolle zu spielen.“

„Eine gemeinsame Verständigung über diese großen Fragen,“ fuhr Benedetti fort, nachdem er mit großer Artigkeit den Worten des Ministers zugehört hatte, — „würde zugleich den Ausgleich der gegenseitigen Interessen in Betreff unmittelbar nahe liegender Verhältnisse vorbereitet und erleichtert haben. Sie wissen, wie wenig der Kaiser die Ansicht vieler Parteien in Frankreich theilt, welche in der nationalen Konstituirung Deutschlands eine Drohung gegen uns erblicken.“

„Ich kenne den erleuchteten und vorurtheilsfreien Geist des Kaisers," sagte Graf Bismarck sich verneigend.

„Diese ganze deutsche Frage wäre so leicht zu lösen," fuhr Benedetti fort, „und alle aus derselben folgenden Schwierigkeiten so leicht zu beseitigen, wenn Preußen und Frankreich darüber einig wären, und wenn Frankreich die nationale Arrondirung erhielte, welche —"

„Frankreich hat den nationalen Entwickelungsprozeß, in dem wir uns jetzt befinden, seit lange hinter sich," — warf Graf Bismarck ein.

„Und dennoch," fuhr Benedetti fort, „fehlt uns die Beherrschung des natürlichen Sprachgebiets; — von jener Theorie der natürlichen Grenzen will ich gar nicht reden, sie führt stets zu Unmöglichkeiten, — aber das Sprachgebiet ist etwas Anderes, die Sprache bildet die Nationalitäten, und die wahrhaft sichere Bedingung des ruhigen Gleichgewichts ist die Begrenzung der Staaten nach dem Sprachgebiet. Man hätte niemals diesen künstlichen, zwei Sprachen umfassenden Staat schaffen sollen, — den man Belgien nennt, ein solcher Staat hat keine innere Lebensfähigkeit und wird immer ein Asyl für alle Elemente bilden, die den großen Staaten und ihrer Ruhe gefährlich werden können. Alles, was Frankreich und seiner Regierung feindlich ist, setzt in

Belgien seine Hebel an, — wenn wir wünschen, Belgien, das heißt das französische Belgien, zu besitzen, so liegt diesem Wunsche wahrlich nicht Vergrößerungssucht zu Grunde, sondern in der That nur die sich täglich mehr aufdringende Ueberzeugung, daß es für die Ruhe Frankreichs unerläßlich ist, das ganze französische Sprachgebiet zu beherrschen."

„Wenn die europäische Diplomatie früher einen Fehler gemacht hat," sagte Graf Bismarck, — „so möchte es nicht ganz leicht sein, ihn wieder zu verbessern. Es hätte angehen können, den belgischen Staat nicht zu schaffen, — ihn wieder verschwinden zu lassen, möchte ohne tiefe Erschütterung Europas nicht möglich sein; — England —"

„Der Kaiser," fiel Benedetti mit größerer Lebhaftigkeit, als seiner Ausdrucksweise sonst eigen war, ein, — „der Kaiser ist — und gewiß mit Recht — überzeugt, daß bei einem Einverständniß zwischen Deutschland und Frankreich ein Arrangement über die belgische Frage kaum einem Widerspruch, gewiß aber keinem Widerstand in Europa begegnen würde."

„Sie sprechen von Deutschland," sagte Graf Bismarck, — „Deutschland als politische Macht existirt noch nicht, — wir haben den norddeutschen Bund —"

„Ein Arrangement in Betreff Belgiens würde als

Bedingung die definitive nationale Konstituirung Deutschlands in sich schließen, — die der Kaiser nicht fürchtet — sondern wünscht — und der auch die öffentliche Meinung in Frankreich sich günstig zeigen würde, wenn sie unter Verhältnissen einträte, die Frankreich den berechtigten Wunsch nach vollständiger Arrondirung seines nationalen Sprachgebietes erfüllen würden."

Graf Bismarck saß einen Augenblick nachdenkend da. Benedetti blickte mit unruhiger Spannung zu ihm hin.

„Mein lieber Botschafter," sagte der Graf endlich, — „Sie regen da Fragen und politische Perspektiven an, über welche es mir in der That völlig unmöglich ist, im gegenwärtigen Augenblick und bei der Allgemeinheit, in welcher Sie die Gesichtspunkte ausgesprochen haben, mich eingehend auszusprechen. — Dinge von solcher Wichtigkeit," fuhr er fort, „bedürfen der ernstesten Ueberlegung, und dieser Ueberlegung müssen klar und bestimmt formulirte Gedanken als Grundlage dienen. Wenn wir daher — später — eingehend über diese Frage diskutiren sollen, so müßten die Gedanken des Kaisers in der klaren Form vor mir liegen, die er denselben stets so meisterhaft zu geben versteht, — auch müßte ich ungefähr wissen, wie etwa andere Mächte darüber denken möchten."

„Ich werde,“ sagte Benedetti eifrig, „sogleich nach Paris schreiben, um mich genau über die Gesichtspunkte zu informiren, die dort maßgebend sind, denn ich zweifle nicht, daß der Kaiser den Gedanken, der ihn beschäftigt, auch bis in seine Details und seine Konsequenzen durchdacht hat. Ich hoffe demnächst im Stande zu sein, Ihnen das Alles in bestimmter Form, etwa in Gestalt eines Vertragsentwurfs, zur Erwägung stellen zu können.“

„Seien Sie überzeugt,“ sagte Graf Bismarck, „daß ich alle Ihre Mittheilungen über die Ideen des Kaisers stets mit der ehrerbietigsten Aufmerksamkeit entgegennehmen werde —“

„Und ich bin gewiß,“ sagte Benedetti aufstehend, „daß wir endlich zu der vollständigen Verständigung gelangen, welche für die Zukunft Europas so heilsam sein muß.“

Er verabschiedete sich mit herzlicher Artigkeit von dem Grafen und verließ das Kabinet.

Graf Bismarck sah ihm mit einem zugleich scharfen und tief sinnenden Blicke nach.

Dann spielte ein fast mitleidiges Lächeln um seine Lippen.

„Das Spiel ist fein ausgesonnen,“ sagte er, — „und doch so schlecht versteckt, daß man es auf den ersten Blick erkennt. Ich soll Rußland und Italien

verletzen, — die Sympathieen beider Mächte verlieren und damit in eine Isolirung gedrängt werden, die mir keine andere Wahl läßt, als mich Frankreich in die Arme zu werfen. — Und als Lockspeise wird mir die Konstituirung Deutschlands gezeigt, für den Preis der Annektirung Belgiens, die dann das neue Deutschland vor Europa vertreten, — und nöthigenfalls gegen Europa vertheidigen soll! — Mag er doch mit England sich über Belgien verständigen," fuhr er fort, — „ich habe wahrhaftig keine Neigung, Kastanien für Frankreich aus dem Feuer zu holen, — und einen Preis für Deutschlands Zukunft zu zahlen. Wenn der deutsche Löwe seine Krallen erhebt, so wird er nicht für Frankreich kämpfen, sondern allein und ohne Kaufpreis sich seine Stellung in Europa erringen."

Er blickte lange vor sich hin — sein Auge schien die Bilder ferner Zeiten zu verfolgen.

„Er hat die Hoffnung behalten," sprach er dann, „daß er mich endlich doch bereit finden könnte, auf seinen Handel einzugehen, — gut, — das zieht den schweren Zusammenstoß hinaus und gibt mir immer mehr Zeit der Vorbereitung. — Bei alledem leistet mir dieser Garibaldi einen großen Dienst," fuhr er lächelnd fort, — „er wird die Angelegenheiten Italiens ein wenig durcheinander bringen, — Frankreich wird gegen ihn und

vielleicht gegen Italien auftreten müssen, — dieser schlaue Ratazzi wird bei Seite gestellt werden und die Last, welche sich Napoleon durch seinen italienischen Feldzug auf die Schultern geladen hat, wird ihn fortan noch etwas schwerer drücken, — das ist die Situation, die ich bedarf, — meine Hände müssen freier und freier werden, — er muß immer tiefer und tiefer in seine eigenen Netze sich verstricken. — Hätte ich nachsinnen wollen, wie am besten diese feinen Kombinationen von Salzburg zu zerstören seien, — ich hätte kaum ein besseres Mittel finden können, als diesen neuen Zug Garibaldi's; — nun, die Welt wird nicht verfehlen, mich mit demselben in Verbindung zu setzen! — Mag es sein, mag man sagen und denken von mir, was man will, — wenn nur mein Werk gelingt und Deutschland hoch herauf tritt auf den ersten Platz in der Reihe der Nationen, — dann wird doch der Augenblick kommen, wo man auch mir wird Gerechtigkeit widerfahren lassen!"

Wieder versank er sinnend in die Verfolgung der Bilder, die vor seinem Innern aufstiegen.

„Doch," sagte er dann tief aufathmend, indem er wieder vor seinen Schreibtisch trat, — „die Vorbereitung der europäischen Konstellationen darf meinen Blick nicht ablenken von der inneren Lage. — Auch Preußen muß innerlich gerüstet werden, der neuen Zeit entgegen-

zutreten und sie zu erfassen mit freiem Geiste. — O, wenn sie wüßten," fuhr er fort, — „Alle, die zu übereiltem Fortschritt drängen, — die mich angefeindet haben alle diese Jahre lang, — wenn sie wüßten, wie tief ich davon durchdrungen bin, daß nur der Geist der Freiheit, daß nur der mächtig vorwärts strebende nationale Aufschwung den zweiten Theil des großen Werkes vollenden kann, dessen Grund nur gelegt werden konnte durch die straff absolutistische Anspannung der Militärkraft! Sie ahnen nicht, daß meine Ziele freier und weiter vielleicht sind als die ihren, — gewiß wenigstens," — sagte er mit strahlendem Blick, — „sind sie klarer! — Aber nicht mit einem Mal kann der Hauch freierer Bewegung einen Staatsorganismus durchdringen, wenn nicht das heilsame Fluidum Verderben und Zerstörung bringen soll. Schrittweise muß ich vorwärts gehen auch auf diesem Wege. — Da ist zunächst eine Aenderung im Justizministerium nöthig, — und nicht leicht ist es, an die Stelle des Grafen Lippe eine geeignete Kraft zu setzen, die energisch und produktiv ist, und zugleich auch fähig, neuen Prinzipien, wenn die Zeit kommt, Geltung zu verschaffen nicht bloß durch Negation des Alten, — sondern durch schöpferisches Aufbauen. — Dieser vielgewandte Minister des Königs Georg hat mir schon vor längerer Zeit eine vortreffliche Idee gegeben,"

sprach er weiter, — „eine Kraft aus dem neu erworbenen Lande in die Regierung aufzunehmen, — ich habe darüber nachgedacht, — und ich glaube gefunden zu haben, was ich bedarf. — Der frühere Minister Leonhardt scheint mir nach Allem, was ich höre, ganz der Mann zu sein, um die schwierige Nachfolgerschaft des Grafen Lippe zu übernehmen. Er ist eine Autorität in der Jurisprudenz und Gesetzgebung, — ein fester Charakter, — ich muß mit ihm in Verbindung treten, — und finde ich ihn, wie ich erwarte, so will ich ihn dem König vorschlagen, dessen geradem Sinn und klarem Geiste der Mann zusagen muß. — Ob das freilich viel für die Beruhigung der Hannoveraner helfen wird, scheint mir zweifelhaft, — man wird den Minister als Abtrünnigen und Verräther darstellen und die Agitationen werden fortgehen. Der arme König Georg! — wie gern würde ich ihm helfen! — Es werden noch schwere Schritte gegen ihn nöthig werden," sagte er mit traurigem Ton, — „er hat den Vermögensvertrag unterzeichnet, — es ist ihm zugestanden, was irgend möglich war, — doch die Agitationen hören nicht auf und früher oder später wird eine Sequestration nöthig werden, um die Sicherheit des Staates zu schützen. — Das sind die Folgen tragischer Konflikte — und ein tief tragischer

Konflikt ist es, den unsere Zeit hervorgerufen, — doch die glorreiche Zukunft wird ihn herrlich lösen."

Wieder sann er längere Zeit nach.

Dann bewegte er die Glocke.

„Ich lasse den Legationsrath von Keudell bitten," befahl er dem eintretenden Kammerdiener.

„Dieser schlaue Windthorst hat wohl ganz andere Gedanken gehabt," sagte er dann, sich lächelnd die Hand reibend, „als er mir einen hannöverischen Juristen für das Justizministerium empfahl, — er wird ein wenig erstaunt sein, wenn der Plan mit Leonhardt reüssirt, — und vielleicht werde ich da einen Gegner mehr haben. — Wohlan," rief er, — „viel Feind' viel Ehr'! — und wenn das Glück mir überall so günstig ist, wie dieser salzburger Tripotage gegenüber, so könnte ich fast das Dichterwort wiederholen, durch welches Herr von Manteuffel einst so großen Sturm in den Kammern erregte, — denn in der That — es werden die einen meiner Feinde — von den andern abgethan."

Und heiter lachend begrüßte er Herrn von Keudell, der mit seinen Vortragspapieren in das Kabinet trat.

Einundvierzigstes Kapitel.

Die eleganten Salons der Marchesa Pallanzoni waren hell erleuchtet und mit einem aus frischen Blumendüften und feinen Essenzen gemischten Parfüm erfüllt.

Es war nicht der Tag, den die junge Frau zu ihrem Empfange bestimmt hatte, sie war, wenn sie kein Theater besuchte, fast an jedem Abende zu Hause und empfing diejenigen ihrer intimeren Bekannten, denen sie die Erlaubniß gegeben, sie zwanglos zu besuchen. Schnell hatte sich um die schöne, reiche und interessante Italienerin ein Kreis von der Elite der eleganten jungen Männerwelt gebildet — der Graf Rivero war überstürmt worden mit Bitten um Einführung bei seiner schönen Landsmännin, und es war die beste und ausgesuchteste Herrenwelt, welche er in die Salons der Marchesa eingeführt hatte. Und es war nicht ein Salon wie diejenigen der Damen der Halbwelt, in welchem

die jungen Herren sich so gern zusammenfinden, — der feinste Ton herrschte hier, und wenn auch die Marchesa mit der liebenswürdigsten Anmuth es verstand, ihrer Gesellschaft die völlig freieste Bewegung zu geben und Jeden zur natürlichsten Entwickelung seiner liebenswürdigsten Eigenschaften zu ermuntern, so war doch jedes Wort, das die zartesten Grenzen der feinen Sitte überschritten hätte, gewiß, sogleich die Zurechtweisung der Dame des Hauses zu erfahren, sei es durch einen Blick, so hoch herab niederwerfend, wie der einer Königin, sei es durch eine eben so feine und geistreiche als scharfe und bestimmte Rüge. Während in den meisten Salons von Paris der alte wirklich gute Ton mehr und mehr verschwindet und nur in einzelnen exklusiven Kreisen des Faubourg Saint Germain zu finden ist, erinnerte der Salon der Marchesa Pallanzoni an die beste Gesellschaft vergangener Tage, und diese ganze sonst so zügellose und so wenig an Rücksichten gewöhnte Herrenwelt fügte sich dem anmuthigen Szepter, das die schöne Fremde so sicher und unbeugsam führte, — keiner dieser jungen Herren blieb aus; obgleich an den Ton des Café anglais gewöhnt, folgten sie alle dem reizvollen Zug, den dieser gute und vornehme Ton auf sie ausübte, und ihr in den Gesprächen über Pferde, Hunde und Halbweltsdamen träge gewordener Geist erwachte wieder zu

frischer Thätigkeit, um ein Lächeln des Beifalls von dieser Frau zu erlangen, welche für Plattheiten nur ein mitleidig bedauerndes Lächeln und für Unverschämtheiten einen niederschmetternden Blick hatte, unter dessen eisigkalter Verachtung die Keckheit des rücksichtslosesten Roués in Nichts zusammensank.

So lieferte die schöne Marchesa den Beweis, daß an der Verschlechterung des Tons in der Gesellschaft, an der wunderbar schiefen Stellung, welche die gute Gesellschaft der Halbwelt gegenüber einnimmt, an all' der Erniedrigung und dem Elend, das daraus folgt, — nur die Frauen der Gesellschaft schuld sind, — die Frauen, welche es heutzutage nicht mehr verstehen, die Männer zu erziehen und zu fesseln, und welche, wenn sie sehen, daß die Damen der Halbwelt ihnen die Herren entführen, nicht daran denken, jene Damen durch Geist und Anmuth zu übertreffen und durch Tugend und Würde in den Staub zu werfen, sondern vielmehr sich Mühe geben, den schlechten Ton, die gemeinen Manieren, die extravaganten Toiletten und die noch extravaganteren Sitten derselben nicht nur nachzuahmen, sondern noch zu überbieten.

Es war nach dem Diner.

Noch war die Stunde des eigentlichen Empfangs nicht gekommen, — zwei mit allem Reiz geschmackvoller

Eleganz ausgestattete Salons lagen vor dem kleinen, ebenfalls geöffneten Boudoir der Dame des Hauses, — vor der Thür auf dem Vestibule standen die Lakaien — an der Thür des Salons der Kammerdiener bereit, den etwa Kommenden zu öffnen, — Alles athmete vornehme Eleganz und jenes unnachahmliche Etwas, das man nur in den großen Häusern vom besten Ton findet.

In dem halb vom sinkenden Tageslicht, halb von einer röthlich unter grünen Ranken hervorschimmernden Ampel beleuchteten Boudoir saß die schöne Marchesa leicht zurückgelehnt in ihrer Causeuse, — sie stützte den schönen Kopf, der Mode zum Trotz mit einfachen Flechten des glänzenden, schwarzen Haares coiffirt, auf die zarte, bläulich geaderte Hand, während der weite Spitzenärmel über den schlanken, marmorweißen Arm zurückfiel. Ihr Kleid vom leichtesten Sommerstoff mit kleinen violetten Blumen umschwebte duftig ihre zierlich anmuthige Gestalt, und der leichte Stoff bewegte sich zitternd bei jedem Athemzug ihres Busens.

Ihr Auge ruhte mit einem wunderbar tiefen, halb neugierig lauschenden, halb treuherzig freundlichen Ausdruck auf dem erregten Gesicht des Herrn von Wendenstein, welcher vor ihr auf einem niedrigen Lehnstuhl saß und lebhaft zu ihr sprach. .

Er hatte ihr die Geschichte seiner Flucht aus

dem Gefängniß erzählt — bewegt durch die Erinnerung, hatte seine Erzählung einen Reiz gewonnen, der die junge Frau lebhaft anzusprechen und zu fesseln schien.

Der junge Mann hatte geendet und sein Blick ruhte mit dem Ausdruck der Bewunderung auf dem reizenden Bilde der jungen schönen Frau, die mit so tiefem Interesse seinen Worten zu lauschen schien.

„Ich danke Ihnen, Herr von Wendenstein," sagte die Marchesa nach einigen Augenblicken des Stillschweigens, indem ein wie unwillkürlich ihren Lippen sich entringender Seufzer ihre Worte begleitete, — „ich danke Ihnen für Ihre Erzählung und muß mir Glück wünschen, daß ich Sie heute im Bois de Boulogne entführt und gezwungen habe, mein einsames Diner zu theilen. Sie haben mich so liebenswürdig unterhalten und mir nun diese so merkwürdige Flucht so lebendig erzählt, — ich habe dabei den Reiz des Romans empfunden mit dem Eindruck der Wahrheit, der um so lebhafter ist, da ich den Helden der Erzählung vor mir sehe."

Sie sah ihn mit einem langen Blicke wie prüfend an, als wolle sie sich die Situationen, die er ihr erzählt, in seinem Anblick zurückrufen.

Eine leichte Röthe flog über sein Gesicht — es war, als ob sich einen Augenblick ein Schleier über

seine Augen legte und mit unmerklich bebender Stimme sprach er:

„Ich bin unendlich glücklich, Frau Marchesa, daß ich ein wenig zu Ihrer Unterhaltung habe beitragen können, — noch mehr darüber, daß Sie so gütigen Antheil an meinem persönlichen Schicksal genommen haben."

„Wie sollte ich nicht," sagte sie langsam, während ihr Blick fortwährend auf ihm ruhte, — „wie sollte mich das nicht auf das Tiefste bewegen, da ja Ihr persönliches Schicksal nur der Ausdruck der Zeitereignisse ist, wie sie auf den einzelnen Menschen zurückwirken, und da ich ja ganz besonders sympathisch berührt werde durch das Schicksal, das Sie getroffen, — die Prinzipien, für welche Sie leiden und die Verbannung ertragen, sind ja die meinigen."

„Die Verbannung hört auf ein Leiden zu sein, wenn sie so reizende Augenblicke bietet, wie den gegenwärtigen," sagte der junge Mann im Tone der einfachen Galanterie, während jedoch aus seinen Augen ein eigenthümlich zitternder Blick zu der schönen Frau hinüberstrahlte.

Sie schien weder das Wort zu hören, noch den Blick zu sehen, obgleich ihr Auge fortwährend auf dem Gesicht des Herrn von Wendenstein ruhte.

„Sehen Sie, mein Freund,“ sagte sie langsam, indem sie ihre feine Hand auf die seine legte, — „sehen Sie, — was Sie jetzt in Ihrem Vaterlande durchmachen und leiden, widerfährt ja auch uns in meiner Heimat — die Throne brechen zusammen, die Fürsten irren in der Verbannung umher, — und selbst das was uns das Heiligste ist, — die Kirche und ihr Oberhaupt, sind den Angriffen der Alles zerstörenden und nivellirenden Prinzipien der Zeit ausgesetzt. — Bei uns,“ fuhr sie fort, indem ihr Blick immer wärmer erglühte und eine lebhaftere Bewegung in ihren Zügen sichtbar wurde, — „bei uns in Italien aber ist der Widerstand gegen die bösen Prinzipien der höllischen Gewalten aufgegeben, — die natürlichen Vertreter des Rechts haben entweder mit der usurpatorischen Regierung schmähliche Verträge geschlossen oder sie vergessen in apathischer Unthätigkeit ihre Pflichten und ziehen sich von dem Kampfe, den ihre Stellung ihnen aufzunehmen befehlen müßte, zurück. — Mit tiefem Schmerz,“ fuhr sie fort, „habe ich das Alles gesehen, — und daß ich es habe sehen müssen, das hat mich fortgetrieben — um hier im Strudel des pariser Lebens den Jammer meiner Heimat zu vergessen. — Allein können wir armen Frauen ja Nichts thun,“ sprach sie seufzend, „als weinen und klagen — und das würde uns nur lächerlich machen vor

unsern Gegnern, — wir sind darauf angewiesen, uns an die Kraft der Männer anzuschließen — und dann, — o dann," rief sie mit blitzenden Augen, — „dann können wir viel — unendlich viel! — ich fühle die Kraft in mir, den Kampf gegen eine Welt aufzunehmen, wenn eines Mannes starker Arm mich leiten würde, — wenn ich in seinem Blick die Aufmunterung und die Belohnung finden würde für die Anspannung aller meiner Fähigkeiten im Dienst einer großen und heiligen Sache. — Verzeihen Sie," sagte sie nach einem Augenblick in traurigem Tone, — „verzeihen Sie diese Aufwallung, — Ihre Erzählung hat mich hingerissen, — ich sah, was Entschlossenheit und Muth gegen die Gewalt des Unrechts thun können, und tiefer Schmerz erfüllte mich, daß bei uns diese Entschlossenheit und dieser Muth nicht zu finden sind."

Ihre Hand ruhte noch immer auf der seinigen und schien mit leisem, kaum fühlbarem Druck sich an seine Finger zu schmiegen.

Ein Zittern flog durch die Gestalt des jungen Mannes — vor seinem Blick flimmerte es wie eine duftige Wolke, — er erhob die schöne warme Hand zu seinen Lippen und drückte auf dieselbe einen langen Kuß, dessen glühende Sprache mehr sagte, als Worte ausdrücken konnten.

Die Marchesa zog endlich ihre Hand langsam zurück, hob sie ein wenig gegen ihr Gesicht empor und ließ ihren Blick wie träumend auf der Stelle ruhen, die seine Lippen berührt hatten und welche von der zarten weißen Haut sich in brennendem Roth abhob.

„Doch," sagte sie dann in einem Tone, als ob sie sich mit Anstrengung ihren Gedanken entrisse, — „doch sind es nicht dieselben Prinzipien, — ist es nicht dasselbe heilige Recht, um das es sich hier und dort handelt? — und wenn man an der einen Stelle daran arbeitet, diesem Rechte zum Siege zu verhelfen, — dient man dann nicht auch demselben Rechte im eigenen Vaterlande? — Bei Ihnen kämpft man," fuhr sie fort, — „bei Ihnen sind Männer, die sich nicht beugen, die nicht zurückweichen wollen, — dort ist die Hoffnung auf den Sieg, — dort ist der Raum für die Arbeit einer Frau, die dafür glüht, — die danach brennt, sich für das ewige Recht in den Kampf zu stürzen und alle ihre Kräfte in diesem Kampfe aufzubieten!"

Immer flammender ruhten die Blicke des jungen Mannes auf dem erregten Gesicht der schönen Frau, aus deren Augen glühendes Feuer in leuchtenden Wellen zu ihm hinüber strömte — abermals ergriff er ihre Hand, drückte in heißen Küssen seine Lippen darauf und sank,

immer seine Blicke in die ihrigen tauchend, langsam auf dem weichen Teppich zu ihren Füßen in die Kniee.

„Wenn Sie uns beistehen und uns begeistern," sagte er mit gepreßter Stimme, während seine Brust sich in heftigen Athemzügen hob und senkte, — „wenn Sie uns begeistern, ist der Sieg unser!"

„Die Begeisterung," erwiederte sie in fast flüsterndem Ton, „müssen Sie aus Ihrer Sache selbst schöpfen, — aber was ich dazu thun kann, diese Begeisterung in heiligem Feuer glühend zu erhalten, — das will ich thun, — ich will mit Ihnen denken und arbeiten, kämpfen mit den Mächten der Welt, ich will Sie ermuthigen, wenn das Unglück Sie niederbeugt — ich will Sie trösten, wenn der Schmerz Sie übermannt, — ich will Ihre Freude theilen, wenn die Hoffnung des endlichen Sieges Sie erfüllt, — ich will vor Allem sehen und hören für Sie, was in diesem Labyrinth der großen Politik zu sehen und zu hören ist, — und eine Frau kann mehr sehen und hören als Sie, — ich will," sagte sie mit einem unendlich weichen Lächeln, „Ihre Freundin, Ihre Verbündete sein, — wollen Sie mich als solche annehmen?"

Und wie in Gedanken verloren, machte sie sanft ihre Hand los, welche er noch immer an seine Lippen gedrückt hielt, und strich langsam über seine Stirn.

Eine dunkle Glut sprühte aus den Augen des jungen Mannes, — er erhob sich auf ein Knie, breitete die Arme aus und beugte sich zu der schönen Frau hinüber, welche mit ihren wunderbar leuchtenden Blicken ihm so nahe war, daß er den warmen, duftigen Athem aus ihren halbgeöffneten Lippen über sein Gesicht hinwehen fühlte.

Die äußere Thüre des zweiten Salons wurde geöffnet — die Marchesa machte schnell eine leicht abwehrende Bewegung, indem zugleich ein Ausdruck des Bedauerns in ihrem Blick erschien.

Herr von Wendenstein sprang rasch empor und setzte sich auf den kleinen Fauteuil, den er vorher inne gehabt.

„Wir sind also Verbündete," flüsterte die junge Frau mit reizendem Lächeln, — „morgen mehr davon."

„Der Herr Graf von Rivero!" rief der Kammerdiener.

Einen Augenblick darauf erschien die schlanke Gestalt des Grafen unter der Portière des Boudoirs.

Bei dem Anblick der jungen Frau und des Herrn von Wendenstein, der noch nicht vollständig seine Fassung wiedergefunden hatte, zog ein dunkler Schatten über das Gesicht des Grafen, und sein tiefer Blick richtete sich forschend auf die Marchesa.

Diese zeigte die vollkommenste Ruhe, mit heiterem Tone begrüßte sie den Grafen und streckte ihm, sich ein wenig auf ihrer Causeuse emporrichtend, die Hand entgegen.

„Ich habe Ihren Verbannten ein wenig zu trösten gesucht," sagte sie lächelnd, — „er hat mit mir dinirt und mir so eben die Geschichte seiner Flucht aus dem preußischen Gefängniß erzählt, — das hätte mich noch mehr in Unruhe versetzt," fuhr sie mit scherzendem Tone, aber mit einem Blick voll Theilnahme auf den jungen Mann fort, — „wenn mir nicht die Anwesenheit des Helden der Erzählung schon von Anfang an die Garantie eines glücklichen Ausgangs gegeben hätte."

„Die Zeit bringt wunderbare Situationen mit sich," sagte der Graf ruhig, — „wohl Dem, der, wie unser junger Freund, seine Erlebnisse in freundlichem Boudoir erzählen kann."

Der Kammerdiener meldete den Herzog von Hamilton, — bald folgten noch mehrere junge Herren, — die Marchesa erhob sich und verließ das Boudoir, bald entspann sich eine allgemeine Konversation, — man machte ein wenig Musik — man plauderte — und überall war die schöne und anmuthige Marchesa, — bald einen Einzelnen in eine kurze Unterhaltung ziehend, bald den

Mittelpunkt eines kleinen Kreises bildend und mit ihren Worten die Geister eben so beherrschend, wie mit ihren Blicken und ihrem Lächeln die Herzen.

Sie hatte so eben mit einem Scherzwort eine Gruppe ihrer Gäste verlassen, als der Graf Rivero sich ihr näherte.

„Ich werde morgen Paris verlassen," sagte er mit gedämpftem Tone, während sein Gesicht den lächelnden Ausdruck der Salonkonversation beibehielt, — „und denke einige Zeit — vielleicht länger als ich jetzt übersehen kann, — in Rom zu bleiben, — ich hoffte Sie noch allein zu finden —"

Die Marchesa sah ihn etwas erstaunt an.

„Wollen Sie nach den Andern hier zurückbleiben?" fragte sie.

„Meine Zeit ist gemessen," erwiederte er, — „auch ist es kaum nöthig, da ich Ihnen nichts Besonderes mehr zu sagen habe, — Rosti bleibt hier, — Sie werden Ihre ausführliche Instruktion erhalten — ich erwarte, daß Sie scharf und genau Alles beobachten, was vorgeht, und mir Alles berichten, was Sie bemerken; je ausführlicher und wahrer Ihre Berichte sein werden, um so höher wird man die Dienste anerkennen, die Sie leisten. Besondere Aufträge werden Ihnen zugehen, — vor Allem hüten Sie sich," fuhr er fort, indem er mit

düsterem und drohendem Ausdruck seinen Blick auf ihr ruhen ließ, „hüten Sie sich, eigene Wege zu gehen und selbstständig sein zu wollen. Bei dem ersten falschen oder zweideutigen Schritt wird meine Hand Sie vernichtend treffen, und wäre ich in der weitesten Ferne.“

Die Marchesa senkte das Auge unter dem Blick des Grafen.

„Sie können sich, wie bisher, auf mich verlassen,“ sagte sie, leicht das Haupt neigend, in demüthigem Ton.

„Ich will nicht,“ fuhr der Graf fort, „daß von meiner Abwesenheit früher gesprochen werde, als einige Tage nach meiner Abreise, — Sie werden dann sagen, plötzliche Familienereignisse hätten mich abgerufen, um dringende Geschäfte zu erledigen.“

Sie nickte zustimmend mit dem Kopf.

„Um immer gut unterrichtet zu sein,“ sprach sie dann, „fehlt mir aber noch viel, — ich habe hier einen Salon von Herren, — Herren der besten Gesellschaft, — es ist wahr, — aber die richtige Stellung habe ich noch immer nicht, mir fehlen die Damen, — mag mein Salon über allen Vorwurf erhaben sein, — es bleibt doch immer eine Gesellschaft von Herren, welche kommen, um einer Frau den Hof zu machen —“

„Seien Sie ruhig,“ sagte der Graf, — „auch dafür habe ich gesorgt, — Sie werden der Kaiserin vorgestellt

und in die Tuilerieen eingeladen werden, dort werden Sie Ihren Damenkreis finden, — es ist Alles eingeleitet, der Abbé Rosti wird Ihnen das Nähere sagen, — der Nuntius wird Ihre Vorstellung veranlassen, — die Kaiserin wird Sie auf das Beste empfangen."

Ein Blitz stolzer Freude leuchtete im Auge der Marchesa auf.

„Noch einmal — hüten Sie sich vor falschen Schritten und eigenmächtigem Handeln — und — jetzt kein Wort weiter," sagte der Graf leise, — „ah!" rief er dann laut in heiterem Ton, — „da ist ja eine seltene Erscheinung, seit längerer Zeit habe ich Sie nicht gesehen — wo stecken Sie? Unser junger Freund scheint Neigung zum Einsiedlerleben gewonnen zu haben —"

Und er reichte dem Herrn von Grabenow die Hand, welcher so eben eingetreten war und sich näherte, um die Dame des Hauses zu begrüßen.

Der junge Mann sah bleich und traurig aus. Alle jene fröhliche, sprudelnde Lebenslust, welche früher so frisch aus seinen blauen Augen geblitzt hatte, war verschwunden, — diese klaren, heiteren Augen waren umgeben von einem dunkeln Schattenringe und blickten unstät wie suchend und fragend umher.

Herr von Grabenow wechselte die konventionellen Höflichkeitsformeln mit der Marchesa, aber man konnte

leicht bemerken, daß sein Geist kaum bei dieser Unterhaltung war, — die Bemerkungen der Marchesa fanden keine Erwiederung, die über die gewöhnlichsten Trivialitäten hinausgegangen wäre.

Die Marchesa sah ihn mit dem Ausdruck leichter Verwunderung an und wendete sich dann mit einer scherzhaften Bemerkung zu dem Herzog von Hamilton, der in der Nähe stand.

Der Graf Rivero hatte den jungen Preußen mit tiefer Theilnahme angesehen, — er legte seinen Arm in den des Herrn von Grabenow und führte ihn langsam durch den Salon in eine Ecke, welche von den lachenden und plaudernden Gruppen entfernt war und eine vertrauliche Unterhaltung erlaubte.

„Was fehlt Ihnen, mein junger Freund?“ sagte der Graf mit einem innigeren Ton, als er ihm sonst in der Unterhaltung eigen war, — „man sieht Sie so wenig — und Ihr Gesicht zeigt den Ausdruck wahren und tiefen Seelenleidens, — verzeihen Sie, wenn ich Ihnen meine Theilnahme aufdränge, aber — Sie wissen, ich habe immer Sympathie für Sie gehabt, trotz der Verschiedenheit unseres Alters, und wenn mein Rath — mein Beistand —“

Herr von Grabenow verneigte sich verbindlich, ohne

daß der tief schmerzliche, abgespannte Ausdruck einen Augenblick von seinem Gesicht verschwand.

„Ich danke Ihnen," — unterbrach er rasch, — „für Ihre freundliche Gesinnung, — es fehlt mir eigentlich Nichts — ich bin ein wenig leidend seit einiger Zeit — eine Erkältung ist mir, wie ich glaube, auf die Nerven gefallen und das drückt mich ein wenig nieder —"

Er machte einen Versuch zu lächeln — ein unwillkürlicher Schauer ließ seinen Körper wie im Fieber erzittern.

Der Graf legte leicht seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes.

„Sie haben einen ernsten Kummer, Herr von Grabenow," sagte er, — „der ältere Mann darf dem Jünglinge gegenüber vielleicht wagen, zudringlich zu erscheinen, — sollten Sie nicht Vertrauen zu mir haben können?"

Herr von Grabenow warf einen langen Blick auf den Grafen und seufzte tief auf.

„Es sind in der That die Nerven," sagte er, — „ich —"

„Vor einiger Zeit begegnete ich Ihnen in der Ausstellung," fuhr der Graf Rivero fort, — „Sie waren nicht allein, — eine Dame —"

„O ja, — o ja — ich erinnere mich!" rief der junge Mann mit schmerzlichem Lächeln, — „o, es waren

schöne Zeiten — sehr schöne Zeiten, — sie sind vorbei," flüsterte er leise, — „vorbei für immer!"

„Da also liegt Ihr Kummer," sagte der Graf, immer forschend das in heftigem inneren Kampf zuckende Gesicht des Herrn von Grabenow betrachtend, — „ich dachte es wohl, — in Ihren Jahren läßt sich ja jede Freude und jeder Schmerz auf die Liebe zurückführen, — das ist das schöne Alter der Illusionen — später wird das anders — anderes Denken, anderes Streben füllt das Leben aus, — es läßt das nicht mehr so viel leiden, — aber es macht auch nicht so glücklich!"

Des Grafen Blick schimmerte feucht, — ein Seufzer zitterte über seine Lippen.

„Anderes Denken — anderes Streben!" sagte Herr von Grabenow mit einem matten Lächeln, — „wann wird das kommen?"

„Es wird kommen, mein junger Freund," sprach der Graf, — „es wird bei Ihnen kommen, wie es bei Jedem kommt, — wie die Blumen des Lebens nicht unvergänglich blühen, so dauern auch seine Schmerzen nicht ewig, — und den abgefallenen Blüten folgen die Früchte — in Schmerzen gereift — zur Ernte der Ewigkeit."

Der junge Mann sank fast in sich zusammen, — wiederum zitterte jener Schauer durch seine Glieder.

„Was ist Ihnen widerfahren?“ sprach der Graf mit tiefer Stimme, welche fast einen befehlenden Ton annahm, — „vertrauen Sie sich mir an, — ist Ihre Geliebte Ihnen untreu geworden?“

„Untreu?“ rief der junge Mann, sich plötzlich emporrichtend und mit flammendem Blick aus seinen fieberhaft glänzenden Augen den Grafen umfassend, — „untreu? — das ist unmöglich, — unmöglich! — und doch — vielleicht wäre ich ruhiger, — vielleicht könnte ich leichter anderes Denken und anderes Streben finden, wenn es so wäre, — dann wäre es wenigstens aus, — und was auch mein Herz leiden müßte, — dieß Leiden könnte ein Ende haben, — es könnte eine Ruhe darauf folgen — und wäre es die Ruhe des Todes, — aber so. —“

„Kann es Schlimmeres geben als Falschheit und Untreue eines Herzens, das wir lieben?“ fragte der Graf.

Herr von Grabenow sah ihn lange an.

„Ja,“ sagte er dann mit einer Stimme, die so tief verzweifelt aus seiner Brust heraufklang, daß der Graf unwillkürlich erbebte, — „ja es kann Schlimmeres geben! — Herr Graf,“ fuhr er dann fort, — „Sie sind anders wie die Andern, — ich glaube, Sie verstehen die Leiden des menschlichen Herzens, — eines Herzens, dessen

Schläge noch nicht erstorben sind in der modernen Blasirtheit dieser Welt, — Sie kennen die Menschen und haben viel Herrschaft über sie, — Sie können mich verstehen, — und können mir vielleicht helfen, — Ihnen will ich mein Leid klagen," fuhr er in heftiger Erregung fort, seine Worte abgebrochen hervorstoßend, — „o, ich habe lange einsam gelitten, alle meine Klagen sind fest verschlossen geblieben in meiner Brust, — alle meine Thränen sind zurückgeflossen zum eigenen Herzen, — o, das thut weh, — sehr weh, — wenn man nach innen weinen muß, — wenn die Thräne, die Gott bestimmt hat, das Weh der schmerzdurchzuckten Seele hinauszuströmen in die weite Luft, wenn die Thräne heiß und brennend zurückströmt in die wunde Brust — ätzende Qual bringend statt erquickender Beruhigung! — ich will Ihnen meinen Jammer klagen, — geben Sie mir Trost — geben Sie mir Hülfe, wenn Sie können!"

„Sprechen Sie," sagte der Graf tief bewegt, — „und seien Sie überzeugt, daß Sie Niemand besser Ihr Leid anvertrauen können als mir."

„Sie haben mich mit jenem jungen Mädchen gesehen," sprach Herr von Grabenow rasch, lebhaft und fast keuchend seine Worte hervordrängend, als wolle er nach so langer Zurückhaltung so schnell als irgend möglich seine Brust von der erdrückenden Last befreien, die

auf ihr ruhte, — „Sie haben gesehen, wie schön sie war, als einen Augenblick der Schleier fiel, mit dem Sie so ritterlich ihr Gesicht schnell wieder verhüllten, — o — die Schönheit, die von ihrem holden Antlitz strahlte, war nichts — nichts — gegen die Schönheit ihrer Seele — sie war meine Geliebte — sie hatte mir Alles gegeben, was die Liebe der Liebe zu geben hat, aber ich schwöre es Ihnen bei dem Haupt meiner Mutter, bei dem Glauben an meine Seligkeit, — sie war rein — rein und gut — wie nur ein Wesen aus der Hand der allgütigen Gottheit gekommen ist, — ich hatte so süße, so schöne Hoffnungen, — ich wollte für sie mit den Vorurtheilen der Welt kämpfen, — ich wollte ihr mein ganzes Leben weihen, — und es wäre mir gelungen, ich hätte Alles überwunden — ich hätte sie hinübergeführt in meine Heimat und ihr den Platz in meiner Familie gegeben, den sie verdient, — da —"

Er hielt inne — wie gebrochen von seiner Erinnerung.

„Nun?" fragte der Graf.

„Da war sie verschwunden, — plötzlich verschwunden, — ohne eine Spur zu hinterlassen," sagte der junge Mann tonlos, — „alle meine Bemühungen, etwas von ihr zu entdecken, sind vergebens, — ich habe Paris durchforscht nach allen Richtungen, — vergebens, nach

jedem Tage rastlosen Suchens senkte sich wieder die Nacht mit ihrer dumpfen Verzweiflung auf mich herab, — tagelang bin ich in lethargischer Abgespanntheit in meinem Zimmer geblieben, — allein ringend mit meinem Schmerz, — dann wieder hat es mich erfaßt mit Todesangst, ich habe die Straßen durchirrt, das Bois de Boulogne durchflogen, bis meine Pferde vor Ermattung zusammenbrachen, — ich habe alle Salons besucht, obgleich sie nie in die Welt ging, — immer in der Hoffnung, ihr zu begegnen, — eine Spur zu entdecken, — aber immer, immer vergeblich — sie ist und bleibt verschwunden, — verloren für immer."

„Und haben Sie keine Idee, was geschehen sein könnte, — hat sie Ihnen kein Zeichen, keine Erklärung, kein Wort des Abschieds gegeben?" fragte der Graf.

„Ich habe einige Tage, nachdem sie plötzlich aus ihrer Wohnung verschwunden war, einen Brief von ihr erhalten, worin sie mir schreibt, daß eine Wendung eingetreten wäre, die das Räthsel ihres Lebens löse, — daß sie eine Heimat gefunden habe, aber von einer heiligen und liebevollen Autorität abhängig sei, der sie gehorchen müsse, und welche ihr bestimmt verbiete, mir mehr mitzutheilen. Ich möge Vertrauen haben, sie werde mich ewig lieben und mir ewig treu bleiben, — in der Zukunft könne vielleicht noch ein Glück für uns er=

blühen. Das Alles schrieb sie mir kurz, — aber herzlich und innig, voll tiefer Liebe, — o, ich habe diesen Brief tausendmal gelesen und wieder gelesen, um zwischen den Zeilen eine Spur zur Aufklärung zu finden, aber vergeblich."

„Und ihre Familie?" fragte der Graf, — „oder stand sie allein?"

„Ihr Vater, den sie sehr liebte, war von einem plötzlichen Schlagfluß getroffen und gestorben zur Zeit, da sie verschwand, — ihre Mutter weiß nichts von ihr, — ach, ihre Mutter wird wenig nach ihr fragen, sie hatte böse Absichten mit ihr, denen zu entgehen sie mir das Versprechen abgenommen hatte, sie in ein Kloster zu bringen, bevor ich Paris verlassen würde."

„So hat sie sich vielleicht jetzt schon in ein Kloster zurückgezogen, um den Schmerz des Abschieds zu ersparen," sagte der Graf.

„Nein," erwiederte Herr von Grabenow einfach, — „das würde sie mir gesagt haben, sie war einer Unwahrheit unfähig."

Bei diesen mit zitternder Stimme, aber mit dem fest überzeugten Ausdruck eines rührenden Vertrauens gesprochenen Worten glänzte eine Thräne im Auge des Grafen.

Es zuckte um seine Lippen, als wolle er sprechen,

— aber wie mit mächtiger Willenskraft drückte er die Bewegung nieder, welche sein Gesicht durchbebte.

Einige Herren traten heran.

„Mein Gott, Herr von Grabenow,“ rief einer von ihnen, „was geht mit Ihnen vor, man sieht Sie niemals mehr, — und wahrhaftig — sehen Sie, meine Herren, — er sieht in der That leidend aus, — wir müssen überlegen, was mit Ihnen zu thun ist, um Sie dem Leben wiederzugeben —“

„Begleiten Sie uns heute Nacht nach dem Café anglais,“ rief ein anderer junger Mann, — „wir haben eine allerliebste Partie arrangirt, — das wird Sie wieder aufheitern —“

„Herr von Grabenow wird schwer aufzuheitern sein,“ rief der Herzog von Hamilton, der hinzugetreten war, — „wenn eine gewisse kleine Dame nicht von der Partie ist, mit der wir ihn in dem chinesischen Theater begegnet haben —“

„So laden wir sie ein,“ — rief man, — „— laden wir sie ein!“

„O, sie würde nicht kommen!“ sagte der Herzog, während Herr von Grabenow tief erbleichte.

Der Graf stand seitwärts und wendete kein Auge von dem jungen Mann.

„Warum würde sie nicht kommen?“ rief der Vi=

comte von Valmory, — „wenn Herr von Grabenow es wünscht, kommt sie gewiß, — so gut wie sie in der Soirée der Madame de l'Estrada war —“

Ein jäher Blitz sprühte in dem Auge des jungen Mannes auf, — seine Lippen zitterten, seine Haare schienen sich emporzusträuben, — er trat einen Schritt vor und man mußte eine Antwort erwarten, welche dem Gespräch eine sehr ernste Wendung gegeben hätte.

Rasch trat in diesem Augenblick der Graf Rivero zu dem jungen Mann hin, sorglos ruhige Heiterkeit lag auf seinem Gesicht.

„Verzeihen Sie, meine Herren,“ sagte er zu den jungen Leuten, „daß ich Ihr Gespräch unterbreche, — es betrifft ja keine ernsten Gegenstände — und ich habe mit Herrn von Grabenow noch ein paar Worte zu sprechen, die wichtig sind, — ein Pferdekauf, über den wir so eben zu plaudern begonnen hatten, — lassen Sie mir unsern Freund ein wenig.“

Er hatte bei diesen Worten in scheinbar leichter Bewegung den Arm des jungen Mannes berührt, — aber seine Finger drückten diesen Arm mit eiserner Gewalt; Herr von Grabenow blickte in das Gesicht des Grafen und begegnete einem so herrschenden Ausdruck befehlenden Willens in dessen Auge, daß er nach einem augenblicklichen Zögern mit leichter Verbeugung gegen die

Herren dem Grafen folgte, der ihn langsam, immer seinen Arm haltend, in den zweiten Salon führte, in dem in diesem Augenblick Niemand anwesend war.

„Warum verhindern Sie mich, Herr Graf," fragte der junge Mann mit gepreßter Stimme, „diesen Unverschämten zu züchtigen, der es wagt —"

„Vielleicht die Wahrheit zu sagen," antwortete der Graf.

„Die Wahrheit?" rief Herr von Grabenow zitternd, — „Jedermann kennt diesen Salon der Madame de l'Estrada und es sollte die Wahrheit sein, daß meine Julia —"

„Haben Sie mir nicht selbst erzählt," sagte der Graf, „daß ihre eigene Mutter sie dem Abgrund der Verderbniß zuführen wollte, — kann sie nicht, ohne zu ahnen, wohin sie ging, dorthin geführt sein, — kann nicht dieß gerade ihr die Augen ganz geöffnet haben?" —

„Aber, mein Gott!" — rief Herr von Grabenow.

„Wenn nun über diese Sache Erörterungen stattfänden, — wenn Sie sich deßhalb schlügen, — wenn Paris drei Tage über diese Sache spräche," fuhr der Graf ruhig fort, — „glauben Sie, daß Sie damit Ihrer Geliebten einen Dienst leisteten, wenn dieselbe wirklich, — wie sie Ihnen gesagt und wie Sie es glauben, eine Heimat und eine Familie gefunden hat?"

„Wahr — wahr," sagte der junge Mann, — „aber mein Gott! — soll ich ruhig mit anhören —"

„Wollen Sie den Rath eines älteren Mannes und eines aufrichtigen Freundes annehmen?" fragte der Graf.

„Sprechen Sie," sagte Herr von Grabenow ruhig und ergeben.

„Der Aufenthalt in Paris," fuhr der Graf fort, — „reibt Ihre Kräfte auf, — dieses ewige, vergebliche Suchen — Hoffen und Zweifeln vernichtet Sie körperlich und geistig, — Sie müssen vor Allem den innern Halt, die Festigkeit Ihrer Seele wieder gewinnen — kehren Sie in Ihre Heimat zurück, — ergreifen Sie einen Beruf, — und wenn Sie sich nur der Kultur Ihrer Güter widmen, — aber schaffen Sie — stählen Sie Ihr Herz in Thätigkeit und Arbeit! — Sie sehen," fuhr er fort, „ich sehe Ihre Liebe und Ihr Leiden für ernst an, — denn ich rathe Ihnen zu ernsten Heilmitteln."

„Ich danke Ihnen dafür von Herzen," erwiederte Herr von Grabenow, — „aber — soll ich sie aufgeben — jede Möglichkeit aufgeben, ihre Spur zu verlassen?"

„Hören Sie mich an," sagte der Graf, — „entweder ist Ihre Geliebte das, wofür Sie sie halten, — dann steht sie unter irgend welchem starken Einfluß und

Schutz und Sie werden sie nicht finden, — wenigstens jetzt nicht, — Sie müssen dann ihrer Liebe vertrauen, — oder sie hat Sie getäuscht —"

„Nein!" rief Herr von Grabenow zuversichtlich.

„Dann," fuhr der Graf fort, ohne diesen Ausruf zu beachten, „finden Sie sie wahrscheinlich auch nicht, — und wenn Sie sie fänden, — so wäre es besser, daß Sie sie gar nicht gesucht hätten."

Herr von Grabenow zögerte.

Der Graf sah ihn lange und ernst an.

„Haben Sie Vertrauen zu mir?" fragte er dann, „und glauben Sie, daß ich ein wenig Erfahrung und auch ein wenig Macht über Menschen und Verhältnisse habe?"

„Ja, das glaube ich — und ich habe Vertrauen zu Ihnen," sagte Herr von Grabenow.

„So verspreche ich Ihnen denn," sprach der Graf mit vollem Ton seiner tiefen Stimme, „Ihre Sache zu der meinigen zu machen, — kehren Sie ruhig zurück in Ihre Heimat, — Sie werden mir einige Notizen geben und ich will Ihnen Nachricht geben, sobald es mir möglich sein wird, Ihnen Etwas über das Schicksal Ihrer Geliebten mitzutheilen. Seien Sie überzeugt, daß es mir mit meinen vielen Verbindungen und Anknüpfungspunkten leichter möglich sein wird, zu einem Resultat zu

gelangen, als Ihnen, — um so mehr, da ich ruhig und kaltblütig sein werde. — — Doch jetzt lassen Sie uns gehen," fuhr er fort, — „damit wir hier nicht wieder gestört werden, — wir setzen unser Gespräch besser draußen fort."

Sie verließen unbemerkt den Salon und stiegen auf die Straße hinab.

Lange gingen sie Arm in Arm auf dem breiten Trottoir des Boulevard Malesherbes auf und nieder in eifriger Unterredung, und als sie sich endlich trennten, da sagte Herr von Grabenow mit trübem und thränendem Blick zwar, aber mit fester Stimme:

„Ich werde Ihnen ewig dankbar sein, — Sie haben mir die Kraft zum Leben wiedergegeben, — ich werde in wenigen Tagen nach meiner Heimat zurückreisen — und stark und ruhig den Kampf mit dem Leid des Lebens aufnehmen. Gebe Gott, daß Sie mir einst das Glück wieder geben können!"

„Leben Sie wohl!" sagte der Graf tief bewegt, — „Sie haben einen Freund für das Leben gewonnen — und so Gott es will, — sollen Sie aus meiner Hand Ihre Geliebte wieder erhalten!"

Mit raschem Händedruck wendete er sich ab und schritt der Chaussée d'Antin zu, — während Herr von Grabenow nach seiner Wohnung zurückkehrte.

„Es sind gute und reine Herzen,“ flüsterte der Graf vor sich hin, — „sie sollen glücklich werden, — wenn sie ausharren und die Treue bewahren. Vielleicht wird es mir vergönnt, das Glück dieser Kinder zu begründen und den finsteren Schatten zu versöhnen, den das unglückliche Opfer dieses dämonischen Weibes, — die ja doch mein Werkzeug war, — in meine Seele wirft.“

*

Herr von Wendenstein hatte bei der Ankunft der übrigen Gesellschaft die Salons der Marchesa Pallanzoni verlassen und war mit hochathmender Brust in die Nachtluft hinausgeeilt. Seine Blicke glühten in trunkenem Feuer, seine Pulse schlugen — alle seine Gedanken verwirrten sich. Sein ganzes früheres Leben, trotz der gewaltig erschütternden Ereignisse des letzten Jahres, so ruhig gleichförmig in seiner friedlichen Stille, versank in seiner Erinnerung, — überrauscht von diesen glänzenden Fluten des pariser Treibens, das den jungen lebenslustigen Mann in seinem vielfarbigen Glanz umspielte. Und inmitten all' dieses reichen Farbenschimmers erhob sich das Bild dieser Frau, deren wunderbare Schönheit mit berauschender Gewalt seine Sinne fesselte und deren kühner, stolzer Geist ihn fortriß in glühender

Bewunderung. Wohl sah er neben diesem üppigen, alle Sinne fesselnden Bilde ein bleiches, zartes Antlitz mit tiefen, treuen Augen sich erheben, — aber diese Mahnung an eine stille Vergangenheit mit ihren Träumen und ihren Hoffnungen versank, wenn auch unter schmerzlichen Zuckungen des Herzens, in den schimmernden Lichtwellen der Gegenwart.

Was lange unbewußt in dem Herzen des jungen Mannes sich entwickelt hatte, während er die glühende Lebensluft der großen Welt mit durstigen Zügen einsog, — das war heute zur flammenden Klarheit geworden, — er hatte zu den Füßen dieser Frau gekniet, die alle seine Lebensnerven vibriren ließ, — er hatte ihren Athem auf seinem Gesicht gefühlt, — er war hingerissen von dem sympathischen Strom, der sie umfloß — er fühlte die Sehnsucht seiner Liebe in heller Lohe ihr entgegenschlagen.

Er hatte keinen Gedanken über die Zukunft, — er dachte nicht an die Vergangenheit, — er fühlte sich versinken in den feurigen Wogen eines übermächtigen Gefühls.

Langsam war er durch die Straßen gegangen; kaum das Treiben auf den Boulevards beachtend, wendete er sich in die Rue du Faubourg Montmartre und stieg in einem der ersten Häuser dieser Straße die Treppe zu seiner mit einfacher Eleganz eingerichteten Wohnung empor.

In tiefen Gedanken trat er in den Salon neben seinem Schlafzimmer, — sein Diener, ein emigrirter hannöverischer Soldat, hatte die Lampe auf den Tisch gestellt und einige Briefe daneben gelegt.

Abgespannt und ohne seine Toilette zu ändern, warf sich Herr von Wendenstein auf das Kanape neben dem Tisch.

Längere Zeit lag er in träumende Gedanken versunken, — sein Blick schimmerte in feuchtem Glanz, glühend strömte sein Athem aus seinen geöffneten Lippen.

„War es Leben," flüsterte er, — „diese Existenz, die ich gesucht habe, dort in der ruhigen Heimat, — wo ein Tag dem andern folgte in gleichmäßigem Einerlei, wo alle Gefühle so langsam und ruhig keimten und sich entwickelten, wie die Blumen auf einem Getraidefelde? — O — das Leben, wahre Leben mit seinen Gluten und seinen Aufregungen, mit seinen tiefen Erschütterungen und seinem süßen Rausch, — das Leben der großen Welt, — wie faßt es mich so mächtig und gewaltig hier in dem Mittelpunkt Europas, — wie zieht mich der Strudel mit allen meinen Sinnen hinein, — wie fühle ich hier, was es heißt zu lieben, — zu versinken in dem berauschenden Strom des flammenden Glücks!"

Er schloß die Augen und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Als er nach einigen Minuten wieder auf-

sah, fiel sein Blick auf die Briefe, welche sein Diener auf den Tisch neben ihn gelegt hatte.

Fast mechanisch streckte er die Hand danach aus und ergriff ein ziemlich starkes Couvert, welches dem Rande des Tisches zunächst lag.

„Die Handschrift meines Vaters," sagte er, indem er rasch das Siegel erbrach.

Langsam las er den Brief seines Vaters, der ihm mit einfachen Worten, wie es die Art des alten Herrn war, mittheilte, was in der Familie und im Kreise der Bekannten geschehen sei, und ihm zugleich in dem Ton eines älteren Freundes Muth einsprach für die schwere Zeit, in der er lebte und die er noch vor sich hatte.

Sinnend legte er den Brief neben sich. Die treuen, ernsten Worte des Vaters waren in seinen Rausch hineingeklungen wie eine Mahnung aus einer von purpurnen Wolken verhüllten Welt, einer Welt, in welche die Wurzeln seines Herzens noch tief, tief verwachsen waren.

Der Brief des Oberamtmanns enthielt noch zwei andere.

Der junge Mann ergriff den einen, — er war von seiner Mutter.

Lange las er die Zeilen, welche die alte Dame ihm

schrieb und aus welchen es ihm entgegenathmete, wie der eigenthümliche Hauch des alten kühlen, schallenden Hauses in Blechow, — seine stille, glückliche Kindheit, — seine einfach frohe Jugend trat ihm entgegen aus dem Briefe der Mutter, — die in kurzer, sentenzenhafter Weise ihm so viel gute, kluge und liebe Worte schrieb, — und die daneben nicht vergaß, ihn zum Schluß zu ermahnen, daß er seine Wäsche nicht verderben lassen und seine Gesundheit schonen möge in dem unruhigen Leben von Paris.

Eine Thräne trat in sein Auge, — mit wehmüthigem Lächeln legte er endlich das Blatt wieder auf den Tisch zurück und griff nach dem dritten Brief.

Fast zögernd öffnete er denselben, — er war von Helene.

Als er die Schriftzüge des jungen Mädchens erblickte, führte er, einer unwillkürlichen Regung folgend, das Papier an seine Lippen.

Dann las er die vier eng beschriebenen Seiten, — und als all' diese Reinheit, diese Liebe, — diese Treue, — dieß Vertrauen ihm aus den einfachen, aber vom Duft einer süßen Poesie erfüllten Worten entgegentrat, — flog seine ganze Seele hin nach der fernen Heimat, — er sah die blühenden Rosenbeete im Pfarrgarten von Blechow, — er sah das dunkelverhüllte Zimmer in

Langensalza, in welchem die treuen lieben Augen ihm entgegenstrahlten, als er in der Nacht des Todeskampfes befangen dalag, — er sah die dunkle Nacht in der Eilenriede, als er mit bangem, gepreßtem Herzen die Geliebte zum Abschied an die Brust drückte, um hinauszureiten der unbekannten Zukunft entgegen — und vor diesen reinen Bildern versank all' der glühende Glanz des pariser Lebens wie die wallenden Nebel vor der aufsteigenden Sonne.

Er sprang auf und ging mit raschen Schritten durch das Zimmer.

„Wie spricht nur der gute Geist meiner Kindheit aus diesen Briefen!“ rief er, — „darf ich mich in dieses Meer versenken, dessen Wogen mich hier umspülen — und dessen geheimnißvolle Wunder mich locken und rufen?“

Er ging in heftiger Bewegung auf und nieder.

„Aber,“ rief er dann, — „ist mein Herz — mein Blut dazu geschaffen, um all' dieß berauschende Glück von sich zu stoßen, um darauf zu verzichten, nachdem es mir erschienen, nachdem ich es kennen gelernt? — Ist es ein Verbrechen, zu genießen, was diese Welt mir bietet — und was ja doch nur vorübergehend ist, — vorübergehend sein muß? — Kann ich nicht zurückkehren zu jener stillen Einfachheit, nachdem ich den glühenden

Rausch des Lebens genossen und mein dürstendes Herz erquickt habe mit dem süßen Trank aus der Quelle, die hier so reich mir fließt?“

Er preßte die Hand auf seine brennende Stirn und blieb vor dem Tische stehen.

Sein Blick fiel auf einen Brief, der noch uneröffnet neben den andern Papieren lag.

Er ergriff das Couvert, öffnete das Siegel und fand einen Brief des Regierungsraths Meding, welcher ihn mit kurzen Worten ersuchte, ihn so bald als thunlich zu besuchen, um im Interesse des Dienstes des Königs eine Mittheilung entgegenzunehmen.

Mit jener militärischen Pünktlichkeit, welche allen persönlichen Gefühlen übergeordnet bleibt, sah der junge Mann nach seiner Uhr.

Es war zehn Uhr — er ergriff seinen Hut, verschloß die Briefe, die er erhalten, und verließ seine Wohnung.

Er stieg die Rue du Faubourg Montmartre hinauf, ging über die Place Saint Georges an dem Hotel des Herrn Thiers vorbei und wendete sich einige Schritte weiter in die Rue Mansart, welche die Rue Saint Georges mit der Rue Blanche verbindet.

Vor der großen porte cochère eines Hotels nahe der Ecke blieb er stehen, zog den Kordon und schritt

über den Hof nach dem im Grunde desselben vor einem Garten mit großen alten Bäumen liegenden Hause.

Der auf dem Vestibule wartende Kammerdiener sagte ihm, daß Herr Meding zu Hause sei und einige Herren bei ihm wären, — er öffnete dem jungen Mann die Thüre und Herr von Wendenstein trat in einen Salon im Geschmack Louis XVI., an welchen sich ein zweites mit bequemen Kanapes und Fauteuils gefülltes Zimmer anschloß; — die großen Flügelthüren nach dem tiefschattigen Garten waren weit geöffnet, auf dem weiten steinernen Balkon, von welchem man zu dem Garten hinabstieg, standen ebenfalls Lehnstühle und eine Gesellschaft von sechs bis sieben Herren saß rauchend und plaudernd umher.

Der Regierungsrath Meding trat dem jungen Hannoveraner mit herzlichem Gruß entgegen und sagte ihm: „Ich freue mich, Sie heute Abend noch zu sehen, — ich hatte Sie gebeten zu kommen, um Ihnen zu sagen, daß die Aufrechthaltung der Ordnung unter der hannöverischen Emigration, welche, wie Sie wissen, nach der Schweiz hat übersiedeln müssen, die Anwesenheit möglichst vieler Offiziere erfordert. So sehr ich Ihre Abwesenheit von Paris bedauern werde, so scheint es mir doch im Interesse des Dienstes unseres allergnädigsten Herrn sehr wünschenswerth, daß Sie bald nach Zürich

gehen und sich dort Herrn von Hartwig, der die Emigration kommandirt, zur Verfügung stellen."

Ein eigenthümlicher Ausdruck zeigte sich auf dem Gesichte des jungen Offiziers.

Zunächst leuchtete es in seinem Auge auf bei der Mittheilung, daß ihm Gelegenheit werden solle, der Sache, welche für ihn heilig war und der er gern alle seine Kräfte widmete, dienen zu können, — dann zog es wie ein Schatten über seine Züge bei dem Gedanken daran, daß er Paris verlassen solle und alle die süßen Träume, die ihm hier aufgegangen waren.

„Ich werde einige Zeit zur Vorbereitung und zur Ordnung meiner Angelegenheiten bedürfen," sagte er, — „sobald —"

„Wir wollen morgen weiter darüber sprechen," erwiederte der Regierungsrath Meding und wendete sich zu einer Gruppe von Herren, unter denen der dänische Agitator Hansen in lebhaftem Gespräch mit einem jungen eleganten Manne sich befand, dessen geistvolles Gesicht von kurzem blonden und leichtgelockten Haar umrahmt war.

„Hansen," sagte Herr Valfrey, der Redakteur des Mémorial diplomatique, — „glaubt nicht, daß in Salzburg etwas Positives geschehen sei, — er ist Pessimist und sieht in einer Allianz mit Oesterreich kein

Heil für die Zukunft, — während es mir doch auf der Hand zu liegen scheint, daß nur durch die innige Verbindung dieser beiden Mächte für die Zukunft das Unglück der Vergangenheit wieder gut gemacht werden kann."

„Und warum ist unser sonst unermüdlicher Freund so oppositionell gegen die offizielle und offiziöse Gedankenrichtung, wie wir ihr in allen Journalen begegnen?" sagte Herr Meding lächelnd.

„Weil," rief der kleine Hansen lebhaft mit seinem scharfen, etwas zischenden skandinavischen Dialekt, — „weil ich ein Mann der That bin und weil ich noch nie gesehen habe, daß bei Phrasen und Hin- und Herdeliberiren Etwas herauskommt. — Davon aber bin ich ganz überzeugt," fuhr er mit bitterem Lächeln fort, „daß dieser österreichische Reichskanzler, den man mit Recht einen politischen Charmeur genannt, nichts Anderes als Phrasen nach Salzburg gebracht hat, — und daß der Kaiser Napoleon gewiß Nichts gethan hat, um diese Phrasen zu Handlungen zu verdichten. — Und das," rief er, — „das geschieht einem Manne gegenüber, der die Inkorporation des thätigen Handelns ist, — das geschieht dem Grafen Bismarck gegenüber, der die Worte nur zu gebrauchen versteht, um sie wie den rollenden Donner den zuckenden Blitz seiner That begleiten

zu lassen! — Wahrlich auf diese Weise wird man seine Wege nicht durchkreuzen. Es gäbe in der That nur einen Weg für Oesterreich, eine Revanche für Sadowa zu nehmen, — man müßte es verstehen, Herrn von Beust zum Minister in Berlin zu machen."

Herr Meding wendete sich nach dem zweiten Salon und sagte lächelnd:

„Hören Sie — Ihr Landsmann wird uns etwas Musik machen, — das ist besser als die sterile Politik."

Hansen und Valfrey setzten flüsternd ihr eifriges Gespräch fort.

Der Lieutenant von Wendenstein hatte sich ein Glas Porterbier mit Champagner gemischt, der ihm in einer carafe frappée von einem Lakaien servirt wurde, — zündete eine Cigarre an und trat unter die Thür des Salons, gedankenvoll hinaufblickend über die hohen Bäume zum dunkeln Nachthimmel.

Inzwischen hatte sich der Graf Schmettow, Jägermeister des Königs von Dänemark, ein eleganter Mann von etwa sechsunddreißig Jahren mit blondem Haar und langem Schnurrbart, der in Paris seiner Liebe für die Künste lebte, an das Piano gesetzt und begann in fertigem und ausdrucksvollem Spiel eine Art von Potpourri aus dänischen Nationalmelodieen vorzutragen.

„Es ist ein wunderbarer Reiz in Ihren nordischen Melodieen,“ sagte der Regierungsrath Meding, als der Graf innehielt, — „ich fühle mich stets durch den kraftvollen und doch so geheimnißvoll sympathischen Klang mächtig angesprochen.“

„Ja,“ erwiederte der Graf, — „es liegt ein tief melodisches Element in unseren Volksweisen, — doch muß ich Ihnen sagen, daß Ihre deutschen Komponisten es verstehen, gerade die wunderbare Einfachheit des Volksliedes unendlich glücklich nachzuahmen.“

Und er begann nach einigen einleitenden Akkorden die Melodie zu spielen:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.“

Die so eigenthümlich ergreifenden Töne klangen durch die Salons, — unwillkürlich verstummten die Gespräche oder sanken zum leisen Flüsterton hinab.

Der Lieutenant von Wendenstein zuckte in sich zusammen, als die einfache Melodie zu ihm herüberklang.

Wie mit einem Zauberschlag stieg hinter dem Schatten der mächtigen Platanen, auf denen sein Auge ruhte, das Amthaus in Blechow herauf, — das alte Wohnzimmer, in welchem seine Mutter in so lieber Traulichkeit schaltete. Vor seiner Seele erhob sich le=

bendig wie die Gegenwart jener bange Abend des Abschieds vor dem Feldzuge, als Helene bleich und zitternd ihm dieses Lied als letzten Scheidegruß mitgab auf den Weg voll Todesgefahr, — er sah sie wieder vor sich jene lieben treuen Augen, die ihm geleuchtet hatten, als er aus den Banden des Todes zum Leben erstand, — und als jenes tröstende Schlußwort: „auf Wiedersehen“ aus den Tiefen seines Herzens auf seine Lippen trat.

Sein Auge strahlte im reinen Licht, — ein glückliches, ruhiges Lächeln spielte um seine Lippen — die glänzenden, berauschenden Nebel sanken nieder, und als der Graf Schmettow mit leise verklingendem Akkord schloß, flüsterte der junge Mann leise vor sich hin, das Wort Faust's verändernd:

„Die Erde sinkt — der Himmel hat mich wieder.“

„Ich liebe dieß Lied sehr,“ sagte Herr Meding, — „Sie haben Recht, lieber Graf, — es ist so vollendet gemacht, daß man glaubt, eine im Volksmund aufbewahrte Tradition der langentschwundenen Vergangenheit zu hören.“

Herr von Wendenstein war herangetreten.

„Ich habe überlegt,“ sagte er, — „ich kann morgen früh Alles ordnen und im Laufe des Tages nach der Schweiz abreisen.“

„Um so besser," erwiederte der Regierungsrath Meding, — „je schneller Sie dorthin kommen, um so größer wird der Dienst sein, den Sie der Sache des Königs leisten."

Nach kurzer Zeit brach man auf.

Herr von Wendenstein ging ruhig und heiter nach Hause, — Zweifel und Kampf war aus seiner Seele verschwunden und bald versank er in friedlichen Schlaf voll schöner, reiner Träume.

Der Brief Helenens lag auf seinem Nachttisch.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

An einem Novemberabend des Jahres 1867 saß die Prinzessin Mathilde in dem reizenden kleinen Salon der oberen Etage ihres Hotels in der Rue de Courcelles, zurückgelehnt in einen tiefen Fauteuil. Die großen Empfangsabende, an welchen die Prinzessin Alles, was Paris an Großwürdenträgern, Diplomaten, Künstlern und Schriftstellern in ihren feenhaft mit Gewächshäusern umgebenen Appartements des untern Stockwerks mit der ihr eigenthümlichen geistreichen Anmuth um sich zu versammeln pflegte, hatte noch nicht begonnen, und die Prinzessin war nur für die ihr näher stehenden Personen im intimen Kreise zu Hause.

Die Tochter Jérôme's hatte den schönen Kopf mit den feinen, geistvollen Zügen, den schwarzen, scharfblickend funkelnden Augen und dem dunkeln glänzenden Haar leicht auf die Hand gestützt, deren klassisch schöne Form und alabasterglänzende Weiße in aller Jugendfrische erhalten war und an die berühmte Hand ihres großen

Oheims erinnerte. In der Stellung der Prinzessin war das etwas starke Embonpoint ihrer Figur nicht bemerkbar, und man hätte ihrer ganzen Erscheinung bei Weitem nicht das Alter gegeben, das sie wirklich erreicht hatte.

Zu den Füßen der Prinzessin lag auf einem weichen Kissen ein kleines Windspiel, das trotz seines Mantels von dichtem, pelzverbrämtem Wollenstoff vor Kälte zitterte, zwei andere kleine Hündchen von der zierlichen, langhaarigen Rasse der Havanais hatten es sich in der Nähe auf niedrigen Tabourets bequem gemacht.

Der Salon war angefüllt mit Allem, was ein hochgebildeter, hie und da vielleicht etwas launenhafter Geschmack zur Dekoration eines eleganten Intérieurs vereinigen kann, — an den Wänden hingen vortreffliche Oelbilder mit Landschaften aus Westphalen und mit Genrebildern aus dem westphälischen Bauernleben, vermischt mit klassischen Gemälden der italienischen Schule, sowie einige eigene, mit ebensoviel Geschick als Genialität ausgeführte Bilder der Prinzessin.

In der einen Ecke des Salons war die Ehrendame Madame de Reiset, eine anmuthig schöne junge Frau, beschäftigt, an einem kleinen Tisch, bedeckt mit geschmackvoll zierlichem Geschirr von Silber und Sèvresporzellan, den Thee zu bereiten; neben der Prinzessin

saß auf einem kleinen Lehnstuhl Herr Meding, der vertraute Diener des Königs von Hannover.

„Ich bedaure sehr," sagte die Prinzessin, leicht mit der Spitze des zierlichen Fußes auf das Kissen ihres Windspiels schlagend, — „daß unsere Ideen über eine Verbindung des hannöverischen Hauses mit Italien nicht schneller der Realisirung entgegengeführt worden sind. — Die jetzige Lage der Dinge dort muß alle Projekte vertagen und ich hätte so sehr gewünscht, daß das hannöverische Haus durch eine Verbindung mit den großen Mächten mehr in die Lage gekommen wäre, etwas für seine Zukunft zu thun."

„Eure Kaiserliche Hoheit wissen," erwiederte Herr Meding, „daß ich ohne Säumniß die Idee, über welche Sie mir die Ehre erzeigten, mit mir zu sprechen, überbracht habe, — indeß ein plötzlicher und schneller Entschluß schien mir für meine allerhöchsten Herrschaften sehr schwierig, da doch dabei verschiedene, sehr tief einschneidende Fragen in Erwägung gezogen werden mußten — die Religion — und die Prinzipien, welche in Italien zum Ausdruck gekommen sind, und welche ja gerade der König von Hannover in seiner gegenwärtigen Lage und Stellung bekämpfen muß —"

„Bah," rief die Prinzeß, — „der König wird sich doch nicht vergleichen wollen mit den Bourbons von

Oheims erinnerte. In der Stellung der Prinzessin war das etwas starke Embonpoint ihrer Figur nicht bemerkbar, und man hätte ihrer ganzen Erscheinung bei Weitem nicht das Alter gegeben, das sie wirklich erreicht hatte.

Zu den Füßen der Prinzessin lag auf einem weichen Kissen ein kleines Windspiel, das trotz seines Mantels von dichtem, pelzverbrämtem Wollenstoff vor Kälte zitterte, zwei andere kleine Hündchen von der zierlichen, langhaarigen Rasse der Havanais hatten es sich in der Nähe auf niedrigen Tabourets bequem gemacht.

Der Salon war angefüllt mit Allem, was ein hochgebildeter, hie und da vielleicht etwas launenhafter Geschmack zur Dekoration eines eleganten Intérieurs vereinigen kann, — an den Wänden hingen vortreffliche Oelbilder mit Landschaften aus Westphalen und mit Genrebildern aus dem westphälischen Bauernleben, vermischt mit klassischen Gemälden der italienischen Schule, sowie einige eigene, mit ebensoviel Geschick als Genialität ausgeführte Bilder der Prinzessin.

In der einen Ecke des Salons war die Ehrendame Madame de Reiset, eine anmuthig schöne junge Frau, beschäftigt, an einem kleinen Tisch, bedeckt mit geschmackvoll zierlichem Geschirr von Silber und Sèvresporzellan, den Thee zu bereiten; neben der Prinzessin

saß auf einem kleinen Lehnstuhl Herr Meding, der vertraute Diener des Königs von Hannover.

„Ich bedaure sehr,“ sagte die Prinzessin, leicht mit der Spitze des zierlichen Fußes auf das Kissen ihres Windspiels schlagend, — „daß unsere Ideen über eine Verbindung des hannöverischen Hauses mit Italien nicht schneller der Realisirung entgegengeführt worden sind. — Die jetzige Lage der Dinge dort muß alle Projekte vertagen und ich hätte so sehr gewünscht, daß das hannöverische Haus durch eine Verbindung mit den großen Mächten mehr in die Lage gekommen wäre, etwas für seine Zukunft zu thun.“

„Eure Kaiserliche Hoheit wissen,“ erwiederte Herr Meding, „daß ich ohne Säumniß die Idee, über welche Sie mir die Ehre erzeigten, mit mir zu sprechen, überbracht habe, — indeß ein plötzlicher und schneller Entschluß schien mir für meine allerhöchsten Herrschaften sehr schwierig, da doch dabei verschiedene, sehr tief einschneidende Fragen in Erwägung gezogen werden mußten — die Religion — und die Prinzipien, welche in Italien zum Ausdruck gekommen sind, und welche ja gerade der König von Hannover in seiner gegenwärtigen Lage und Stellung bekämpfen muß —“

„Bah,“ rief die Prinzeß, — „der König wird sich doch nicht vergleichen wollen mit den Bourbons von

Neapel und all' den ausländischen Fürsten, die durch die Einigung Italiens depossedirt sind. Ich sage Ihnen frei, — der König hat Unrecht gehabt, sich gegen die Macht und die Verhältnisse zu stellen, — aber jedenfalls war er dazu berechtigter, als die fremden Regenten, welche Theile von Italien beherrschten; — doch wie dem auch sei, — ich möchte gern seinem Hause nützlich sein, — ich habe immer eine große Sympathie für ihn gehabt, — ich erinnere mich noch lebhaft unserer Begegnung in Potsdam; bei einem Diner bei dem alten Fürsten Wittgenstein saß ich neben ihm und war in der That ganz ungemein angenehm berührt von der edlen Erscheinung dieses so ritterlichen und so unglücklichen Herrn. Die Königin von Holland hat mir neuerdings wieder mit großem Interesse von ihm gesprochen, — ich bin immer der Meinung, daß richtige Verbindungen mit den europäischen Höfen das Beste sind, was der König in seiner Lage thun kann. — Der Prinz von Carignan hat mir unendlich viel von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Prinzessinnen erzählt, — Sie wissen, was das Haus Habsburg durch seine Verbindungen erreicht hat —“

„Sie können überzeugt sein, Prinzessin,“ sagte Herr Meding, „daß ich Ihrer Ansicht vollkommen beistimme, und gewiß stets gern bereit bin, in solchem Sinne zu

vermitteln, sobald die Interessen meines Herrn dadurch gefördert werden."

„Jetzt ist gar nichts zu machen und an gar nichts zu denken," rief die Prinzessin, — „diese neue Verwirrung in Italien stellt ja alle Verhältnisse auf den Kopf und bedroht Europa mit neuen Katastrophen. — Warum," fuhr sie, den Fuß heftig hin und her bewegend, fort, — „warum läßt man dieß Italien nicht in Ruhe, — was haben wir in Rom zu thun, um eine Sache zu schützen, die unhaltbar ist, — wenigstens gewiß unhaltbar mit äußerer Gewalt! Wenn die Kirche und die Priester ihre Herrschaft über die Seelen nicht erhalten können mit den Mitteln des Geistes und der Ueberredung, so werden sie es gewiß niemals können durch Bajonnette und Kanonen. O, ich bedaure es sehr, daß man dem Kaiser dazu räth, sich mit der sinkenden Macht des Papstthums zu verbinden und sich zum Feinde Italiens zu machen, statt sich mit dieser neu und jugendkräftig emporstrebenden Macht recht innig zu verbinden, — wer wollte solcher Koalition widerstehen — und Frankreich wäre mächtiger als je!"

„Es ist für mich sehr schwer," erwiederte Herr Meding, „mich als Fremder über die Politik Frankreichs und des Kaisers auszusprechen, da mir die nöthige

Kenntniß der Verhältnisse zu einem kompetenten Urtheil fehlt —“

Die Prinzessin lächelte leicht und blickte aus dem Winkel des halbgeschlossenen Auges zu dem Sprechenden hinüber.

„Eine sehr diplomatische Einleitung!“ sagte sie.

„Doch glaube ich,“ fuhr Herr Meding fort, — „daß die Idee einer festen Verbindung mit Italien sehr ernstlich verfolgt wird, soweit man nach den in die äußere Erscheinung tretenden Ereignissen urtheilen kann, — der Besuch des Kaisers von Oesterreich hier —“

„Nichts — nichts!“ rief die Prinzessin, — „ich habe lange mit Herrn von Beust mich unterhalten, — ich bin nicht Politiker von Metier, — aber ich habe meine Meinung und sage sie frei, — auf Oesterreich ist nicht zu rechnen, — da ist weder fester Willen noch richtige Kraft, — Oesterreich würde Italien folgen, — aber Italien handelt nicht mit kleinen Konzessionen, Italien verlangt seine nationale Einheit und seine Hauptstadt, — und gerade jetzt schicken wir uns abermals an, diesem nationalen Aufschwung uns entgegenzustellen!“ fügte sie achselzuckend hinzu.

„Aber, Prinzessin,“ sagte Herr Meding, „die Regierung des Kaisers wendet sich ja nicht gegen die italienische Regierung, die ganze Bewegung ist ja

ein Freischaarenzug, — Ratazzi war ganz einverstanden mit —"

„Ratazzi!" rief die Prinzessin mit einem unbeschreiblichen Ton, — „und vielleicht Madame Ratazzi auch?"

Unter der Portière des vorderen Salons erschien in diesem Augenblick ein Herr von etwa sechzig Jahren mit dem großen Band der Ehrenlegion, sein scharfgeschnittenes Gesicht, von dünnem Haar umrahmt, zeigte eine feine Intelligenz, und die verbindliche Höflichkeit des Hofmannes lag auf seinen Zügen. Ihm zur Seite schritt eine schlanke Dame von wunderbarer Schönheit, das fast marmorbleiche Gesicht war wie durch dunkles Feuer von den tief blauschwarzen Augen mit langgebogenen Wimpern erleuchtet, eben so schwarze reiche Flechten faßten die Stirn ein, — die hohe Gestalt war gehüllt in eine Robe von schwarzem Sammet — reicher Schmuck von prachtvollen Diamanten glänzte an ihrem Hals und in ihrem Haar.

Es war der Marquis von Chasseloup-Laubat mit seiner Gemahlin, — welche der Cousine des Kaisers ihren Abendbesuch machten.

Die Prinzessin reichte der Marquise die Hand und ließ sie neben sich den Platz einnehmen, den Herr Meding aufstehend ihr eingeräumt hatte.

„Nehmen Sie sich in Acht, Marquis," rief die Prinzessin heiter lachend, — „Sie finden mich in einer sehr unzufriedenen Stimmung, — ich war so eben im Begriff, sehr unangenehme Dinge über die Politik zu sagen, die man in diesem Augenblicke macht, — Ihre Loyalität würde in große Verlegenheit gekommen sein, wenn Sie meine Ausfälle hätten anhören müssen —"

„Meine Loyalität wird stets mit dem größten Respekt die Meinung einer Dame und einer kaiserlichen Prinzessin anhören," sagte der Marquis sich verneigend, — „nur werde ich mir vorbehalten, diese Meinung nicht immer zu theilen —"

„Oder es nicht zu sagen, wenn Sie sie theilen," lachte die Prinzessin. — „Wissen Sie, meine Herren," fuhr sie nach einem Augenblick fort, während Madame de Reiset den Thee servirte, — „was ich mir vorgenommen habe zu thun — ich werde ein Journal gründen, — ein großes Journal, — das wird eine sehr interessante Beschäftigung werden — ich werde sehr deutlich meine Meinung sagen über Alles, was ich sehe und was mir mißfällt, — o, Sie sollen sehen, das würden herrliche Artikel werden, die ich schreiben würde oder schreiben lassen, — denn ich müßte meine Redakteure haben, — wollen Sie Mitglied meiner Redaktion werden, Marquis?"

„Ich fürchte, daß dieß Journal mit den Preßgesetzen in Konflikt kommen würde,“ sagte Herr von Chasseloup-Laubat, „namentlich wenn es die inneren Angelegenheiten ähnlich kritisirte, wie Eure Kaiserliche Hoheit es mit der auswärtigen Politik zu beabsichtigen scheinen.“

„O,“ rief die Prinzessin halb scherzend, halb in wirklichem Zorn, — „über die inneren Angelegenheiten werde ich noch ganz anders meine Geißel schwingen, — denn mit der Verwaltung habe ich wohl Grund auf schlechtem Fuß zu stehen. — Wissen Sie, was Ihr Herr Haußmann mir gethan hat?“

Der Marquis zuckte mit einem leicht verlegenen Lächeln die Achseln.

„Dieser Pascha von Paris,“ rief die Prinzessin, „hat mir einen Theil meines Gartens von Saint Gratien expropriirt und mir eine häßliche, dampfende und schnaubende Eisenbahn mitten durch meinen schönen stillen Park gelegt, — und was das Schönste ist, — die Expropriationsgelder hat er für den kaiserlichen Domanialfonds in Anspruch genommen und dorthin abgeliefert, — ist das nicht unerhört? — und als ich mich beim Kaiser beschwerte, hat dieser verlegen seinen Knebelbart gestrichen, — den er übrigens gar nicht tragen sollte, denn er kleidet ihn sehr schlecht — und hat mir gesagt,

man müsse Herrn Haußmann in allen diesen Dingen freie Hand lassen, — er verstehe das ausgezeichnet, aber sei ein wenig selbstständig, und das sei nöthig, um so große Schöpfungen in's Leben zu rufen. — O, wenn ich mein Journal hätte! — Aber die Gerechtigkeit wird ihn ereilen," — rief sie nach einem augenblicklichen Schweigen, „diesen Herrn Haußmann, — er wird einen schönen Stand im Corps legislatif haben, wenn es zur Debatte kommt, daß er den Etat der Stadt Paris um 530 Millionen überschritten hat —"

„Eure Kaiserliche Hoheit wissen?" — rief der Marquis von Chasseloup-Laubat erschrocken.

„Ich weiß ein wenig Alles," sagte die Prinzessin mit triumphirendem Lächeln, „man hat seine guten Freunde, — und dießmal, das kann ich Sie versichern, bin ich sehr genau unterrichtet."

„Ich biete mich Eurer Kaiserlichen Hoheit für die Bearbeitung der deutschen Angelegenheiten in Ihrem Journal an," sagte Herr Meding, das Gespräch von dem peinlichen Punkte, den es berührt hatte, ablenkend.

„Ich danke, — nein!" — rief die Prinzessin, — „Sie kann ich nicht gebrauchen, Sie sind recalcitrant — ich muß Ihnen sagen, ich habe großen Respekt vor diesem Grafen Bismarck, der da weiß, was er will, — man sollte ihn ruhig gewähren lassen und

keinen Streit mit ihm anfangen, — denn daraus muß schließlich ein unglückseliger, furchtbarer Krieg mit all' seinem entsetzlichen Elend entstehen, — Sie würden mich in böse Konflikte mit der preußischen Regierung bringen —"

„Die Verhältnisse haben mich auf die Seite der Gegner des Grafen Bismarck gestellt," erwiederte Herr Meding, „aber Eure Kaiserliche Hoheit können überzeugt sein, daß es nie größere Achtung vor einem politischen Gegner geben kann, als ich sie vor diesem willensstarken, mächtigen Staatsmann empfinde."

Ein hochgewachsener, schlanker Mann, dunkelblond mit intelligentem, blassem Gesicht, elegant in Manieren und Haltung, trat ein.

„Guten Abend, guten Abend," rief die Prinzessin, mit leichtem Kopfnicken die tiefe Verbeugung erwiedernd, mit der Herr Henry de Pêne, der bekannte geistreiche Schriftsteller, sich ihr näherte, — „gut, daß Sie kommen, Sie sind ein Mann vom Metier, — Sie sollen mir rathen, wie ich es anfangen muß, um ein Journal zu gründen, damit ich endlich einmal der Welt zeigen kann, wie man frei und offen seine Meinung sagt!"

„Eure Kaiserliche Hoheit können das sehr leicht haben," erwiederte Herr de Pêne lachend, — „kaufen

Sie dem armen Dusautoy seine ‚Epoque‘ ab, die Last wird ihm zu groß, — er möchte sich, wie ich höre, dieses Blattes entledigen, — Eure Kaiserliche Hoheit finden da Ihre Sache ganz fertig —“

„Dusautoy, — der Schneider des Kaisers!“ — rief die Prinzessin mit hellem Lachen, — „in seiner Hand kann freilich ein Journal nicht prosperiren, — die erste Bedingung eines Organs der öffentlichen Meinung ist ja die Wahrheit, — die unverhüllte Wahrheit, — Dusautoy aber, das ist stärker wie er, — er muß ja diese arme Wahrheit, wenn sie in ihrem mythologischen Kostüm vor ihm erscheint, sofort in feine Fracks und Pantalons stecken!“

Alle lachten.

„Kennen Eure Kaiserliche Hoheit das hübsche Quatrain,“ fragte Herr Meding, „das man gemacht hat, als der Sultan sich bei Herrn Dusautoy, diesem vortrefflichen Schneider mit der unglücklichen Idee, ein politisches Journal zu besitzen, während seines Besuches ankleiden ließ?“

„Eh bien!“ fragte die Prinzessin.

Herr Meding rezitirte:

«De Mahomet raillant la loi
Le sultan quitte sa défroque —
Il s'habille chez Dusautoy:
Il est vraiment de son époque!»

„Vortrefflich!“ rief die Prinzessin lachend.

„Der Padischah in die ‚Epoque‘ gehüllt, — das ist ein herrliches Bild,“ sagte Herr de Pêne.

„Doch sagen Sie mir,“ fragte die Prinzessin, — „wie tröstet sich Paris über das Ende der Ausstellung, — diese ewige Ressource der Pariser?“

„Man tröstet sich so gut man kann,“ erwiederte Herr de Pêne, „man beginnt sich wieder für einige erste Vorstellungen zu interessiren, man spricht davon, daß Hortense Schneider I. das Szepter der Großherzogin von Gerolstein niederlegen will —“

„In der That?“ fragte die Prinzessin, — „und wer wird ihre Nachfolgerin sein?“

„Mademoiselle Zulma Bouffar,“ sagte Herr de Pêne, — „welche viel Talent, eine schöne Stimme und jedenfalls mehr Jugend und Frische besitzt als feu la grande duchesse, wie man Mademoiselle Schneider nennt.“

„Ich bin vor einigen Tagen nach dem Ausstellungsplatz gefahren,“ sagte die Prinzessin nach einem augenblicklichen Schweigen in nachdenklichem Ton, — „und ich muß Ihnen sagen, daß der Anblick dieser allgemeinen Zerstörung und Auflösung einen tief schmerzlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Dieses so feenhaft arrangirte Marsfeld, das alle Wunder der Kunst

und Industrie, das die Elite aller Nationen in seinen Palästen und auf seinen frischen Rasenplätzen vereinigte, liegt nun wüst und unordentlich da, — man sieht nichts als Arbeiter, welche die Gegenstände der Bewunderung der Welt einpacken, um sie nach allen Richtungen der Windrose wieder in die Welt zu versenden, man hört das Hämmern der Packer, das klingt wie die Schläge auf einen Sarg, in welchem man all' diese Schönheit, all' diesen Reiz begräbt, — und dazu kommt noch dieß traurige Novemberwetter, das den Himmel mit grauem Schleier bedeckt und die Erde mit schmutzigem Schlamm überzieht. O, es ist kaum möglich, einen schärferen Gegensatz zu sehen zwischen dem Marsfeld von diesem Sommer und dem Marsfeld von heute, — kaum möglich, ein treffenderes Bild zu sehen von der Vergänglichkeit alles irdischen Reizes!"

„Ist es denn wahr, Prinzessin," fragte Herr de Pêne, „daß auch der schöne Glaspalast vollständig wieder abgebrochen werden soll? Er ist doch ein wunderbares Werk der Architektur, und es wäre wahrlich schade ihn wieder zu vernichten. Die Ausstellungskommission wünscht dringend, ihn zu erhalten, man könnte ihn zu permanenten Ausstellungen und zu verschiedenen öffentlichen Zwecken vortrefflich benützen."

„Das Palais wird niedergerissen werden," sagte

die Prinzessin, — „es soll nicht anders gehen, — die Militärs behaupten, daß sie den großen Uebungsplatz des Marsfeldes nicht entbehren können."

„Und ich glaube, sie haben Recht," bemerkte der Marquis von Chasseloup-Laubat, — „wir haben uns Mühe gegeben, das Ausstellungsgebäude zu erhalten, aber wir haben uns doch überzeugen müssen, daß die Gründe, welche das Kriegsministerium dem Kaiser entwickelte, durchschlagend seien. — Die französische Armee und an ihrer Spitze das Elitekorps der Garde ist eben die Grundlage, auf welcher der Glanz und die Größe Frankreichs beruht, und das Marsfeld bietet allein der Garde die weite Fläche zu ihren Uebungen und zugleich den historischen Boden, der doch für den Geist der Soldaten auch nicht gleichgültig ist."

Die Prinzessin schwieg.

„Wie mag es dem armen Grafen Goltz gehen?" fragte sie nach einer Pause.

„Der Graf ist sehr leidend," sagte der Marquis von Chasseloup-Laubat, — „man glaubt, daß er unheilbar sei."

„Es ist wirklich traurig," rief die Prinzessin, — „er war noch wenige Tage vor seiner Erkrankung bei mir, — ich liebte ihn nicht zu sehr — er hatte ein ewiges Lächeln, das mich agacirte, — und zwei Tage

darauf, als er Morgens seine Cigarre anzündete, — er hatte die sehr schlechte Gewohnheit des Rauchens, — fühlte er einen Schmerz in der Zunge und sein Arzt, der ihn untersuchte, sagte ihm, es sei ein Krebsgeschwür. — Der arme Mann," fuhr sie fort, — „er liebte mich auch nicht sehr, — das war natürlich — ich war ihm zu wenig diplomatisch, — und dann — doch sein Schicksal thut mir herzlich leid! — Und denken Sie," fuhr sie fort, — „es ist eine Familienkalamität, — sein Vater war preußischer Gesandter zur Zeit Napoleon I. — und er starb ebenfalls am Zungenkrebs."

Eine Pause trat in dem Gespräch ein.

Der Marquis von Chasseloup-Laubat erhob sich und verabschiedete sich mit seiner Gemahlin, welche mit keinem Wort an der Konversation Theil genommen hatte, von der Prinzessin.

Herr Henri de Pêne folgte bald dem Marquis und der Marquise.

Der Regierungsrath Meding, welcher sich inzwischen mit Frau von Reiset unterhalten hatte, näherte sich der Prinzessin, um sich zu verabschieden.

„Ich bitte Sie," sagte diese, — „wenn Sie Ihrem Könige schreiben, ihm meine Komplimente zu machen und ihn meiner herzlichsten Theilnahme zu versichern."

„Seine Majestät wird über die freundlichen Ge-

sinnungen Eurer Kaiserlichen Hoheit sehr erfreut sein," sagte Herr Meding, indem er die dargebotene Hand der Prinzessin mit den Lippen berührte.

In diesem Augenblick trat schnell ein schlanker Mann mit blassem Gesicht von südlichem Typus und dunkeln Augen ein. Sein dünnes Haar war sorgfältig frisirt und gescheitelt, ein spitzgedrehter Schnurrbart bedeckte die Oberlippe.

Seine Haltung und der Ausdruck seiner Züge trugen den Stempel der Hast und Aufregung.

„Nun, Graf Vimercati, was bringen Sie Neues? — Sie haben etwas Wichtiges zu erzählen — ich sehe es Ihnen an!" rief die Prinzessin dem Vertrauten des Königs Viktor Emanuel zu, der in Paris weilte, um durch den Einfluß seiner persönlichen Verbindungen die Beziehungen zwischen den Höfen von Paris und Florenz inniger und vertrauter zu erhalten.

„Ich habe in der That Wichtiges und Neues zu erzählen," rief Graf Vimercati, indem seine Worte von raschen Athemzügen unterbrochen wurden, — „bei Mentana vor Rom hat ein Zusammenstoß zwischen den Freischaaren Garibaldi's und den französischen Truppen stattgefunden, — fast die ganze Schaar Garibaldi's ist niedergemacht durch das mörderische Feuer der Chassepotgewehre, — die Aufregung ist furchtbar, — ich habe

soeben einen Kurier erhalten — ich weiß nicht, ob die Regierung und die Gesandtschaft schon unterrichtet sind, — wollte aber keinen Augenblick säumen, Eure Kaiserliche Hoheit au fait zu setzen."

Die Prinzessin hatte sich aufgerichtet und stand einen Augenblick nachdenkend da. Zornige Bewegung arbeitete in ihren Zügen.

„Das ist die Folge der italienischen Politik, welche sich zwischen zwei unversöhnliche Gegensätze hat stellen wollen und die Feindschaft beider endlich davontragen wird. — Durch die Chassepotsalven von Mentana ist Frankreich von Italien getrennt, — und bitter wird sich diese Trennung einst rächen. — Auch die Ideen, über welche ich mit Ihnen gesprochen," fuhr sie zu Herrn Meding gewendet fort, — „sind damit zu Unmöglichkeiten geworden, — denn nach diesem Ereigniß wird die Zukunft unberechenbar."

Sie ließ sich langsam wieder in ihren Fauteuil zurücksinken.

„Erlauben Eure Kaiserliche Hoheit, daß ich mich zurückziehe," — sagte Herr Meding, „es drängt mich, meinem Herrn von diesem wichtigen Ereigniß Kunde zu geben."

Er küßte die Hand der Prinzessin, welche leicht den Kopf neigte, und verließ den Salon. — —

Die Prinzessin hatte Recht. Die Ideen, welche die Entrevue von Salzburg veranlaßt hatten, — welche bei dem österreichischen Besuch in Paris hatten zur weiteren Entwickelung kommen sollen, waren durch den Zug Garibaldi's und den Zusammenstoß bei Mentana beseitigt. Italien zog sich tief verletzt von Frankreich zurück und wartete, bis eine günstige Gelegenheit ihm erlauben würde, die Hand auf seine nationale Hauptstadt zu legen.

Oesterreich zog sich ebenfalls vorsichtig in sich selbst zurück und aus der Staatskanzlei am Ballhofsplatze zu Wien gingen die feierlichsten Versicherungen herzlichen Einvernehmens nach Berlin ab. Das kaiserliche Frankreich stand isolirt in Europa da und hatte in dieser Isolirtheit nicht den Trost des Wortes: „Der Starke ist am mächtigsten allein."

Während so das Kaiserreich einsam dastand auf seinem leise und allmälig zerbröckelnden Fundament, — während das berliner Kabinet in kalter und stolzer Ruhe unbeirrt seinen Weg verfolgte, — verkündete die offizielle Presse triumphirend — und triumphirend wiederholte die öffentliche Meinung in Frankreich:

Les chassepots ont fait merveilles.



In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Abu Telfan

oder

Die Heimkehr vom Mondgebirge.

Roman

von

Wilhelm Raabe.

Zweite Auflage.

3 Bände. 8. Eleg. brosch. 3 Thlr. — oder 5 fl. 15 kr. rhein.

Abu Telfan ist trotz dem fremdländischen Titel kein afrikanischer, sondern ein deutscher Roman im tiefsten Sinne des Wortes. Der Held — wenn man diesen tagesüblichen Ausdruck für die Hauptpersönlichkeit eines so großartigen Kunstwerkes denn einmal gebrauchen muß — kehrt nach zehnjähriger Gefangenschaft unter einem Negerstamme des Mondgebirges in das deutsche Vaterstädtchen — nach Nippenburg — zurück. Damit beginnt das Buch, das allen früheren Werken Raabe's an unübertrefflichem Humor gleichkommt, an tragischer Größe und Tiefe der ihm zu Grunde-liegenden Idee sie jedoch sämmtlich, wie überhaupt Alles, was die deutsche Literatur seit Jahrzehnten hervorgebracht hat, überbietet. Daß dieß keine Buchhändlerphrase ist, wird der Leser, der zum Verständniß wahrer, prunkloser Poesie befähigt ist, empfinden, wird die deutsche Literaturgeschichte früher oder später bestätigen. Sie wird Raabe's Namen neben denjenigen Jean Paul's setzen und wird beifügen, daß, während er mit dem letzteren die seltene Begabung, den Ernst, den Humor, das vielseitige Wissen, den tiefen Einblick in hohe und niedere menschliche Verhältnisse und vor Allem die echte, warme Menschenliebe getheilt, er die Fehler des großen Wunsidler Dichters, welche das Verständniß desselben nur Wenigen ermöglichen, zu vermeiden gewußt hat.





